



CHRISTIAN KNEIPS

EIN
MORD AM
ENDE DER
WELT

Ein Cornwall-Krimi

Ein Mord am Ende der Welt

Kriminalroman

von

Christian Knieps

© Alle Rechte beim Autor

Feedback ist erwünscht - als Rezension oder per Mail an
christian@christianknieps.net

www.christianknieps.net

Prolog

Das Leben eines Menschen verläuft selten in den Bahnen, die man sich in der Jugendzeit vorgestellt hat – geschweige denn in jenen, die man sich als Kind so sehr erwünscht. Aber das, was man in seiner Kindheit erfährt, prägt den Menschen fürs ganze Leben.

Meine Urgroßmutter hatte meine Geburt noch erlebt, doch als ich vier Jahre alt war, starb sie schnell und ohne großes Leiden. Bis zu ihrem Ende konnte sie mit meiner Großmutter lachen und ihr Geschichten aus der alten Zeit erzählen, als die Welt noch eine völlig andere war. Meine gutherzige Großmutter glaubte diese Geschichten, und alle Worte meiner Urgroßmutter schienen ihr die reine Wahrheit. Meine Mutter hingegen dachte bei diesen ausschweifenden und zuweilen phantastisch anmutenden Erzählabenden immer, dass meine Urgroßmutter sehr viel dazuerfinde, was nicht gewesen ist, einfach, um die Geschichten schauriger, spannender oder lustiger zu machen.

Der Volksmund sagt gerne, dass Neigungen, Talente und Ausprägungen gerne mal eine Generation überspringen. So war ich wieder Feuer und Flamme, wenn meine Großmutter mit uns am Abendtisch saß und lange ausholte, um eine Geschichte aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts zu erzählen, die an Spannung und Abenteuerlust kaum zu übertreffen war. Ich glaubte meiner Großmutter, wie sie ihrer Mutter geglaubt hatte – und auch wenn meine Mutter sich dagegen sträubte, an eine gut erzählte Geschichte zu glauben, sollte das ihr Pech bleiben - ich genoss jede davon!

Doch all das Glück der alten Zeit änderte sich, als ich größer wurde und meine Großmutter sich entschloss, das Haus meiner Urgroßmutter zu verkaufen, da es die letzten zwölf Jahre leer gestanden hatte. Niemand aus der näheren Familie oder weiteren Verwandtschaft hatte sich für das alte und nicht mehr ganz taufrische Haus interessiert. Nach langen zwölf Jahren entschied meine Großmutter dann mit einem Mal, dass sie nun mit der Trauer soweit abgeschlossen habe, dass das Haus ihrer Jugend, das mit all ihren Erinnerungen behaftet war, verkauft werden könne.

Niemand außer meiner Großmutter hatte in den letzten Jahren einen Fuß in das Haus gesetzt. Da wir keine Geldsorgen hatten, sodass meine Großmutter das Haus nicht umgehend zu Geld machen musste und sie alles unangetastet ließ, war fast alles noch in dem Zustand, in dem meine Urgroßmutter das Haus zurückgelassen hatte, als sie von uns ging.

Als meine Großmutter, meine Mutter und ich eines Tages zusammen in das alte Haus eintraten, roch der Innenraum ein wenig muffig, da seit langem nicht mehr gelüftet worden war, doch es wirkte aufgeräumt und man hätte meinen können, das Haus hätte sich in einen Dornröschenschlaf zurückgezogen, um die Zeit des Nichtgebrauchtwerdens zu überwintern. Wir beließen alles so, wie es meine Urgroßmutter eingerichtet hatte, staubten die Möbel ab, wischten die Böden, räumten die

Schränke aus und schmissen einige alte Alltagsgegenstände weg. Als Erinnerung nahmen wir nur die besonderen Stücke mit, jene, die uns an die schönen Zeiten mit der Urgroßmutter erinnerten. Als wir mit dem Hausputz fertig waren, wollten wir bereits unser Tagwerk beenden, als meiner Großmutter einfiel, dass es noch einen Dachboden gäbe, auf dem sich sicherlich noch einige Gegenstände befänden, die es zu begutachten lohne.

Da meine Mutter der steilen, äußerst wackeligen Treppe zum Dachboden ihr ganzes Leben lang schon nicht traute, nahm mich meine Großmutter an die Hand und kletterte mit mir auf den Dachboden. Als wir oben im Dachgeschoss standen, war es, als wäre ich in eine andere Welt eingetreten.

Überall lagen Gegenstände aus einer Zeit herum, die längst vergessen scheint. Ich sah ein altes Telefon, das man noch an der Seite kurbeln musste, ein verstaubtes Grammophon mit einem riesigen goldenen Trichter und eine schmiedeeiserne Kleiderstange, an denen noch uralte Kleider hingen, die zu Beginn des letzten Jahrhunderts wohl mal modern gewesen waren. Als ich die Klamotten berührte, sah ich, wie sich in ihnen die Motten eingenistet hatten, was mich zurückschrecken ließ.

Aber dennoch sprachen alle Gegenstände von Gesang, Tanz, Spiel und Spaß. Es war, als könnte ich die Atmosphäre dieser Zeit förmlich anpacken und mich in sie hineinziehen lassen.

Dann entdeckte ich in der Ecke eine antike Kommode, keine dieser neuzeitlichen Imitate, sondern eine echt-massive in weiß, mit kleinen Schubladen und noch kleineren Griffen. Auf dieser Kommode lag ein kleines Deckchen und darauf eine Melone, ein Bowler-Hut, wie sie in den Dreißigern jeder Mann, der etwas auf Mode hielt, getragen hat. Wäre die Realität jetzt wie im Film verschwommen und hätte mich in die Zeit, aus der dieser Hut stammte, zurückgezogen – ich wäre dahingeschmolzen vor Glück und ihr blind gefolgt.

Aber kaum, dass ich mir alles genauer ansehen wollte, rief meine Mutter von unten und wollte wissen, ob es auf dem Dachboden noch etwas zum Mitnehmen gab oder ob alles in den Müllcontainer wandern sollte. Bevor meine Großmutter zurückrufen konnte, griff ich an ihren Arm und schüttelte heftig den Kopf, ganz so, als ob ich ihr sagen wollte, dass sie diese Welt nicht verraten dürfe. Zum Glück verstand meine Großmutter mein Anliegen und antwortete meiner Mutter, dass hier nichts wäre, was unmittelbar von Interesse sei. Ich dankte meiner Großmutter überschwänglich mit meinen Augen, die mir ein verschwörerisches Lächeln schenkte.

Als wir gemeinsam wieder nach unten gingen, war es mir, als ob ich mit der Geheimhaltung dieses Ortes ein Reich bewahrt hatte, das durch den kühlen Aktionismus meiner Mutter nur entweiht worden wäre. Ich möchte nicht falsch verstanden werden – ich liebe meine Mutter über alles, aber sie war nun mal ein Kind unseres Jahrhunderts. Sie war fortschrittlich und allem Neuen erst einmal aufgeschlossen. Ich hingegen wünschte mir manchmal, dass sich nicht immer alles so schnell

veränderte, sondern auch mal etwas gleich blieb, was gut war! In dieser Einstellung ähnelte ich sehr meiner Großmutter!

Später am Abend hatte ich endlich die Gelegenheit, allein mit meiner Großmutter über die Fundstücke auf dem Dachboden zu sprechen. Ich erklärte ihr, warum ich sie darum gebeten hatte, meiner Mutter nichts von diesem Ort zu erzählen, und ich war mir absolut sicher, dass ich in meiner Großmutter eine Verbündete fand. Denn auch sie hatte noch ein Gefühl für jene Zeit, in der vieles nicht ging, was heute normal erscheint.

In den folgenden Wochen, in denen meine Großmutter immer wieder die Räumung des Hauses nach hinten verschob, da es ihr doch nicht so leicht fiel, wie sie anfangs dachte, verbrachte sie viel Zeit mit mir auf dem Dachboden des alten Hauses. Immer wenn ich aus der Schule kam und meine Mutter noch auf der Arbeit war, trafen wir uns verschwörerisch im Haus meiner Urgroßmutter, das fußläufig von unserem gemeinsamen Haus entfernt war.

Meine Großmutter lebte bei uns im Haus; im Parterre hatte sie eine kleine Einliegerwohnung bezogen, nachdem mein Großvater schon vor meiner Geburt gestorben war. An den Tagen, wenn wir zum alten Haus unterwegs waren, gingen wir Hand in Hand die zwei Straßen hinab und freuten uns bereits auf unsere Rückkehr in die alte Zeit. Jedes Mal, wenn wir das Dachgeschoss betraten, entspann sich zwischen uns eine Art Rollenspiel, in dem ich mich meistens in eine aufreizend junge Dame verwandelte, während meine Großmutter in verschiedene Rollen schlüpfte – in die gestrenge, zuweilen herrische Mutter oder in den gütigen, aber nicht sehr gut auf seine Frau zu sprechenden Lord mit Frack und Hut. Auch wenn uns die Klamotten nicht sehr gut passten und viele in einem sehr schlechten Zustand waren, hatten wir einen Riesenspaß, legten alte Schallplatten auf, tanzten und lachten dabei.

Den größten Spaß aber hatten wir beide, als wir etwas entdeckten, was selbst meine Großmutter bisher nicht kannte: mehrere Hefte eines handgeschriebenen Textes, viele schier endlose Seiten lang, schon etwas verblasst, doch von einem hochinteressanten Inhalt, der uns staunend machte, je länger wir in dem Text lasen. Die mühevoll, sauber geschriebene Schrift half uns beiden, sich gegenseitig das Geschriebene vorzulesen, und wir waren erstaunt, welch tiefes Geheimnis in ihm steckte – und was meine Urgroßmutter überraschenderweise damit zu tun hatte...

1. Kapitel

Ich heiße Alexandra McAllister und bin zu dem Zeitpunkt, da ich diese Gedanken aus meinen Erinnerungen auf dieses Papier niederschreibe, vierundzwanzig Jahre alt. Doch die Ereignisse, von denen ich berichten möchte, liegen bereits sieben Jahre zurück. Nur hatte ich bisher kaum den Mut gefunden, mich an die seltsamen Vorgänge zu erinnern, sodass ich mich dagegen sträubte, das

Geheimnis, das damals durch meinen Vater und mir untersucht worden war, aus dem Gedächtnis aufzuschreiben.

Mein Vater, John McAllister, ein hochrangiger Polizeibeamter aus Plymouth, hatte meiner Mutter, Maria McAllister, zu ihrem fünfzigsten Geburtstag eine Freude machen wollen und die Familie zu einem Urlaub in ein Hotel in der äußersten Ecke von Cornwall eingeladen. Das Hotel steht, wenn es heute noch dort steht, zwischen den beiden Ortschaften St. Just und St. Levan an der Atlantikküste, von wo man einen wundervollen Blick auf das tosende Meer hinaus hat.

Sicher ist es heute, sieben Jahre nach den Ereignissen, die danach auch verkürzt durch die landesweite Presse gingen, nicht mehr als ein verlassenes Hotelgebäude. Ich kann es mir eigentlich gar nicht anders denken. Denn die Gäste mussten ausbleiben, nachdem es in diesem Hotel mehrere Verbrechen gab. Was wohl jedoch noch viel schwerer wiegt: dort im Hotel spukt es! Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen! Hätte ich gewusst, in welches Hotel uns mein Vater bringt – ich hätte mich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt...

Unsere Heimatstadt Plymouth liegt rund neunzig Meilen ostwärts von dem Hotel, das sich At Land's End nennt, und wir ließen uns von Plymouth aus dort hinfahren. Der erste Teil der Strecke meisterten wir ohne sonderliche Schwierigkeiten und hielten nach ungefähr der Hälfte der Strecke in einem Rasthaus, in dem wir ein gutes Mahl und einen starken Tee bekamen. Denn obgleich ich das raue Wetter der englischen Südküste gewohnt bin, muss ich zugeben, dass das Wetter in Cornwall nochmal um einiges rauer ist.

Ich war voller Vorfreude, aus dem beengten Plymouth wieder einmal herauszukommen, denn das letzte Mal lag schon eine Weile zurück, als ich meine Tante in Sussex besuchen durfte. Meine Tante lebt mit ihrer Familie in Brighton und hat das Glück, einen Lord aus einer alten englischen Familie geheiratet zu haben, der im Gegensatz zu vielen anderen Lords nicht bettelarm war. Dadurch kam sie in den Genuss eines weitläufigen Landgutes, das neben allerlei Vieh auch über ein eigenes Gestüt verfügt. Stundenlang bin ich damals ausgeritten und träume auch heute noch fast jeden Tag davon, wie es war, an der Küste mit dem Pferd entlang zu reiten, dabei den Wind, die Wellen und den leichten Regen, der oft fiel, um mich herum zu spüren. Auf dem Rücken eines Pferdes konnte ich frei sein. Heute, ein paar Jahre später, verstehe ich das umso mehr, da ich immer mehr das enge Leben in einer Stadt wie Plymouth ablehne und mir ein Leben in Freiheit wünsche.

Als mein Vater meine Mutter damit überraschte, ihren Geburtstag am äußersten Ende Cornwalls zu feiern und dafür sogar verlängerte Ferien zu machen, konnten beide mit ansehen, wie ich vor Glück die größten Luftsprünge von allen machte. Schnell lief ich zu meiner Freundin, die nur einige Häuser weiter die Straße hinauf wohnte und zusammen freuten wir uns den ganzen Tag lang. Zunächst dachten wir, dass es kein Problem sei, wenn Maggy mit uns käme, wie es sich mein Vater gedacht hatte, doch als wir ihrem Vater am Abend den Vorschlag unterbreiteten, lehnte er rundweg

ab. Er fand, dass es sich nicht schickte, wenn eine junge Dame in unserem Alter alleine fortfuhr. Wir widersprachen ihm aufs Heftigste, doch er blieb bei seiner Meinung, und so musste ich wohl oder übel alleine mit meinen Eltern nach Cornwall fahren.

Wie es der Zufall wollte, trafen wir in dem Rasthaus, in dem wir hielten, zwei junge Menschen, die ebenfalls zum Hotel At Land's End wollten. Sie hießen Patrick und Eleonore Johnson, wobei Patrick meistens Eton und Eleonore Elle gerufen wurde. Dass Patrick von seinen Bekannten und Freunden Eton gerufen wurde, hing damit zusammen, dass er am Eton College in irgendeinem wissenschaftlichen Fach Vorlesungen hielt. Ich muss zugeben, dass ich ihn nicht verstanden habe, welches Fach es ist, und wenn er es mir erklärt hat, dann habe ich es sicherlich vergessen. Elle Johnson war eine Person von reizendem Charakter, im Aussehen einfach, aber sehr hübsch anzusehen, immer passend gekleidet, mit einem Hauch von Kosmetika, nicht zu viel, gerade richtig, um ihren Liebreiz hervorzukehren. Beide waren nicht viel älter als ich heute – um die fünfundzwanzig und wollten ihren Jahresurlaub an der Küste Cornwalls machen. Den Patrick hart verdient habe, wie er lachend meinte, da er seine ersten beiden vollen Semester mit anstrengenden Studenten hinter sich gebracht hatte. Da ich auch heute noch keine Vorstellung davon habe, wie anstrengend die Arbeit an einem College ist, nahm ich seine Bemerkung als gegeben hin, auch wenn mich sein verschmitztes Lächeln schon ein wenig an seiner Aussage zweifeln ließ.

Mein Vater kam mit den beiden zufällig in ein Gespräch, als Elle ihren Mann fragte, wie lange sie denn noch brauchen würden, ehe sie im At Land's End seien. Als mein Vater den Namen des Hotels vernahm, drehte er sich zu den beiden um und sogleich entbrannte zwischen ihnen ein Gespräch darüber, wie sehr sich die beiden Familien freuen würden, an diesem Ort Urlaub zu machen. Dort, wo die Wellen meterhoch an die Brandung schlagen sollen, wo der Wind einen Menschen hinwegfegen kann, wenn man nicht aufpasst und wo England noch so richtig England sei, von jenem England, das in den alten Geschichten besungen wird.

Als wir mit dem Essen fertig waren, bot mein Vater den beiden jungen Reisenden an, gemeinsam mit ihnen zum Hotel zu fahren. Er hatte ein wenig Bedenken, dass wir alle Probleme bekommen könnten, das Hotel zu finden, denn es schien nicht in einer Ortschaft, sondern im Niemandsland zu liegen. In diesem Moment, als mein Vater den Scherz mit dem Niemandsland machte, überkam mich das erste Mal ein leichter Schauer, der mir über den Rücken lief. Doch ich sagte mir, dass das bestimmt kein schlechtes Zeichen sein musste, sondern ganz im Gegenteil etwas Aufregendes – wie das Reiten entlang der einsamen Küsten. Elle und Eton nahmen den Vorschlag meines Vaters dankend an.

Wir fuhren alle gemeinsam in unseren zwei Wagen weiter. Nach einer Weile kamen wir zu einem Ort namens Breage, und laut meinem Vater waren es von dort aus nur noch knappe fünfzehn Meilen bis zum Hotel. Breage wirkte wie ein Ort, an dem normalerweise nichts Ungewöhnliches

geschah, doch als wir die lange Straße hinabblickten, die durch den kleinen Ort führte, sahen wir, wie ein Zweispanner auf uns zugerast kam. Als er an uns im vollen Tempo vorbeipreschte, konnte ich für einen kurzen Augenblick sehen, dass der Fahrgast Anzeichen einer Verrücktheit auf seinem Gesicht zur Schau trug. Was es war, kann ich heute nicht mehr sagen, aber ich weiß noch, wie mein Vater schnell meinen Blick von diesem verrückt dreinblickenden Mann weg zwang, indem er meinen Kopf mit seiner Hand wendete. Doch in diesem Moment hatte sich bereits der wilde Blick des Mannes in meine Seele gebohrt. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich mir damals dachte, wie merkwürdig diese Ereignisse alle seien, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt unmöglich ahnen konnte, dass die ganze Reise noch viel merkwürdiger werden würde!

Die restliche Fahrt hinaus an die äußerste Küste Cornwalls brachten wir ohne weitere Verzögerungen hinter uns. Ohne dass wir die ganzen Augenpaare gebraucht hätten, fanden wir die Einfahrt zu unserem Hotel ohne Schwierigkeiten, obwohl die Einfahrt gut versteckt zwischen zwei alten Bäumen lag. Das Seltsame daran war, dass auf den letzten Meilen der Fahrt bis zu diesem Punkt kaum Bäume zu sehen gewesen waren. Doch diese beiden Bäume rechts und links der Einfahrt machten auf mich irgendwie den Eindruck, als bildeten sie zusammen einen ganzen Wald. Als wir die beiden mächtigen und weit verzweigten Bäume passierten und uns aufmachten, die lange Einfahrt zum Hotel entlangzufahren, erkannten wir erst, wie einsam und verlassen dieses Hotel im Niemandsland lag. Das Hotel selbst sahen wir von dort aus noch nicht, und es wurde erst auf einer kleinen Anhöhe sichtbar, die uns den Blick auf das Hotel von der Straße aus genommen hatte.

»Wenn man an diesem Ort ein Verbrechen begehen würde«, sagte mein Vater in seinem polizeilichen Denken und ohne jeden ahnenden Unterton, »wäre es fast unmöglich, dass es jemand von der Straße aus mitbekäme. Dieses Hotel liegt so abgeschieden am Ende der Welt, dass ich die Versprechungen im Vorfeld voll eingehalten sehe!«

Erst im Nachhinein und nach all den Jahren, in denen ich die Ereignisse zum ersten Mal wieder vollständig Revue passieren lasse, ist mir dieses Detail wieder eingefallen – dass mein Vater bereits vor dem Eintreffen im Hotel scheinbar wusste, dass dies der perfekte Ort war, um unbemerkt ein Verbrechen zu begehen – wenn da nicht zufällig mit meinem Vater die Polizei im Hotel anwesend gewesen wäre...

2. Kapitel

Das Hotel war in einem gepflegten Zustand, als ich es zum ersten Mal aus der Nähe betrachtete. Man sah ihm an, dass es dem Wetter an der Küste ausgesetzt war, schien aber vor kurzem gestrichen worden zu sein. Es schmiegte sich, ohne aufzufallen, in die Umgebung ein, passte zu

den schroffen Felsen, den Klippen und den steinigen Stränden in der Nähe. Es wirkte wie eine weitere zufällige Erhöhung in der Umgebung.

Obwohl man vom Hotel aus sehr gut sehen konnte, dass Gäste im Anmarsch waren, hielt sich niemand draußen zum Empfang auf, sodass mein Vater entschied, ins Hotel zu gehen, um einen Footman zu finden, der den Damen und ihm helfen sollte, das schwere Reisegepäck hineinzutragen. Es vergingen Minuten, ehe mein Vater ohne einen Hotelmitarbeiter wieder aus dem Hotel kam, uns anblickte, als wäre ihm die Börse geklaut worden und dabei ungläubig den Kopf schüttelte.

»Was für ein seltsamer Empfang!«, wunderte er sich und suchte mit seinem Blick die Umgebung nach einem Bediensteten ab.

»Haben Sie denn drinnen niemanden gefunden, John?«, fragte Elle, obwohl mir die Frage überflüssig schien.

»Nein, niemanden!«, gab mein Vater höflich zurück und schien nicht über die Unsinnigkeit der Frage nachzudenken, da er immer noch nach einem Hotelangestellten suchte.

»Da können Sie lange warten«, sagte mit einem Mal eine Stimme aus dem Nichts, und alle erschrecken bis ins Mark, denn niemand, noch nicht einmal mein Vater, ahnte, woher die Stimme kam, als sich ein alter Mann aus einer Schaukel erhob, die den Blick auf ihn verdeckt hatte.

»Tschuldigung, dass ich gedöst habe«, sagte der alte Mann, als er über die Veranda gehinkt kam, »mein Name ist Pete. Eigentlich Peter Andrew Anderson, aber alle nennen mich nur Pete.«

»Gut, Pete«, sagte mein Vater und musste sich anstrengen, den alten Mann, dem er eigentlich Respekt zollen wollte, mit dem Vornamen anzusprechen. »Wir sind Gäste des Hotels und eben erst angereist. Können Sie uns freundlicherweise sagen, wo die Bediensteten des Hotels sind? Wir wollen unsere Zimmer beziehen, aber niemand ist am Empfang...«

»Die sind alle in die Stadt gefahren«, unterbrach Pete meinen Vater ein wenig rüde, doch alten Menschen verzeiht man solche gelegentlichen Ausrutscher. »Es sind ja sowieso nur drei Leute, die sich noch um das Hotel kümmern.«

»Und die drei befinden sich alle in der Stadt?«

»Ja«, antwortete Pete, und ich sah, dass er keinen einzigen ganzen Zahn mehr im Mund hatte. »Und sie sollten schon lange zurück sein. Die fahren immer nach dem Mittagessen zu dritt in die Stadt, um alles zu besorgen.«

»Und die Gäste?«, fragte Elle.

»Die Gäste legen sich fast alle nach dem Mittagessen aufs Ohr, und die anderen, die nicht müde sind, gehen wandern oder machen sonst was«, entgegnete Pete und allen war klar, dass man sich am Ende der Welt mit anderen Regeln würde anfreunden müssen.

»Machen Sie denn auch Urlaub hier, Pete?«, fragte Patrick den alten Mann.

»Nein, ich lebe hier, in dieser Gegend – und bin so etwas wie der Hausgeist.«

In diesem Moment zuckte ich merklich zusammen, denn es war seit unserer Abreise nicht das erste Mal, dass etwas Ungewöhnliches passierte oder gesagt wurde. Aber als Pete lauthals zu lachen begann und uns sein zahnloses Mundwerk zeigte, stimmten wir alle aus Höflichkeit mit ein und hielten die Aussage für den Scherz eines alten Mannes, der es scheinbar genoss, die neuen Gäste ein wenig aufzuziehen.

»Nun gut, Hausgeist«, sagte mein Vater mit einem wohlwollenden Unterton und dem Anflug eines Lächelns, »wissen Sie denn, was wir in der Zwischenzeit machen können, während wir auf die Hotelangestellten warten?«

»Na, Sie können ja schon mal zum Strand hinuntergehen!«

»Und das Gepäck?«

»Das können Sie in die Eingangshalle des Hotels stellen«, sagte Pete ohne einen Anflug von Witz in seiner Stimme.

»Wir können doch nicht unser ganzes Hab und Gut in den Eingangsraum des Hotels stellen!«, meinte meine Mutter entrüstet und erhielt Zustimmung von Elle, der es auch nicht sicher genug erschien.

»Hier ist noch nie etwas geklaut worden«, beteuerte Pete, »nur umgekommen sind schon ein paar!« Dieser Scherz war zu viel für meinen Vater, der befürchtete, dass ich Angst und Schrecken bekommen würde, wenn wir weiter mit dem alten Mann redeten.

»Gut, gut!«, sagte er zu meiner Mutter und mir. »Was haltet ihr davon, wenn ihr euch schon mal den Strand ansieht, während ich hier auf den Besitzer des Hotels warte? Sobald er aus der Stadt zurück ist, bestätige ich schon mal die Zimmer und lasse die Koffer hochbringen.«

»Das ist eine gute Idee«, pflichtete Patrick meinem Vater bei. »Elle, schließ dich doch den beiden an – dann könnt ihr zu dritt am Strand entlang gehen und euch vielleicht ein wenig näher kennenlernen. Währenddessen warte ich mit Mr. McAllister...«

»Bitte, Patrick, nenn' mich doch John«, meinte mein Vater, und ich muss zugeben, dass ich ihn selten so vertrauensselig gegenüber einer bisher fremden Person gesehen hatte. Aber ich schob es auf den Umstand, dass wir im Urlaub waren, und mein Vater nicht alles so verbissen sah, wie er es sonst als Polizeibeamter durchaus musste.

»Feink!«, antwortete meine Mutter, schien damit aber nicht ganz glücklich. »Gehen wir runter an den Strand!«

Ich hakte mich bei meiner Mutter ein und wartete auf Elle, die noch einen Hut aus einem ihrer Koffer holen wollte. Gemeinsam gingen wir dann den leicht abschüssigen Weg hinunter zum Strand, den wir aufgrund der erhöhten Felsen zwar noch nicht sahen, aber das rhythmisch anbrandende Wasser hörten.

Ich weiß noch, wie ich dachte, dass wir drei Frauen mit der Entscheidung, an den Strand zu gehen und die Männer bei Pete zurückzulassen, vor weiteren Merkwürdigkeiten gefeit seien. Doch sie schienen nicht enden zu wollen, da ich etwas Ungewöhnliches bemerkte. Denn obwohl auf der gesamten Fahrt hierher, und eben noch vor dem Hotel der Wind vom Meer aufs Land wehte, so war es für einen kurzen Moment, in dem wir Pete und die Männer verließen, als ob sich der Wind gedreht hätte.

Aber nicht nur das, sondern ich meinte sogar, über die Schwingen des Windes klar und deutlich hören zu können, was Pete zu den beiden Männern zu sagen schien: »Wahrlich, geklaut wurde hier noch nichts, aber einige sind ertrunken, andere auf mysteriöse Weise verschwunden und wieder andere sind verrückt geworden!«

Was mein Vater auf diese Aussagen des alten Mannes antwortete, konnte ich zwar nicht mehr hören, mir aber lebhaft vorstellen. Doch leider hatte sich der Wind wieder vom Meer aufs Festland gedreht, und ich hörte nunmehr wieder das Anschlagen der Wellen an die Felsen der Brandung. Ob ich mir Petes Stimme damals nur vorstellte oder sie wirklich hörte, kann ich heute nicht mehr mit absoluter Sicherheit sagen. Aber dieser Vorfall passte in die Reihe der Merkwürdigkeiten, von denen diese nicht die letzte sein sollte...

3. Kapitel

Der Urlaub hatte noch gar nicht richtig begonnen, und es waren schon so viele merkwürdige Dinge geschehen und noch mehr angedeutet worden, dass alle meine Sinne auf Alarm standen. Ich bereitete mich innerlich darauf vor, am Strand eine Leiche oder eine mysteriöse Grotte mit einem grässlichen Tier zu finden, doch zum Glück fand ich nichts dergleichen.

Meine Mutter, Elle und ich schlenderten am Strand entlang, und während meine Mutter im Gehen ein wenig zurückfiel, hatte ich Gelegenheit, Elle ein wenig näher kennenzulernen.

Sie stammte aus gutem Hause, und ihrem Vater war daran gelegen gewesen, dass sie einen Lord oder einen Bürger aus ebenfalls gutem Hause heiratete. Doch Elle hatte am Ende ihren Dickschädel – wie sie selber von sich behauptete – durchgesetzt und den zwar klugen und aufstrebenden, aber keineswegs begüterten Patrick drei Monate zuvor geehelicht. Zu diesem Zeitpunkt der Hochzeit kannten sie sich erst zwei Monate, wie sie mir verriet.

Zudem erzählte sie mir, dass ihre Familie traditionsbehaftet war. Immerhin war der Großvater ihres Vaters ein hoher Würdenträger in Indien, der bei den Aufständen der Jahre 1857/8 fast im Alleingang mit seinen Soldaten Delhi befreit hatte, das sich damals kurz vor der Abspaltung vom Vereinigten Königreich befand. Und trotz dieser Familienhistorie war Elles Vater kein absoluter

Traditionalist, sondern eher ein sanfter Reformier, der nur darauf achtete, dass die Tradition nicht zu schnell über Bord geworfen wurde.

Elle zog nach ihrer Hochzeit zu Patrick auf das Gelände des Eton Colleges, auf dem die Wohnungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter lagen. Zu Elles Glück lag das College genau auf der richtigen Seite von London, denn ihre Eltern wohnten nur unweit der Stadtgrenze entfernt in Richmond. Wenn Elle Lust und Laune hatte, konnte sie sich in ein Gespann setzen und war innerhalb kürzester Zeit bei ihren Eltern, was eine Erleichterung für die Zustimmung der Eltern zur Hochzeit gewesen war.

Ich fand, dass Elle an sich eine überaus nette Person war, die von sich selber behauptete, dass sie nur für ihren Mann und für die Lyrik lebte. Sie besaß nach ihrer eigenen Aussage unzählige Gedichtbände aus aller Herren Länder und konnte das eine oder andere Gedicht frei rezitieren. Doch da ich nie als junges Mädchen den richtigen Zugang zu Gedichten gefunden hatte, blieben mir all ihre Rezitationen fremd und nichtssagend, obgleich ich zugeben muss, dass mich Elle mit ihrem Gedächtnis beeindruckte. In der Schule habe ich das Auswendiglernen immer gehasst, aber Elle schien es sogar Spaß zu machen.

Ich war auf jeden Fall anders erzogen worden. Mein Vater sah zwar immer noch seine kleine Tochter in mir, aber es war ihm auch daran gelegen, dass ich viel Praktisches lernte, um mich notfalls auch alleine durch das Leben schlagen zu können, was wahrlich nicht gewöhnlich ist.

Dennoch und trotz dieser Unterschiede schloss ich auf dem Weg zurück zum Hotel für diesen Urlaub Freundschaft mit Elle, die von mir nicht verlangte, dass ich ihre Lyrik mochte, ebenso wenig wie ich von ihr verlangte, meine Sachen alle zu mögen. Wir beide wussten, dass diese Urlaubsfreundschaft nie zu mehr werden konnte – und nachher, nach allem, was noch passieren würde...

Kurz bevor es wieder zum Hotel zurück ging, schloss meine Mutter, die sich den gesamten Weg am Strand ein Stück hinter uns gehalten hatte, langsam auf, kam immer näher und hakte sich bei mir unter.

»Hoffen wir mal, dass die Hotelangestellten zurückgekommen sind, denn ich habe Lust auf einen richtig starken Tee!«, sagte sie und ging mit größeren Schritten voran. Als wir soweit hochgestiegen waren, dass wir über die Felskante Richtung Hotel schauen konnten, fanden wir den Platz vor dem Hotel leer – weder mein Vater noch Patrick oder Pete waren zu sehen, was uns die Hoffnung gab, dass die Hotelbesitzer nun wirklich zurückgekommen waren.

Als wir drei Frauen uns dem Hotel näherten, nahm ich das Hotel zum ersten Mal so richtig in Augenschein. Von außen sah es nicht sehr einladend aus, denn es wirkte seltsam asymmetrisch und verwinkelt gebaut, dazu hatte es einige Fenster mit Läden und welche ohne. Doch als wir eintraten,

stellte ich fest, dass es in seinem Innern einen vollkommen anderen Eindruck machte. Es war, als würde man in eine andere Welt eintreten.

Schnell entdeckten wir meinen Vater und Patrick, während von Pete keine Spur zu sehen war, doch das schien mir in diesem Moment eher ein Segen als ein Verlust zu sein. Mein Vater kam auf uns zu, nahm mich in den Arm und ging zusammen mit meiner Mutter auf einen Herrn zu, der so gekleidet war, als würde ihm das Hotel gehören. Wir wurden einander vorgestellt, und mein Vater erklärte meiner Mutter und mir, warum die Eingangshalle des Hotels so eigenartig eingerichtet war. Überall glänzte es golden und der ganze Eingangsbereich roch nach den seltsamsten und fernsten Gerüchen, die ich bis dato in meinem Leben gerochen hatte.

»Das ist Mr. Oliver Francis Howell«, stellte mein Vater den Mann vor, mit dem er bis eben gesprochen hatte. »Er war in seinem früheren Leben ein englischer Offizier und kämpfte jahrelang in Indien gegen Aufständische, während er versuchte, den guten Willen unseres Königs George unter den Einheimischen zu verbreiten.«

»Ich habe ihm bereits erzählt, Eleonore«, fuhr Patrick fort und betonte das Eleonore so ungewöhnlich, dass es mir als besonders gekünstelt auffiel, »dass dein Urgroßvater fast im Alleingang mit seinen Soldaten Delhi zurückerobert hat.«

Ich sah rüber zu Elle und merkte, dass sie versuchte, Patrick ein dankbares Lächeln zu schenken – und dennoch blitzte in ihren Augen etwas auf, was ich im ersten Moment nicht deuten konnte. Erst im Nachhinein vermochte ich es mir als Unverständnis zu erklären, dass Patrick etwas über Elles Urgroßvater berichtete, ohne dass sie dabei war.

»Wie dem auch sei«, fuhr mein Vater fort, »Mr. Howell wurde in Indien... Entschuldigen Sie, Mr. Howell, darf ich eigentlich Ihre Geschichte, soweit Sie mir diese erzählten, weitererzählen, oder wollen Sie selbst?«

»Nein, bitte, nur zu!«, gab Mr. Howell mit einem aufreizenden Lächeln in die Runde zurück.

»Also, Mr. Howell«, nahm mein Vater den Erzählfaden wieder auf, »war also in Indien, als er an einem heißen Tag – er sagte, es wäre der heißeste Tag seines ganzen Lebens gewesen – im Dschungel einen Moment nicht aufpasste und von einer riesigen Schlange ins Bein gebissen wurde. Da er zu dieser Zeit noch etwas mehr Leibesfülle mit sich herumtrug, mühten sich seine drei Begleiter mit all ihren Kräften, ehe sie ihn ins nächste Dorf gebracht hatten, wo er von einem kundigen Mediziner geheilt werden konnte.«

»Weil es aber so lange dauerte«, setzte Mr. Howell selbst hinzu, »bis ich bei diesem Mediziner ankam, und weil das Gift bereits einen Teil meines Körpers in Beschlag genommen hatte, blieb in meinem Bein ein nicht mehr zu heilender Schaden zurück, der mich heute noch hinken lässt.«

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen – ganz, als ob wir es ihm sonst nicht glauben würden –, trat er von der Rezeptionstheke zur Seite und hinkte ein paar Schritte auf uns zu und wieder zurück.

»Wenn ich lange stehe, dauert es meist länger, bis ich wieder ordentlich gehen kann«, meinte er zusätzlich.

»Aber vor allem«, sagte Patrick, der schon die ganze Zeit darauf zu brennen schien, ebenfalls an der Unterhaltung teilzunehmen, »hat es Mr. Howell gelehrt, Indien den Rücken zu kehren und wieder in seine alte Heimat zurückzureisen.«

»Genau!«, bestätigte Mr. Howell. »Als ich wiederkam und meinen Verdienst aus den Jahren als Offizier überschlug, kam mir die Idee, es doch mit einem Hotel zu versuchen, das ich nach meinen eigenen Wünschen gestalten kann. Da fand ich dieses Hotel hier, am vermeintlichen Ende der Welt, und obwohl ich in meinem Leben schon weit über das wirkliche Ende hinaus gekommen war, nannte ich es daher auch At Land's End. Um aber Indien nicht ganz zu vergessen, denn ich habe auch tolle Erinnerungen an dieses riesenhafte Land, dekorierte ich die Eingangshalle so, als wäre man am anderen Ende der Welt – nämlich in Indien!«

Jetzt lachte scheinbar der alte Offizier in ihm, und einige stimmten mit ein. Nur ich schaute beeindruckt von seiner Lebensgeschichte in der Halle umher, in der mehr Elefantenfiguren standen, als ich jemals in den verschiedenen Zoos gesehen hatte. Außerdem waren viele andere Tierfiguren zu sehen, kleine und große, düstere und freundliche, und überall brannten irgendwelche Stangen, die die verschiedensten Düfte in die Luft abgaben. Doch bevor ich eine Frage zu der Einrichtung stellen konnte, ging das Gespräch fort, und da ich von Erzählungen aus fernen Ländern schon immer fasziniert gewesen bin, wollte ich dem Hotelbesitzer unbedingt zuhören.

»Also, willkommen in meinem Hotel«, sagte Mr. Howell, nachdem er noch einige kleinere Geschichten aus seiner Vergangenheit in Indien erzählt hatte.

Als er uns alle willkommen geheißen hatte, tauchten plötzlich und ohne Vorwarnung aus zwei verschiedenen Richtungen die beiden Bediensteten dieses Hotels auf.

»Wir sind insgesamt nur zu dritt – weil man an diesem Flecken Erde nur sehr wenig gutes Personal findet –, aber dafür sind meine beiden Angestellten die besten der Welt. Es wird Ihnen an nichts fehlen, und wenn doch, sagen Sie mir bitte Bescheid, dann kann ich alles veranlassen, was Sie wünschen. Das einzige, was passieren kann, ist, dass ich Ihre Wünsche erst noch aus der Stadt herbeiholen muss, doch dort sollte sich fast alles besorgen lassen, was Ihr Herz begehrt!«

Mit diesen einleitenden Worten hinkte Mr. Howell auf den Bediensteten zu seiner Linken, legte einen Arm um dessen schmale Schultern und sagte: »Das ist unser Koch, Francis Holland – der beste, den es an dieser Küste gibt! Seine Spezialitäten sind alle Sorten Fisch und jede Zubereitungsart von Eiern. Sie werden sich fragen, was man bei der Zubereitung von Eiern so viel

falsch machen kann, aber wenn Sie erst einmal seine pochierten Eier probiert haben, werden Sie wissen, was ich meine.«

Dann ließ Mr. Howell von seinem Koch ab und hinkte an den Gästen vorbei zu seiner zweiten Bediensteten, der er zwar nicht den Arm um die Schultern legte, aber sie so liebevoll ansah, als wären beide ineinander verliebt.

»Diese kleine Hexe hier«, sagte er dann und grinste verräterisch, »ist mein Mädchen für alles – sie macht die Zimmer, hilft beim Bedienen und macht sonst alles, was man ihr sagt.«

In diesem Moment erschien mir das eben Gesagte zusammen mit dem folgenden Grinsen etwas unpassend und unangenehm.

»Sie heißt Teresa Comyn und kommt gebürtig aus Schottland – hat aber nichts mit dem Roten Comyn zu tun, wie sie sagt. Und dennoch nenne ich sie ab und an meine kleine Königin – doch das mag sie überhaupt nicht und...«

In diesem Moment knuffte Teresa Mr. Howell in die Seite, sodass er sich sehr seltsam verrenkte, dabei aber gleichzeitig lachen musste.

»Sehen Sie, was ich meine«, sagte er, kaum Luft bekommend, »sie ist eine kleine Hexe!«

Für diesen Ausspruch erhielt er einen zweiten Knuff in die Seite und bog sich erneut so sehr, dass ihm die Luft weg blieb.

»Ich denke, wir haben verstanden, wer Ihre Bediensteten sind!«, sagte mein Vater und unterband das Schauspiel, das keiner von uns Gästen weiterhin sehen wollte. »Wenn Sie nichts dagegen haben, würden wir jetzt gerne auf die Zimmer gehen, damit die Damen sich nach dieser langen Fahrt und dem ersten Spaziergang am Strand frisch machen können!«

Wie selig war ich, als mein Vater davon sprach, dass ich mich frisch machen konnte. Immerhin waren wir seit dem frühen Morgen unterwegs und ohne die Möglichkeit, uns zu waschen oder auch mal für einen Moment in Ruhe hinzulegen. Wir wurden alle gemeinsam von Francis und Teresa nach oben in die erste Etage geführt, wo unsere drei Zimmer lagen – Elle und Patrick wohnten natürlich zusammen, meine Eltern teilten sich ein Zimmer und ich erhielt ein Einzelzimmer, was zur großen Verwunderung nicht direkt neben dem meiner Eltern lag, sondern am anderen Ende des langen Flurs. Zuerst wollte mein Vater gegen diese Belegung protestieren, doch als ich ihm sagte, dass ich das eigentlich ganz interessant fände, mal nicht direkt neben meinen Eltern zu schlafen, lenkte er ein und dachte sich womöglich, dass in diesem Hotel am Ende der Welt sowieso nichts passieren würde.

4. Kapitel

Es gibt Momente im Leben, in denen man eine gewisse Vorahnung für kommende Ereignisse hat. Selten weiß man dabei, worum es sich tatsächlich handelt, man hat eher das Gefühl, etwas wird passieren, doch nicht wann oder was.

Bei mir war so ein Moment, als ich in mein Einzelzimmer am Ende des Flures trat. Es war in ein diffuses Halbdunkel getaucht – das Licht, das von außen durch das einzige, kleine Fenster hineinschien, das nach Nordosten ausgerichtet war, wurde zusätzlich von einer abgedunkelten Gardine aus schwerem Stoff vom Eindringen abgehalten.

Francis stellte meine Koffer neben den Schrank, fragte höflich, ob er mir beim Auspacken helfen solle, doch ich verneinte, wartete auf meine Mutter, und wir räumten gemeinsam den schmalen Schrank ein. Auch meine Mutter schien irgendetwas zu spüren – oder zumindest glaubte ich das damals –, denn auch sie sagte kein Wort, obwohl sie eigentlich bis eben noch so fröhlich gewesen war. Es lag etwas Unbestimmtes in oder an diesem Zimmer, und ich schob es für den Moment auf die Dunkelheit, die selbst von den zwei Kerzen, die ich zusätzlich anzündete, kaum aufgehellt wurde.

Ich verneinte die Frage meiner Mutter, ob sie noch bei mir bleiben sollte und ließ sie zurück zum Vater gehen. Ich wartete, bis sie aus dem Zimmer gegangen war, suchte mir einen Platz auf dem fluschigen Bett, setzte mich hin und ließ mich nach hinten fallen. Doch sogleich stemmte ich mich wieder nach oben, denn es war, als hätte ich ein Geräusch von irgendwo gehört. Ein Geräusch, das ich weder einordnen noch ausmachen konnte, woher es gekommen war. Langsam und ohne selbst Geräusche zu verursachen, erhob ich mich vom Bett und wollte nach der Ursache suchen, aber im gleichen Moment war das Geräusch fort. Ich wollte es kaum glauben und ging auf Zehenspitzen durch den Raum, immer darauf gespannt, dass das Geräusch jederzeit wieder auftauchen könnte – aber nichts geschah.

Als ich mein Zimmer einmal durchschritten hatte, glaubte ich bereits, dass ich nur geträumt hatte und ließ mich erneut aufs Bett fallen, um sogleich das gleiche Geräusche zu vernehmen. Jetzt, da ich mir sicher war, dass ich keinem Trugschluss anheimgefallen war, musste ich mir überlegen, wie ich weiter vorgehen wollte. Würde ich meinem Vater davon erzählen, dass ich unerklärliche Geräusche höre und ihm sagen, dass ich glaube, dass in diesem Hotel nicht alles mit den rechten Dingen zugeht, würde er sofort davon ausgehen, dass ich Angst habe, allein in einem Zimmer am anderen Ende des Flurs zu übernachten. Die Konsequenz wäre, dass er mich sofort aus meinem Zimmer in das meiner Eltern holen würde. Da es kaum eine schlimmere Aussicht für den Urlaub gab, entschied ich mich für den Moment dagegen, meinem Vater etwas von den Geräuschen zu erzählen.

»Vielleicht ist es ja nur der Wind!«, dachte ich mir und stand ein weiteres Mal vom Bett auf. Augenblicklich verstummten die leise klopfenden Geräusche. »Wenn der Wind ziemlich stark bläst, kann er bestimmt diese seltsamen Geräusche erzeugen«, versuchte ich mir selbst zu erklären.

Ich ging zum Fenster und suchte nach einem Weg, die schwere Gardine zur Seite zu schieben, doch sie war noch viel widerspenstiger, als sie den Anschein machte. Als ich sie endlich zur Seite geschoben hatte, war es beinahe, als würde sie mich verschlucken. Ich trat in den Zwischenraum zwischen Fenster und Gardine und ließ sie los. Kaum, dass ich sie losließ, schwang sie zurück und bildete eine Trennwand zwischen mir und dem Raum. In diesem Moment war ich mir nicht sicher, ob mich jemand bei diesen Lichtverhältnissen gesehen hätte, wie ich hinter der schweren Gardine stehe.

»Also der Wind scheint es nicht zu sein«, dachte ich mir, als ich nach draußen schaute und sah, dass der Wind zwar leicht ging, ich jedoch keinerlei Geräusche vernahm.

Ich wollte mich schon wieder umdrehen und durch die Gardine zurückkämpfen, als mir die beiden Bäume am Ende der Einfahrt in den Blick gerieten. Ich sah, wie sich beide im Wind hin und her bewegten, rhythmisch, als würden sie zu dem Lied des Windes tanzen. Was angesichts dessen, dass sonst kein Wind zu gehen schien, äußerst merkwürdig war.

Doch dann geschah plötzlich etwas, was mich erschauern ließ. Ich konnte es zunächst nicht fassen und glaubte, dass ich mich versehen hatte, doch dann geschah es erneut und dann noch mal und erneut...

Ich musste mir gut zureden, dass ich stehen blieb und nicht zu meinem Vater rannte, wie es mir mein Herz befahl.

»Du musst dich geirrt haben«, sagte ich mir und zwang mich, erneut in die Richtung der beiden Bäume zu blicken, doch da war es schon wieder...

Ich zuckte zurück, stolperte über meine eigenen Beine, fiel nach hinten und wurde von der steifen Gardine aufgefangen, die soweit standhielt, dass ich sanft zu Boden glitt. Auf dem Boden sitzend, blickte ich zum Fenster hinauf, in dem ich nur einen Streifen des Himmels sah und wollte nicht mehr aufstehen, doch bald würde mich mein Vater abholen kommen und dann sicher wissen wollen, was mit mir los sei.

»Ich kann doch meinen Vater nicht anlügen!«, sagte ich mir und kämpfte eine gefühlte Ewigkeit in meinem Innern, ehe ich den Mut fand, mich an der Gardine nach oben zu ziehen. Tapfer warf ich einen letzten Blick zu den beiden Bäumen am Eingang der Einfahrt, aber dort war nichts mehr zu sehen von den zwei Gestalten, die eben noch unter den Bäumen standen, wobei eine Gestalt der anderen etwas in den Bauch rammte - ob es ein Messer war, konnte ich nicht sehen. Auf jeden Fall krümmte sich die angegriffene Person sehr stark und schien Schmerzen zu haben.

Ich kam hinter der Gardine wieder hervor. Als mein Vater an mein Zimmer anklopfte und ich ihn hereinrief, säuberte ich gerade mein Kleid, denn ein Teil des Gewichtes der Gardine kam von dem Staub, der sich wahrscheinlich über die Jahre im Gewebe gesammelt hatte. Um meinen Vater keine Sorgen zu bereiten, setzte ich eines meiner besten Lachen auf, das ausreichte, um meinen Vater über meine Sorgen hinweg zu täuschen. Womöglich war es auch deswegen so einfach, weil es so dunkel in meinem Zimmer war.

Zusammen verließen wir mein Zimmer, in dem es meiner Meinung nach irgendwie spukte. Ich befand mich in einem Dilemma, denn eigentlich sträubte sich etwas in meinem Innern dagegen, in diesem Zimmer zu übernachten, in dem ich sowieso kein Auge würde zumachen können, und der Tatsache, dass ich meinem Vater kein Recht geben wollte, dass dieser glauben konnte, dass ich ein verängstigtes, kleines Mädchen wäre, das sich nicht traut, in einem fremden Hotel alleine zu schlafen.

»Ich kann ja jederzeit zu meinen Eltern gehen«, sagte ich mir, »wenn es mir in meinem Zimmer zu viel wird. Dann kann ich immer noch klein beigegeben!«

Ich setzte also ein täuschend echtes Lächeln auf, ließ mir von meiner Mutter einen Blumenhut aufsetzen und zusammen gingen wir die Treppe hinab. Unten an der Rezeption standen die beiden Angestellten des Hotels, Francis und Teresa, mit dem Besitzer, Mr. Howell, zusammen und unterhielten sich über irgendetwas, von dem ich nur einen Ausschnitt mitbekam. Doch das abrupte Schweigen, als die drei uns entdeckten, verriet mir, dass es in diesem Hotel mehr Geheimnisse zu entdecken gab, als es auf den ersten Blick den Anschein machte.

»Entschuldigen Sie«, meinte mein Vater und blickte fest in das Gesicht von Mr. Howell. »Wann wird das Abendessen aufgetragen?«

»Eine gute Frage, Mr. McAllister«, antwortete Mr. Howell, »denn wir haben es uns zur Aufgabe gesetzt, unsere Gäste zu dem Zeitpunkt zu bedienen, wann es Ihnen gefällt. Wir bitten nur darum, uns am Vortag mitzuteilen, wann Sie am Folgetag speisen wollen – und Sie werden sehen, dass wir Sie bestens verköstigen! Da Sie heute jedoch erst angereist sind, haben wir Sie für sechs Uhr eingeplant. Oder wünschen Sie eine andere Zeit?«

»Nein«, entgegnete mein Vater, »sechs Uhr ist absolut in Ordnung!«

Mit einem geübten Griff hatte er eine Uhr aus seiner Tasche gezogen, diese aufspringen lassen, und ich sah aus den Augenwinkeln, dass es kurz vor fünf Uhr war.

»Meine Damen«, fuhr er fort, »wir haben die Wahl zwischen einem Fünf-Uhr-Tee und anschließendem Abendessen oder wir setzen heute mit dem Tee aus und trinken diesen nach dem Abendessen!«

»Ich würde gerne die Umgebung ein wenig erkunden«, platze es vorlaut und ungefragt aus mir heraus, doch mein Vater nahm es mit einem wohlwollenden Lächeln hin.

»Was sagst du, Maria?«

»Von mir aus! Den Strand haben wir schon gesehen – vielleicht gehen wir ein bisschen ins Land hinein!«, erwiderte meine Mutter.

»Gut, dann bis um sechs Uhr«, sagte mein Vater zu Mr. Howell und den beiden Bediensteten, zog zum Abschied kurz an seinem Hut, ging voran und wir beiden Frauen hinterher.

Kaum, dass wir draußen vor dem Hotel waren, kam soeben ein Paar mittleren Alters um die Ecke des Hotels. Die Dame trug einen langen Mantel, dessen Enden im Wind wehten, während sie damit beschäftigt war, mit dem Hut zu kämpfen, der aufgrund seiner Größe wegzuwehen drohte. Der Wind schien hier immer ein anderes Spiel zu treiben. Der Mann dagegen trug – wie Elle mir am Abend erklärte – einen modischen Frack nach neuestem Londoner Schnitt und einen Hut, der höher war als alle Hüte, die ich jemals auf dem Kopf eines Mannes gesehen hatte. Die beiden stellten sich uns als Edward und Josephine Pennymaker vor.

Auch das Geheimnis seines riesigen Hutes wurde gelüftet, als Edward Pennymaker erklärte, dass er in London einen kleinen Laden für extravagante Hutmoden habe. Erst jetzt bemerkte ich, dass der Hut, den Josephine Pennymaker trug, ebenfalls seltsam war, nicht in der Form, sondern im Stoff. Ich war mir sehr sicher, dass es bestimmt irgendein neuartiger Stoff war, von dem alle jungen Mädchen in Plymouth sprachen und von dem niemand wusste, wie dieser Stoff in Wirklichkeit aussah.

»Neue Gäste sieht man immer gerne«, sagte Mr. Pennymaker, aber seine Stimme klang nicht so, als würde er seine Aussage ernst meinen.

»So? Wie lange sind Sie denn schon vor Ort?«, fragte mein Vater, nachdem wir uns gegenseitig vorgestellt hatten.

»Seit sieben Wochen!« meinte Mrs. Pennymaker, und betonte die Zahl sieben sehr deutlich. »Wir haben noch drei weitere vor uns. Der Arzt sagte...«

»Sprich doch nicht immer vom Arzt, Liebling«, fuhr ihr Mann in einem Tonfall dazwischen, der das Wort Liebling seltsam klingen ließ. »Die anderen Gäste interessieren sich nicht dafür, ob es mir gut oder schlecht geht!«

»Na jedenfalls«, fuhr Mrs. Pennymaker unbeirrt fort, »hat der Arzt gemeint, dass Edwards Nervenleiden schneller ausheilen würde, wenn er weit weg von seinem Geschäft sei. So weit wie nur möglich!«

»Und deswegen sind wir nach Cornwall gefahren«, sagte Mr. Pennymaker und hatte scheinbar nun nichts mehr dagegen, dass seine Frau den Arzt und seine Leidensgeschichte erwähnt hatte.

»Woher kommen Sie, wenn ich fragen darf?«, wollte Mrs. Pennymaker wissen.

»Aus Plymouth«, antwortete mein Vater, »und Sie haben Recht – wir sind heute angekommen und hoffen, hier vor Ort drei ruhige Wochen zu verleben. Meine Frau feiert zwischendrin einen runden Geburtstag, da...«

»Den vierzigsten, nehme ich an«, meinte Mr. Pennymaker, doch ich sah ihm direkt an, dass er meiner Mutter nur schmeicheln wollte.

»Den fünfzigsten«, antwortete meine Mutter jedoch mit leichter Röte im Gesicht.

»Meine Güte – Sie sehen keinen Tag älter als vierzig aus! Auf mein Wort! Auf meine Ehre!«, lobte Mr. Pennymaker und lobte insgesamt einmal zu viel, womit sein Charme sinnlos verpuffte.

»Sie schmeicheln mir«, sagte meine Mutter, und ich merkte an ihrem Unterton, dass ihr die Schmeichelei nicht so gefiel, wie sie es mit Worten ausdrückte.

»Nun, wie gesagt«, unternahm mein Vater einen neuerlichen Versuch, »wollen wir hier drei ruhige Wochen verbringen...«

»Ruhige Wochen?«, unterbrach Mr. Pennymaker erneut, sodass mein Vater über sein rüdes Verhalten leicht erbost war, »die bekommen Sie hier nie! Denn Sie müssen wissen, dass es hier...«

»Edward!«, keifte mit einem Mal seine Frau dazwischen.

»Was denn? Die neuen Gäste haben ein Anrecht darauf zu erfahren, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugeht.«

»Aber du weißt doch gar nicht, dass es hier spukt«, sagte Mrs. Pennymaker und hielt sich sogleich den Mund zu, als ihr auffiel, dass sie das Geheimnis selbst ausgeplaudert hatte.

»Meine Dame«, sagte mein Vater mit einer milden Tonlage, »wir haben bereits von mehreren Personen gehört, dass es hier nicht mit rechten Dingen zugehen soll, aber ich kann Ihnen sagen, dass sich das ganze bestimmt auf normale Weise erklären lässt. Immerhin geht hier vor Ort ein steifer Wind und...«

»Haben Sie zufällig den Mann vorbeifahren sehen, der heute Morgen blitzartig das Hotel verlassen hat?«, fragte nunmehr Mrs. Pennymaker, ohne die Erklärung meines Vaters bis zum Ende hören zu wollen.

»Ja, das haben wir!«, meldete ich mich zu Wort, denn ich freute mich, dass auch außerhalb meiner Familie jemand das Gefühl hatte, dass an diesem Ort nicht alles mit den rechten Dingen zugeht.

»Als wir zwischendurch Rast hielten, sprengte ein Zweispanner vorbei, und im Wagen saß ein Mann, der mehr als verwirrt schien – fast sogar verrückt.«

»Das ist er bestimmt gewesen! Nein, er muss es sogar gewesen sein! So wie Sie ihn beschreiben«, sagte Mrs. Pennymaker sichtlich erregt.

»Sehen Sie sich vor«, mahnte Mr. Pennymaker und machte eine verschwörerische Geste, lehnte sich zu meinem Vater vor und raunte ihm herüber: »Manche von den hier Anwesenden sollen sogar schon Geister gesehen haben!«

»Das halte ich gänzlich für ausgeschlossen«, gab mein Vater laut und mit Nachdruck zurück.

»Sie werden es sehen – oder vielmehr hören!«, meinte Mrs. Pennymaker, ehe sie mit ihrem Mann im Hotel verschwand.

Als sich die Türe hinter den beiden schloss und nur noch der Wind, der leise um das Hotel pff, zu hören war, verspürte ich wiederum das seltsame Gefühl, das ich auch im Zimmer verspürt hatte – eine gewisse Vorahnung, die sich noch seltsam wandeln sollte.

5. Kapitel

Wir gingen nicht sehr weit ins Land hinein. Meinen Eltern war nach dem Kennenlernen der Pennymakers und den wirren Geistererzählungen der Spaß am Erkunden vergangen. Indem sie sich bei mir entschuldigten, meinte ich, dass ich jetzt auch hungrig sei, was beide ein wenig die Sorgen aus den Gesichtern weichen ließ.

Wir machten uns langsam auf, zum Hotel zurückzukehren und suchten einen Weg an den beiden Bäumen vorbei, durch die wir in die Einfahrt treten wollten. Und als ob sich die Ereignisse, die ich aus meinem Zimmer beobachtet hatte, wiederholen wollten, beugten sich die beiden Bäume plötzlich unnatürlich gegen den Wind, sodass ich kurz aufschrie, mein Vater sich zu mir umdrehte und ich tat, als hätte ich mich vor einem großen Käfer auf dem Boden erschrocken, den ich glücklicherweise im letzten Moment zu sehen bekam.

Mein Vater hatte ob der Situation gut lachen, denn ich blieb seine Kleine, die selbst vor einem großen Käfer Angst hatte. Aber das Allererstaunlichste für mich war, dass weder meine Mutter noch mein Vater mitbekommen hatten, dass sich die Bäume widernatürlich verhielten. Ich kämpfte in meinem Innern mit mir, ob ich die beiden darauf ansprechen sollte, doch wie zuvor im Zimmer entschied ich mich zum Schweigen, da ich erst auf eigene Faust herausfinden wollte, warum ich die seltsamen Begebenheiten sah, während andere diese nicht wahrzunehmen schienen. Falls es sie überhaupt gab!

Mit weichen Knien trat ich unter den beiden Bäumen durch den Eingang in die Einfahrt und glaubte jeden Moment, dass die Äste mich gleich umschlingen und nach oben ziehen würden. Doch nichts Sonderbares geschah, außer dass der Wind, aus der Nähe betrachtet, die Äste mit den Blättern stark durchschüttelte. Erst als ich mich außerhalb der vermeintlichen Reichweite der Äste wähnte, atmete ich auf und konnte es trotz eines Gefühls der Unsicherheit vermeiden, andauernd nach hinten zu blicken, was über kurz oder lang einem meiner beiden Eltern aufgefallen wäre.

Als wir uns dem Hotel näherten, hatte ich zum ersten Mal die Gelegenheit, es von der anderen Seite näher in Augenschein zu nehmen. Zwangsläufig blickte ich in den ersten Stock, hoch zu

meinem Fenstern und erschrak bis ins Mark, blieb stehen und begann zu zittern. Mein Vater bemerkte, dass irgendetwas mit mir nicht stimmte, drehte um und kam zu mir.

»Ist alles in Ordnung, Alexandra?«, fragte er. »Du zitterst ja am ganzen Leib? Was ist los?«

»Ich – da...«, stammelte ich und zeigte auf das Fenster meines Zimmers, in dem ich eindeutig den Schatten eines Menschen gesehen hatte, doch als ich zusammen mit meinem Vater zum Fenster hoch blickte, war der Schatten verschwunden.

»Was, meine Kleine? Ich sehe nichts!«, sagte mein Vater verwundert, da er nicht wusste, wohin er blicken sollte.

»Ach nichts, Vater!«, sagte ich und zwang mich innerlich zur Ruhe, was mir erstaunlicherweise auch einigermaßen gelang. »Ich dachte nur...«

»Was dachtest du?«

»Ach nichts! Ich glaube einfach nur, dass ich großen Hunger habe und anfangs, mich sehr unwohl zu fühlen. Schließlich habe ich seit dem späten Morgen nichts mehr gegessen!«

»Und dazu kommt die Meeresluft«, pflichtete mir meine Mutter bei, und ich erkannte, dass ich mit dieser Notrettung für den Moment sicher war. »Die Luft ist hier, am weitesten Ende Englands, anders als in Plymouth. Da kann es schon mal vorkommen, dass man vor Hunger zu zittern beginnt!«

Oh wie dankte ich meiner Mutter für diese Hilfe, denn mein Vater blickte weiterhin skeptisch in mein Gesicht, das ich, wie zuvor in meinem Zimmer, versuchte, zu einem Lächeln zu verziehen, und ganz gleich, ob es das Lächeln oder die Worte meiner Mutter waren, ließ mein Vater von mir ab und wandte sich zurück in Richtung des Hotels.

»Dann wollen wir jetzt was zu Abend essen!«, beschloss er und nahm wieder seinen gewohnten Schritt auf.

Meine Mutter und ich folgten ihm schweigend. Meinen Arm eingehakt stützte mich meine Mutter und tätschelte dabei meine Hand, als wäre ich ein altes Großmütterchen, das beim Gehen gestützt werden müsse. Und tatsächlich hatte ich mich noch nie so unsicher und gebrechlich gefühlt wie in diesem Moment, als mir die Knie weich wurden. Der Schatten im Fenster blieb im Übrigen verborgen, bis wir zusammen das Hotel erreichten und das Fenster aus meinem Blickwinkel verschwand.

Menschen können sich selbst verrückt machen, indem sie sich Sachen einreden, die nicht existieren, die sie aber für existent halten. Mit diesem Gefühl saß ich in dem kleinen Speisesaal des Hotels, wartete gemeinsam mit meinen Eltern darauf, dass sich Teresa oder Francis blicken ließen und dachte darüber nach, ob ich jemals wieder den Mut finden würde, in dieses Zimmer zu gehen. Doch wie auch vorhin schon war die Angst, als kleines Mädchen vom Vater betüddelt zu werden,

viel zu groß, sodass ich meine Sorgen von mir fort schob und versuchte, meine Gedanken in eine andere Richtung zu lenken.

Zum Glück kam Teresa recht zügig, nachdem wir Platz genommen hatten. Da sie neben dem Dienstmädchen auch die Bedienung dieses Hotels war, nahm sie unsere Bestellung auf, sagte meinen Vater bei zwei Gerichten, dass sie dafür nicht alles vorrätig hätten, aber gerne für die nächsten Tage besorgen könnten, und am Ende hatten sich mein Vater und Teresa auf ein Menü geeinigt, dass sie als eine gute Wahl versprach. Sie verschwand in der Küche – sicherlich um das Menü mit Francis durchzusprechen – und kam mit mehreren Flaschen Wein und Sekt zurück, von denen sich mein Vater einen Wein aussuchte. Auch diesen nannte Teresa eine gute Wahl, obgleich ich wusste, dass meinem Vater auch französischer Landwein als Prachtwein verkauft werden konnte – und er es nicht einmal gemerkt hätte.

Mein Vater gab zu verstehen, dass auch ich ein Glas Wein trinken dürfe – weil ich doch bald achtzehn würde –, und ich vermied es in diesem Augenblick zu erwähnen, dass ich bereits vor einigen Jahren das erste Glas Wein bei meiner Tante getrunken hatte. Ich gab mich ganz als kleine Lady und nippte nur langsam an dem angeblich so neuen Getränk, ließ die klugen Sinnsprüche meiner Eltern über mich ergehen und hüstelte bei einem größeren Schluck, um die kleine Farce vollständig zu machen.

Alsdann wurde bereits aufgetragen – es gab Suppe als Vorspeise und so schnell sie zubereitet worden war, so schnell war sie auch verspeist, sodass wir Zeit hatten, eine weitere, uns bisher nicht bekannte Familie kennen zu lernen.

Peter Boughound, genauer gesagt Dritter Baron Boughound, machte mit seiner Frau, Baroness Amber Boughound, und Tochter Esther ebenfalls Urlaub in diesem Hotel. Die Familie befand sich gerade in der zweiten Woche. Baron Boughound stammte aus dem englischen Adel, und obwohl sein Großvater ein bedeutendes Mitglied des englischen Unterhauses gewesen war, woraus sich auch der Baron-Titel erklärte, war Baron Peter Boughound vielleicht der ärmste englische Adelige, den ich jemals kennenlernen durfte. Nicht nur, dass sein Vater, der Zweite Baron Boughound, das gesamte Vermögen des Vaters an der Börse durchgebracht hatte, nein, er hatte auch dem Sohn einen riesigen Schuldenberg hinterlassen, den dieser selbst nach der Hochzeit mit Baroness Amber nur ansatzweise zu tilgen vermochte. Wenn nicht ein lebenswürdiger Onkel wäre, der für diese kleine Familie alles tat, was in seiner Macht stand, um seiner Nichte Esther ein gutes Leben zu ermöglichen, wäre diese Familie trotz adeliger Abstammung hoffnungslos verloren.

Während der Baron und die Baroness joviale Zeitgenossen waren, die sich sofort mit meinen Eltern verstanden, war das Verhältnis zur gleichaltrigen Esther mehr als unterkühlt. Auf keine meiner Fragen gab Esther eine ausführliche Antwort. Zudem sah sie sehr kränklich aus. Ihr Gesicht war eingefallen, die Haut war aschfahl und ihre Augen versprühten kaum ein Zeichen des Lebens. Doch

ihr kränkliches Aussehen wurde noch gesteigert, als sie sich hinsetzte und kurz das Gesicht verzog, als hätte sie nicht gerade geringe Schmerzen.

»Eine äußerst seltsame Person«, dachte ich mir und wendete meinen Blick von Esther ab, um mich der Unterhaltung meiner Eltern mit dem Baron und der Baroness zu widmen.

»Wissen Sie«, sagte der Baron gerade zu meinem Vater, »wenn Sie mal Zeit haben und nicht wissen, was Sie an diesem verlassenem Ort machen können, sagen Sie mir nur Bescheid – ich kenne neuerdings ein paar Fischer, die im nächsten Ort wohnen. Die können uns mal zu einer Ausfahrt in aller Frühe mitnehmen.«

»Danke«, sagte mein Vater, »aber ich bin kein Freund des Wassers. Mir wird meistens genau dann schlecht, wenn die erste Welle das Boot schwanken lässt, und endet erst, wenn ich eine zeitlang wieder festen Boden unter den Füßen habe.«

»War nur ein Angebot«, gab der Baron etwas pikiert zurück, »aber es gibt auch noch anderes zu entdecken. Nicht sehr weit von hier gibt es eine Grotte – die soll so lang sein, dass man kaum an ihr Ende kommt. Manche sagen sogar, dass diese Grotte der Eingang zur Hölle ist, doch wir wissen ja alle, was wir von solchen Ammenmärchen zu halten haben, nicht wahr!?!«

»Ja, das ist wahr!«, pflichtete mein Vater bei und war beinahe glücklich, als Teresa ankündigte, dass man jetzt den zweiten Gang servieren würde, während bei den Boughounds der erste Gang anstand.

Wir drehten uns alle zurück zu unseren Tischen und ließen die Gänge auftragen. Immer mal wieder ließ ich meinen Blick am Kopf meines Vaters vorbei gleiten und suchte vor allem das Gesicht der gleichaltrigen Esther, weil ich nach all den Vorfällen des Tages für Merkwürdigkeiten sensibilisiert war. Irgendwie spürte ich, dass mit ihr nicht alles in Ordnung schien. Diese Krankheit, die sie in sich gekehrt wirken ließ, hatte sie nicht ihr gesamtes Leben lang gehabt, das glaubte ich zu spüren. Aber warum ich das spürte?

Es ist seit jeher Sitte in unserer Familie, am Essenstisch zu schweigen, solange gegessen wird, sodass mir immer wieder die Gelegenheit gegeben war, die anderen Menschen im Saal zu beobachten, was sie machten und wie sie sich verhielten. Es waren jedoch nur wenige der Tische belegt, die im Raum herumstanden, und da wir bisher auch nur sieben weitere Hotelgäste kennen gelernt hatten, konnte ich auch nicht sagen, wie voll dieser Raum noch werden würde.

Als nächstes trafen Patrick und Elle Johnson ein, nickten freundlich zu uns herüber, weil sie sahen, dass wir inmitten eines Menügangs waren und setzten sich an einen Tisch in der Ecke, der für ein Paar zu zweit vorgesehen war. Nur wenige Momente später traten auch die uns bereits bekannten Pennymakers durch die Eingangstüre in den Speisesaal, grüßten ebenfalls wortlos und setzten sich direkt an den Tisch neben uns.

Während Teresa bei allen Tischen die Bestellungen und Wünsche aufnahm, blickte ich im Saal umher und fragte mich, da mir alle anwesenden Menschen bekannt waren, ob das auch alle Gäste des Hotels seien. Vorerst schien es so, da fürs Erste niemand Neues mehr dazu stieß. Irgendwann hatte ich in einer Unterhaltung zwischen meinem Vater und dem Hotelbesitzer aufgeschnappt, dass das Abendessen, das in der Reservierung mit inbegriffen war, selten jemand verpassen würde, der nicht gerade weit vom Hotel entfernt war

»Was der Gast gebucht hatte, das würde er auch in Anspruch nehmen!«, war der Satz, den ich dazu von Mr. Lowell im Ohr hatte. Vermutlich lag es einfach daran, dass es in der näheren Umgebung keine andere Möglichkeit gab.

Auf jeden Fall war der Saal trotz seiner übersichtlichen Größe nicht sehr voll und hätte sicherlich mehr als die doppelte Menge an Gästen aufnehmen können, als plötzlich seltsam anmutende Geräusche aus der Eingangshalle in den Speisesaal drangen. Mit einem Mal schwang die Türe auf und zwei Männer, die beide eine stattliche Uniform trugen, traten ein. Dass die beiden bereits vor dem Abendessen angeheitert, wenn nicht angetrunken waren, war kaum zu übersehen, denn sie gingen keinen geraden Weg zu einem der Tische, an dem sie sich auf die Stühle fallen ließen.

»Bedienung!«, grölte der eine der beiden, anscheinend der Ältere, und ich sah, wie mein Vater bereits das Gesicht verzog.

»Teresa! Marsch! Marsch!«, rief der Mann in Uniform erneut, und mein Vater wollte sich gerade zu dem Störenfried umdrehen, als Teresa aus der Küche erschien und sich aufmachte, die Bestellung der beiden Männer aufzunehmen. Mein Vater drehte sich zurück und suchte den Blick zu meiner Mutter, die gelassen, beinahe stoisch wirkte, als würde sie ein solcher Aufruhr nicht aus der Ruhe bringen können. Ich jedoch war innerlich darauf gespannt, wie das mit den beiden Störenfriedern weitergehen würde und schaute immer mal wieder an der Schulter meiner Mutter vorbei.

Ich bekam mit, wie der jüngere der beiden Offiziere die Bedienung eingehend und ohne sich zu genieren musterte, doch als er ihr ohne Einverständnis an ihren Hintern griff, erschrak Teresa so stark, dass sie fast die zwei Tassen fallen ließ, die sie auf den Tisch abstellen wollte.

»Meine Herren! Ich muss Sie doch sehr bitten!«, sagte Teresa und versuchte, höflich zu den Gästen zu bleiben.

»Warum denn so schüchtern?«, fragte der Jüngere der beiden, und alle im Raum merkten, dass er weit davon entfernt war, nüchtern zu sein, »nur weil ich dir mal in den Po kneife, heißt das doch noch lange nichts.«

Als er den letzten Satz beendete, kniff er ihr ein weiteres Mal in den Po, und Teresa quiekte erneut erschrocken auf, doch dieses Mal war es meinem Vater zu viel. Er legte sein Besteck zur Seite, stand mit einem Ruck auf, drehte sich zu den beiden Uniformierten und wirkte schon, als er sich den beiden nur zuwandte, von imposanter Statur.

»Meine Herren!«, sagte er mit einer bestimmten, aber keineswegs Streit suchenden Stimme. »Ich denke, dass es an der Zeit ist, sich bei Mrs. Comyn zu entschuldigen und sie ihre Arbeit machen zu lassen. Sie tragen immerhin eine Uniform! Ich trage meine Uniform normalerweise im Dienst. Daher erwarte ich von Ihnen – von Ihnen beiden – dass Sie sich so benehmen, wie Sie sich auch in Ihrer Einheit benehmen würden. Wenn Sie Ihrem Vorgesetzten in den Po kneifen würden – was meinen Sie, was dann passiert?«

Die beiden machten eine abfällige Bewegung, die andeutete, dass ihnen in einem solchen Fall nichts Gutes drohen würde, wirkten aber nicht so, als wäre die Ansage meines Vaters bei ihnen angekommen.

»Wenn Sie beide nicht möchten, dass ich dafür sorgen, dass Sie vor die Tür gesetzt werden, ohne etwas gegessen zu haben, dann verlange ich von Ihnen, dass Sie sich genau so verhalten, wie ich und die Armee das von Ihnen erwartet. Und mit dem Alkohol ist heute Abend Schluss!«, verfügte mein Vater, auch in Richtung Teresa, die dankend nickte.

Während die beiden von dieser klaren Ansprache nun eingeschüchtert wirkten und bei Teresa ein einfaches Abendessen mit Tee bestellten, verhielten sie sich in der Folgezeit vorbildlich und schienen Vernunft angenommen zu haben. Obwohl ihre Manieren nun einwandfrei waren, vermochte ich es, immer mal wieder zwischendurch Fetzen von ihren Gesprächen aufzunehmen, sodass ich in der Pause zwischen Hauptgang und Dessert erfuhr, dass der eine bereits Offizier war, während der andere sich gerade erst gemeldet hatte, um die Offizierslaufbahn einzuschlagen.

Der ältere von beiden erzählte gerade eine spannende Geschichte aus einem seiner Gefechte, die er auf einem fremden und exotisch anmutenden Kontinent für England und die Krone gefochten hatte, als eine weitere Person den Raum betrat, die ich bisher noch nicht kannte. Da sich jedoch außer Patrick und Elle niemand nach der alten Frau umdrehte, die auf ihrem Gehstock gestützt zu einem einzeln stehenden Tisch am Eingang zum Speisesaal ging, war mir sonnenklar, dass es sich um einen Gast handelte, der bereits länger in diesem Hotel wohnte und allen anderen bekannt war. Sofort kam Teresa herbeigelaufen, nahm die Wünsche der alten Dame auf, brachte ihr auch umgehend einen heißen, dampfenden Tee, in den die alte Dame zwei Löffel Zucker hinein tat und solange rührte, dass ich beinahe glaubte, sie wolle den Tee kalt rühren. Dabei schaute sie sich im Raum um, entdeckte Patrick und Elle und erkannte, dass es sich wohl um neue Gäste handelte. Sie musterte auch meine Familie eindringlich und insbesondere fing sie immer wieder meine verstohlenen Seitenblicke auf, wie eine Hexe, die genau weiß, wann sie angeschaut wird, selbst wenn der andere sich in ihrem Rücken befindet.

Immer wieder musste ich meinen Blick ertappt abwenden, doch ebenso zog es ihn auch wieder zu der alten Frau hin, die ich mir wunderbar als die Hexe von Eastbourne vorstellen konnte, über die im letzten Sommer so viel in der Presse gestanden hatte. Die Hexe von Eastbourne musste auch

eine alte Dame gewesen sein, die Menschen in den Wahnsinn getrieben hatte. Lange Zeit war sie von der Polizei nicht verdächtigt wurde, da sich kein Polizist vorstellen konnte, dass diese schrullige und zum großen Teil verwirrte Frau überhaupt solche Verbrechen begehen konnte. Lange Zeit jagte man den gesichtslosen Täter, und zusammen mit meinem Vater fieberten wir der Meldung in der Tagespresse entgegen, in der verkündet wurde, dass der Täter geschnappt worden sei. Umso mehr war es für alle bemerkenswert, dass es am Ende die Hexe von Eastbourne gewesen sein soll. Doch der größte Schock des Abends sollte noch auf mich warten. Denn als ich ein weiteres Mal von der alten Frau erwischt wurde, wie ich sie beobachtete, richtete ich meinen Blick fort von ihr, auf einen Tisch, an dem den ganzen Abend niemand gegessen hatte. Doch genau in dem Augenblick, als ich nun dorthin blickte, war der Tisch nicht mehr leer! Der alte Pete saß in offener Körperstellung zu mir hinter dem Tisch, hatte sein Gesicht auf die Arme aufgestützt und grinste mich vielsagend an. Sofort wendete ich meinen Blick wieder ab, doch wieder genau zurück zur alten Hexe. Ich sah sofort, dass auch sie mich mit einem starren Gesichtsausdruck anschaute. Der Schock, den ich in diesem Augenblick bekam, saß tief, und zu meinem Glück sahen weder meine Mutter noch mein Vater, wie ich mich erschreckte. Wie zum Wunder bemerkten sie aber auch nicht, dass Pete und die alte Frau so schauderhaft zu mir herüberstarrten. Als Konsequenz aus meinen Erfahrungen hielt ich meinen Blick bis zum Ende des Essens ganz bei mir, konzentrierte mich auf das kleine Kuchenstück, das ich zum Nachtsch des insgesamt leckeren Menüs erhielt und aß es auf, ohne es genießen zu können.

6. Kapitel

Auch wenn meiner Mutter während des gesamten Essens meine Blicke zu der alten Dame und Pete nicht aufgefallen waren, so wunderte sie sich dennoch, dass ich den Kuchen aß, da sie von mir wusste, dass ich Apfelkuchen eigentlich nicht mochte.

»Der hier schmeckt anders als die anderen, die ich sonst so gegessen habe«, log ich ausweichend, »aber vielleicht liegt es auch einfach an der Luft, die hier an der Küste anders ist als bei uns zu Hause in Plymouth.«

»Das wird es wohl sein«, sagte meine Mutter und gab sich offenbar mit meiner Antwort zufrieden. Obwohl wir einer der ersten abendlichen Gäste waren und nach der alten Frau keine neuen Gäste mehr zum Abendessen kamen, waren meine Eltern und ich neben Patrick und Elle die letzten Gäste, die sich noch bedienen ließen. Mein Vater hatte sich einen Bourbon und eine Zigarre kommen lassen, während meine Mutter und ich zusahen, wie er versuchte, bestimmte Figuren in seinen Rauch zu hauchen.

Als wir von seinen Versuchen genug gesehen hatten, kramte meine Mutter ein Kartenspiel hervor und wir begannen Twenty-One zu spielen, bei dem ich meine Mutter ein um das andere Mal besiegen konnte. Ich hatte eine derartige Glückssträhne, dass meine Mutter bereits ganz verzweifelt war und bei meinem Vater um Beistand bat. Doch mein Vater interessierte sich überhaupt nicht für Kartenspiele und vor allem nicht für eins, das das Lieblingsspiel der Verbrecher war, die er alltäglich verhaften musste.

So verbrachten wir den Abend über im Speisesaal und ließen den ersten Urlaubstag ausklingen, der für mich nicht merkwürdiger und zugleich spannender hätte sein können. Über mein Erschrecken bei der alten Dame und vor allem über den zu mir starrenden Pete hatte ich die Vorfälle rund um mein Zimmer ganz vergessen. Erst nach einer Weile, nachdem wir das Kartenspielen aufgehört hatten, kamen mir die Gedanken daran zurück, und ich erschauerte bei der Vorstellung, bald in das Zimmer zurückzukehren, in dem es offensichtlich spukte.

»Aber du bist kein kleines Mädchen mehr!«, sagte ich mir immer wieder und versuchte mich innerlich zu besänftigen, damit ich keine Angst zeigte, die mich verraten könnte.

»Wollen wir gleich zu Bett gehen?«, fragte dann meine Mutter plötzlich, und ich zuckte merklich zusammen, was aber meine Eltern zum Glück nicht mitbekamen.

»Ich bin auch schrecklich müde«, sagte ich und musste mir selber jedoch eingestehen, dass ich noch hellwach war.

»Einen guten Abend wünsche ich!«, tönte es mit einem Mal hinter mir, und als ich mich bis ins Mark erschrocken umblickte, sah ich in das nunmehr freundlich grinsende Gesicht des alten Pete, der so gar nichts mehr von dem mysteriös und unheimlich wirkenden Pete von eben gemein hatte.

»Keine Sorge! Ich wollte nur fragen, ob Ihnen der Aufenthalt hier gefällt.«

»Ja, danke!«, sagte mein Vater kurz und knapp und widmete sich wieder seiner Zigarre.

»Gut, danke!«, blieb auch meine Mutter knapp.

»Und du? Wie findest du das Hotel?«, fragte er mich direkt, nachdem er den Tisch halb umrundet hatte und mir fast gegenüberstand.

»Mir gefällt es bisher sehr gut!«, log ich und hoffte, dass man meine Lüge nicht allzu leicht entdeckte.

»Und wie findest du dein Zimmer? Es ist doch das am Ende des Flures?«, fragte er mich, und ich spürte, wie sich mein gesamtes Innerstes zusammenzog.

»Woher ich das weiß?«, sagte Pete, nachdem ich für einen Moment mit der Antwort zögerte. »Ich habe im Hauptbuch an der Rezeption nachgesehen. Ist eine alte Macke von mir, dass ich gerne weiß, wer wo in diesem Hotel übernachtet!«

Petes anschließendes Lachen über den vermeintlichen Witz machte die Situation nicht besser, denn wahrscheinlich fragte nicht nur ich mich, warum es für einen Außenstehenden wichtig war zu wissen, wo wer wann wie schläft!

»Wollen die Damen Geschichten über diese Gegend hören?«, fragte Pete und schaute ausschließlich mich an.

»Sind es Schauergeschichten?«, fragte ich ohne Umschweife, denn eigentlich liebte ich es, wenn Menschen Geschichten erzählten, die von düsteren Gestalten nur so wimmelten. Früher, wenn mein Vater von der Arbeit nach Hause kam, nahm er mich oft auf den Schoß und erzählte mir eine Geschichte, die er als Polizist erlebt hatte, wobei er aber immer darauf achtete, dass er die Geschichte so abänderte, dass ich mich nicht zu sehr erschreckte!

»Es gibt auch durchaus einige Geschichten, die etwas schaurig sind«, gab Pete zu verstehen.

»Ich denke«, schaltete sich mein Vater ein, »dass die beiden Damen bald schlafen gehen wollen und sich sicherlich keine Alpträume wünschen. Wenn Sie eine Geschichte erzählen wollen, bitte eine heitere, bei der sich die beiden entspannen können.«

»Eine heitere Geschichte? Ich schaue mal, ob mir eine einfällt«, meinte Pete und schien in seinen Gedanken zu kramen. »Es gibt da tatsächlich eine, die durchaus erheiternd ist. Es handelt sich dabei um die Geschichte eines Seeräubers, der...«

»Ich sagte doch: keine Schauermärchen. Darunter fallen auch Geschichten über Verbrecher, Halunken, Diebe oder Menschen, die einem Angst und Schrecken einflößen, wenn man sie trifft!«

»Ich versichere Ihnen, Mr. McAllister, dass dies eine Geschichte über einen ehrenhaften Seeräuber ist, der in seinem fortschreitenden Leben erkannte, dass er sündig gelebt hat.«

»Aber die Geschichte, die sie erzählen wollen, spielt doch in der Zeit, in der ihr reuiger Seeräuber noch nicht reuig und eher unehrenhaft war, nicht wahr?«

»Zu dieser Zeit trug er jedoch schon die Saat des Guten in seinem Herzen – und wenn ich einmal sagen darf, dann glaube ich daran, dass ein Mensch entweder schlecht oder gut ist, sonst nichts!«

»Und was ist dann Ihr Seeräuber, Mr. Anderson? Ein guter Mensch kann er nicht sein, wenn er andere Menschen bestiehlt oder sogar gemordet hat – was bei dieser Bande keine Seltenheit wäre!«

»Gemordet hat er nie!«, schoss es aus Pete hervor, »aber gestohlen – das hat er wohl. Aber wie gesagt, er trug die Saat des Guten in seinem Herzen, von Geburt an...«

»Dann wäre er kein Seeräuber, sondern Seemann geworden, und er hätte nicht gestohlen, sondern sein Einkommen sauer erarbeitet!«

»Vielleicht hat er sich auch in seinen jungen Jahren als leichtgläubiger Mensch verleiten lassen und erst später erfahren, was es heißt, ein guter und gläubiger Mensch zu sein!«

»Ein guter Mensch wird nicht gut, sondern er ist es – und dabei bleibe ich!«, sagte mein Vater mit Bestimmtheit, nahm seine Zigarre wieder auf und musste diese erneut anzünden, da sie zwischenzeitlich ausgegangen war.

»Wie Sie meinen! Dann wünsche ich allen eine geruhsame Nacht!«, sagte Pete etwas pikiert und wollte bereits gehen.

»Aber Sie haben noch gar nicht Ihre Geschichte erzählt!«, intervenierte ich.

»Dein Vater möchte nicht, dass ich Geschichten von Seeräubern erzähle, die zu guten Menschen werden, weil er nicht glaubt, dass Seeräuber gute Menschen sein können. Tut mir leid, Kleines! Ein anderes Mal!«

»Haben Sie keine andere Geschichte, die Sie mir erzählen können. Eine, wo keine Verbrecher vorkommen?«

»Mal sehen – wenn du mich so nett darum bittest. Ja, da wäre eine. Es handelt sich um eine Frau, die irgendwann vor langer Zeit einmal in diesem Hotel abstieg, um genau eine Nacht zu verbringen, denn sie musste am nächsten Tag wieder zurück fahren. Wir alle waren erstaunt, warum diese Frau nur für eine Nacht kam, denn sie konnte ja aufgrund der Lage des Hotels unmöglich auf der Durchreise sein, denn weder nach Norden, Süden oder Westen war die Weiterreise möglich – nur in Richtung Osten, doch aus der kam sie ja. Sie nahm sich ein Zimmer – übrigens das kleine Zimmer am Ende des Flurs, in dem du auch schläfst –, kam nicht zum Abendessen, sondern blieb den ganzen Abend über in dem Zimmer und fuhr morgens in aller Frühe wieder vom Hotel fort. Wenn ich nicht zufällig draußen auf der Veranda geschlafen hätte, wäre mir das nicht aufgefallen, dass die Frau vom Hotel wegfährt.«

Pete machte eine Pause und schien in Erinnerungen zu verhaften, sodass ich mich räusperte, doch Pete machte keine Anstalten weiter zu erzählen.

»Pete? Mr. Anderson?«, fragte ich leise.

»Ja?!«, sagte er ein wenig erschrocken.

»Wie geht die Geschichte weiter?«, wollte ich wissen. »Sie sagten, dass die Dame anreiste und wieder abreiste, ohne sich zwischendurch blicken zu lassen.«

»Das stimmt exakt, ja!«

»Aber wie geht es weiter? Oder war das schon alles?«

Wie verwundert blickte Pete von mir zu meiner Mutter und dann zu meinem Vater, als brauchte er Hilfe, um sich an die Ereignisse zu erinnern.

»Ich denke, wir sollten alle zu Bett gehen, nicht wahr?«, meinte mein Vater, um dem Geschichtenerzählen ein Ende zu setzen.

»Allerdings«, meldete sich Pete dann doch noch einmal zu Wort, »hatte die Geschichte einen kleinen Haken, den ich für mich bisher noch nicht auflösen konnte.«

»Welchen?«, fragte ich und spürte, dass es doch ein spannendes Geheimnis um diese Frau gab, die nur für eine Nacht im Hotel geblieben war.

»Wie gesagt schlief ich in dieser Nacht auf der Veranda des Hotels und sah eindeutig, dass die Dame das Hotel verließ, aber als wir alle am Morgen aufstanden, fanden wir die Dame in ihrem Zimmer. Ich habe keine Ahnung, wie sie dort hingekommen ist, denn es gibt nur den einen offenen Eingang in der Nacht – und der ist der vorne heraus!«

»Sie haben die Dame auf ihrem Zimmer gefunden? Warum ist das denn so ungewöhnlich? Ich meine, vielleicht hat sie sich wieder rein geschlichen...«

»Das wäre mir sicherlich aufgefallen – ich habe einen sehr leichten Schlaf und wache bei dem geringsten Geräusch auf. Nein, es muss etwas anderes gewesen sein, denn als ich zu Mr. Howell ging und ihm sagte, dass die Dame in der Nacht abgereist war, schickte er sogleich Teresa nach oben, um nachzusehen – doch da...«

»Was war da?«, fragte ich wie gebannt.

»Die Dame lag tot auf dem Boden und hatte ein Messer in der Brust stecken.«

»Das reicht jetzt«, sagte mein Vater plötzlich, stand mit einem gewaltigen Ruck auf und sah Pete scharf an.

»Ich habe Sie gebeten, meiner Tochter keine Schauergeschichten zu erzählen, und Sie haben nichts Besseres zu tun, als ihr von einem seltsamen Mordfall zu berichten!«

»Ich bin kein kleines Mädchen mehr«, protestierte ich gegen die Aussage meines Vaters.

»Doch das bist du – und wirst es auch immer bleiben, wenn du dir immer solche Schauergeschichten anhörst! Ich denke«, wandte er sich an Pete, »dass Sie sich jetzt aus dem Staub machen. Und ich denke, dass es jetzt wirklich an der Zeit ist, zu Bett zu gehen. Das gilt insbesondere für dich, Alexandra!«

Da war dieses besonders betonte Alexandra, was mein Vater immer nur dann aussprach, wenn er mit irgendetwas nicht einverstanden war – ein deutliches Zeichen, dass ich mich in den nächsten Tagen in seiner Gegenwart besser verhalten und ihm bloß nicht widersprechen sollte.

»Entschuldige, Vater!« schob ich absichernd nach und erntete einen kurzen, wohlwollenderen Blick von meinem Vater, der zwar seinen Zorn ein wenig besänftigte, aber mich wieder zu dem kleinen Mädchen werden ließ, das er weiterhin in mir zu sehen schien.

Pete hingegen verließ den Raum, wirkte aber nicht angegriffen oder arg verstimmt, sondern piffte leise eine mir unbekannt Melodie und war alsbald verschwunden.

»Gehen wir schlafen!«, meinte mein Vater, drückte seine Zigarre aus, ließ sie auf dem Tisch und schob den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, bei.

Gemeinsam gingen wir nach oben und zu meiner Überraschung gab mein Vater keinen weiteren Kommentar dazu ab, dass ich am Ende des Flurs, so ganz alleine in einem Zimmer, übernachtete, in dem Zimmer, in dem auf mysteriöse Weise eine Frau umgekommen war.

Diese Reaktion meines Vaters war deshalb ungewöhnlich, weil wenn man Pete trauen konnte, war es durchaus möglich, dass der Mörder noch frei herumlief. Denn Pete hatte nichts davon erzählt, dass man den Mörder gefunden hatte. Und auch nicht, wie lange dieser Vorfall schon her war.

Aber vielleicht hatte mein Vater auch bereits zu viele Morde in seinem Leben als Polizist untersuchen müssen, dass für ihn eine Tote nichts weiter war als seine Arbeit, die er Tag für Tag verrichtete. Für mich hingegen war es ein seltsames Gefühl, in den abgekühlten Raum zu treten, in dem irgendwann einmal eine Tote mit einem Messer in der Brust auf dem Boden gelegen hatte.

Bevor ich die Türe schloss, blickte ich den Gang entlang und fand meinen wartenden Vater, der mir noch mal ein Zeichen gab, damit ich mich daran erinnerte, die Türe von innen auch richtig abzusperrern. Ich schenke ihm mein schönstes Tochter-Lächeln, schloss sanft die Türe und machte alles genau so, wie wir es abgesprochen hatten. Vor allem deshalb, weil ich mir denken konnte, dass mein Vater eine Kontrolle durchführen würde, die auch keine drei Minuten auf sich warten ließ.

Ich hörte seine leisen Schritte auf dem Flurteppich, bevor er an der Türe war, und als ich seine Stimme kurz nach dem Runterdrücken der Türklinke vernahm, wusste ich, dass ich trotz der zwei verschiedenen und weit auseinander liegenden Räume weiterhin seine kleine Tochter war – ob ich es wollte oder nicht.

7. Kapitel

Mit dem Wissen über die Geschehnisse in meinem Zimmer, das ich von Pete erhalten hatte, und den Ereignissen des Tages konnte ich nicht einfach einschlafen, wie ich es mir gewünscht hätte und wie es nach diesem anstrengenden Tag nötig gewesen wäre. Immer wenn ich versuchte die Augen zu schließen, sah ich, wie die Frau auf dem Boden lag, tot und trotzdem schreiend. Ich hatte keine Ahnung, warum sie schrie, aber ich hatte das Gefühl, dass an ihrem Tod mehr ungerecht war, als es im ersten Moment erschien. Vielleicht war es gar nicht die Frau auf dem Boden, die schrie – sondern ich!

Als ich dann nach einigen wirren Stunden endlich einschlief, wurde es auch nicht besser. Kaum war ich eingeschlafen, da träumte ich, dass ich nun auf dem Boden des Zimmers lag und ein Messer in meinem Bauch steckte. Wie wild suchte ich im Halbschlaf meinen Körper nach diesem Messer ab, und obwohl ich es nicht fand, blieben die Schmerzen. Ich krümmte mich und suchte auch auf

meinem Rücken nach dem Messer, ohne dass ich mich gleichzeitig auf den Bauch drehen konnte, da ich mir sicher war, dass ich dann das Messer weiter in mich hineindrücken würde!

Immer fahriger wurden meine Bewegungen, bis ich endlich aufwachte, schweißgebadet und mit stechenden Schmerzen in der Brust. Unter leichten Muskelkrämpfen stand ich auf, wechselte mein durchschwitztes Schlafkleid und legte mich zurück ins Bett. Ich kämpfte mit mir, ob ich nicht doch zu meinen Eltern flüchten sollte, in die Nähe meines Vaters, der mich beschützen würde. Doch dann sprach ich zu mir selbst ein Machtwort und erinnerte mich daran, meinem Vater keine Gelegenheit zu geben, mich als sein kleines Mädchen beschützen zu müssen!

Über diesen Gedankengang muss ich dann erneut eingeschlafen sein, und als ich am nächsten Morgen in aller Frühe aufwachte, fühlte ich mich übernächtigt und verspürte den starken Wunsch, mit irgendetwem über diesen seltsamen Traum zu sprechen.

»Vielleicht spreche ich heute mal mit Elle?«, sagte ich mir und stellte mich ans Fenster, drückte die schwere Gardine zur Seite und blickte in die frühe Morgendämmerung. Das umgebende Land befreite sich langsam von dem tiefen Schwarz der Nacht und offenbarte den Bodennebel, der sich wie eine dicke Suppe über das Land und das angrenzende Wasser gelegt hatte. Die Sicht war so eingeschränkt, dass es mir nicht einmal gelang, die beiden Bäume am Ende der Einfahrt zu sehen – jene beiden, die mir gestern einen riesigen Schrecken machten.

»Was ist nur mit dieser Esther los?«, fragte ich mich auf einmal, während ich in den Nebel hinausstarrte. »Irgendwie habe ich das Gefühl, dass mit der etwas nicht in Ordnung ist. Und ich bin mir sicher, dass auch mein Vater denkt, dass bei dieser Familie mehr im Busch ist, als Baron Boughound uns weiß machen will. Ich habe mehrfach gesehen, wie mein Vater seine Stirn in Falten gelegt hat, als ihm der Baron etwas erzählte – ein deutliches Anzeichen, dass mein Vater etwas anderes denkt als er vorgibt. Aber was mit Esther ist – das muss ich herausfinden!«

Ich wollte gerade zum Bett zurückkehren, um ein allerletztes Mal zu versuchen, wenigstens noch ein bisschen Schlaf nachzuholen, doch als ich meinen Blick abwenden wollte, sah ich, wie sich ein Schatten im Nebel bewegte – nicht sehr lange, sondern nur einen kurzen Moment, aber ausreichend lange, um meine Aufmerksamkeit zu erlangen. Unweigerlich zuckte ich zurück, duckte mich bis unterhalb des Fensters und fragte mich, ob jemand von draußen sehen konnte, dass ich hier oben direkt hinter dem Fenster stand. Und wenn diese Person mich sehen konnte, warum beobachtete sie mich – oder beobachtete sie vielleicht nur das Hotel?

Ich kroch an die Seite des Fensters und versuchte dabei, so wenig wie nur möglich, die Gardine in Bewegung zu setzen. Als ich das Ende erreichte, ging ich auf die Knie und blinzelte von der Seite des Fensters nach draußen und schrak mit dem ersten Blick auch direkt wieder zurück, denn dort stand wahrhaftig eine Person im Nebel – ich konnte sie eindeutig an den Umrissen als Mensch erkennen! Doch wer schlich um diese Uhrzeit draußen um das Hotel?

Nachdem ich meinen Puls ein wenig beruhigt hatte, fasste ich den Mut, ein weiteres Mal nach draußen zu blicken – doch dieses Mal war die Person weg und nirgends ein Schatten zu sehen! In mir stieg eine leichte Panik auf, ich suchte mit meinem wirren Blick im Nebel umher und fragte mich auf einmal, ob meine Tür so verriegelt war, wie mein Vater es mir vorgegeben hatte.

Ich achtete nicht darauf, ob sich die Gardine bewegte oder nicht, sondern krabbelte dahinter hervor, lief durch den abgedunkelten Raum zur Türe und prüfte ihre Verschlussheit, was sie auch war.

Langsam kehrte in mir die Ruhe zurück, aber eine kleine Anspannung blieb, weil ich mir immer noch nicht sicher sein konnte, dass die Person, die ich im Nebel zu sehen geglaubt habe, nicht doch ein Hirngespinnst von mir war. Ich legte mich wieder in mein Bett und versuchte mich zu entspannen – und entgegen meiner Erwartung –, es gelang! Ich atmete tief ein und aus und fühlte mich augenblicklich schläfrig, sodass mir meine Augenlider zufielen.

Wie lange ich schlief, kann ich nicht mehr sagen, aber irgendwann später fing das Klopfen wieder an, das ich am Vortag bereits vernommen hatte. Doch dieses Mal war das Klopfen von einer anderen Form, es hatte einen anderen Rhythmus und eine andere Lautstärke – als käme es von weiter weg als am gestrigen Tage. Ich unterdrückte einen Schrei, der sich in meinem Innern sammelte und atmete weiter tief ein und aus, um die Angst im Zaum zu halten. Dann war das Klopfen vom einen auf den anderen Moment wieder fort und sollte auch fort bleiben, bis ich vom Klopfen meiner Mutter an der Türe aus dem Schlaf gerissen wurde.

Meine Eltern und ich machten uns für das Frühstück fertig, zu dem es einen starken schwarzen Tee und allerlei herzhaft Leckereien gab, in denen sich die Urtümlichkeit des rauen Cornwalls widerspiegelten. Mein Vater nahm reichlich Eier, Würstchen und Speck und aß sich satt, während meine Mutter und ich bei einem Brot mit Marmelade blieben. Wir waren früher bereits mehrere Male in einem Hotel zur Übernachtung gewesen, und daher war für mich das Frühstück nichts Besonderes. Als ich jedoch das erste Mal in einem Hotel übernachtet hatte, war ich darauf gespannt gewesen, was man denn alles bekommen würde, das es zu Hause nicht gab.

Wir genossen das müßige Nichtstun am Morgen, das Bedientwerden, dass sich jemand anderes um das Decken und Abräumen des Frühstückstisches kümmerte. Das Hotel lag in einer großen Ruhe da, denn es waren nur wenige Gäste des Hotels zu dieser frühen Stunde auf. Wir trafen Mr. und Mrs. Pennymaker sowie die alte Dame, die gestern Abend wie eine alte Hexe gewirkt hatte. An diesem Morgen wirkte sie jedoch wie eine alte Dame, die keiner Fliege was zuleide tun konnte.

Die Ruhe hielt bis zu dem Augenblick, als Patrick wie ein Blitz in das Frühstückszimmer gerannt kam und in den Raum schrie, dass Diebe in diesem Hotel seien!

Mein Vater traute seinen Ohren kaum, hob seinen Kopf ungläubig von seinen Eiern und Würstchen, stand sofort auf, ging wortlos zu Patrick, deutete ihm an, dass er ihm helfen würde und

folgte ihm auf dessen Zimmer. Da ich die Spannung kaum aushalten konnte und selbst den Eindruck hatte, dass mit diesem Hotel nicht alles stimmte, lief ich, ohne auf die abwehrende Haltung meiner Mutter zu achten, hinterher und etwas später als die beiden Männer zu dem Zimmer, in dem Elle auf Patricks Rückkehr wartete.

»Und du bist dir sicher, Patrick, dass etwas geklaut wurde?«, fragte mein Vater mit jenem Tonfall, den er immer dann gebrauchte, wenn er in einem Fall ermittelte.

»Nein!«, antwortete Patrick. »Oder doch? Elle? Hast du was entdeckt, das uns gestohlen wurde?«

»Nur dass unsere Sachen durchwühlt wurden!«

»Und ihr seid euch sicher, dass jemand sie durchwühlt haben muss?«, fragte mein Vater und erkannte in diesem Augenblick, dass ich den beiden gefolgt war. Der Anflug eines Lächelns, das sich sofort wieder verzog, zeigte mir an, dass mir mein Vater deswegen nicht böse war.

»Es muss jemand in unserem Zimmer gewesen sein!«, sagte Elle mit einer brüchigen Stimme.

»Denn ich habe unsere Kleidung gestern ordentlich aus den Koffern in die Schränke geräumt – und jetzt schaut euch das hier an!«

In dem Schrank war tatsächlich alles durchwühlt, ganz so, als hätte jemand alle Kleidungsstücke herausgeräumt und einfach wieder zurück geschmissen. Kein Kleidungsstück lag ordentlich zusammengelegt an seinem Platz, wie es Elle beschrieben hatte.

»Und ihr seid euch beide sicher«, fuhr mein Vater die Befragung fort, »dass ihr nichts gehört habt?«

»Es ist eigentlich unfassbar«, antwortete Elle, »denn normalerweise habe ich einen sehr leichten Schlaf. Patrick ja nicht so sehr! Der schläft auch noch, wenn das Haus brennt und über uns einzustürzen beginnt. Ich aber höre jede Maus, die sich irgendwo in den Gemäuern verbirgt! Doch auch ich habe nichts und niemanden in dieser Nacht gehört!«

»Und die Türe war verriegelt?«, fragte mein Vater weiter und untersuchte derweil das Fenster, doch an der Scheibe und an der Verriegelung war keine Beschädigung zu entdecken. Auch das Schloss, das auch in der Nacht geschlossen gewesen war, sah unberührt aus.

»Ich sagte doch eben auf der Treppe«, meinte Patrick ein wenig vorwurfsvoll, »dass ich alles vor dem Schlafengehen überprüft habe! Denn ich schlafe, wie Elle sagt, sehr fest und würde noch nicht einmal einen Einbrecher hören, wenn er direkt neben mir versucht, den Nachttisch aufzubrechen!«

»Ich glaube dir ja, Patrick«, gab mein Vater zurück, »aber Fragen und Zweifel sind eine Berufskrankheit jedes Ermittlers. Glaub mir bitte, dass ich schon die tollsten Geschichten gehört habe, die genau dann ins Wanken kamen, weil einer der Betroffenen oder Zeugen ein winziges Detail nicht oder falsch erzählt hat.«

»Meine Details sind aber alle richtig!«, insistierte Patrick gekränkt.

»Gut – dann muss ich im ersten Moment einmal davon ausgehen, dass es einer von euch beiden war!«, sagte mein Vater, und ich sah an seinem stechenden Blick, mit dem er Richtung Patrick schaute, dass er provozieren wollte.

»Wir sollen unsere eigenen Sachen durchwühlt haben?«, fragte Elle ungläubig.

»Warum sollten wir denn so etwas machen?«, fragte auch Patrick scharf. »Wir sind hier, um uns zu entspannen, um Urlaub zu machen und nicht, um unsere eigenen Kleidungsstücke zu durchwühlen, damit es so aussieht, als wären wir Opfer von Dieben geworden!«

»Du sagst eines der Zauberwörter: Es sieht so aus!«, hielt mein Vater dagegen. »Bisher seid ihr euch ja nicht sicher, ob überhaupt etwas gestohlen wurde.«

»Nein, es sieht nicht danach aus, als ob etwas gestohlen wurde«, bestätigte Elle.

»Wenn nichts gestohlen wurde und ihr eure Türe und euer Fenster bestens abgesperrt hattet, stellt sich die Frage, ob es wirklich Diebe waren!«

»Du behauptest also immer noch, dass es einer von uns beiden gewesen ist?«, meinte Patrick und verschränkte seine Arme vor der Brust.

»Wenn es wirklich ein Dieb oder Diebe waren«, fuhr mein Vater fort, »muss derjenige oder diejenigen doch etwas gesucht haben.«

»Und was soll das sein?«, fragte Elle.

»Das weiß ich nicht!«, antwortete mein Vater. »Habt ihr etwas Wertvolles dabei?«

»Nein, nichts von großem Wert. Nur ein paar Schmuckstücke, die aber allesamt kaum von Wert sind!«

»Das wäre ein Grund, warum nichts gestohlen wurde!«

»Wie meinst du das, John?«, wollte Patrick wissen.

»Nun ja – ich habe zwei Theorien: die eine ist, dass es entweder Diebe waren und sie haben beim Durchsuchen nichts gefunden – wobei zu klären wäre, warum ihr beide nichts von dem Lärm, den es sicher gegeben haben muss, mitbekommen habt –, und die andere ist, dass es einer von euch war, der deswegen nichts gestohlen hat, weil er sich im Prinzip selbst nicht bestehlen kann.«

»Wir waren es nicht!«, blieb Patrick bei seiner Meinung.

»Schlafwandelt einer von euch beiden?«

»John, bitte«, sagte Patrick und drehte sich demonstrativ ab.

»Schlafwandeln nicht direkt«, sagte Elle und blickte zu ihrem Mann rüber, »aber manchmal steht Patrick in der Nacht auf und kommt erst einige Zeit später wieder ins Bett zurück!«

»Elle, was soll das? Ich schlafwandle doch nicht!«

»Das weiß ich doch, Liebling!«

»Und warum soll ich unsere Kleidung durchwühlen? Ich war dabei, als wir gepackt haben – da gibt es nichts, was ich suchen müsste.«

»Ich weiß doch, Liebling. Außerdem habe ich nichts gehört – was mich sowieso stutzig macht. Vielleicht war ich es ja! Schlafwandle ich vielleicht?«, fragte Elle mehr sich selbst als dass es an Patrick gerichtet schien.

»Nein, du schlafwandelst auch nicht!«, sagte Patrick mit einer Bestimmtheit, die an Gereiztheit erinnerte.

»Wer weiß das schon so genau!«, meinte Elle. »Vielleicht sollten wir das Zimmer wechseln – oder uns ein anderes Hotel suchen!«

»Das werden wir ganz sicher nicht!«, gab Patrick zu verstehen. »Denn wenn es Diebe waren, dann will ich herausfinden, wer sie sind!«

»Genaue Ermittlungen zu führen, ist nicht so leicht, wie es vielleicht von außen oft den Anschein macht!«, warf mein Vater ein.

»Das will ich auch nicht in Abrede stellen.«

»Ich werde mich der Sache gerne annehmen«, bot mein Vater an, »denn es muss ja etwas vorgefallen sein. Wie es sich auch immer am Ende wirklich verhielt.«

»Ich werde dir bei den Ermittlungen helfen«, sagte Patrick und obwohl er eben noch gereizt wirkte, schien er nun Feuer und Flamme zu sein.

»Das Wichtigste bei einer solchen Ermittlung ist, dass wir keine ungewollten Gerüchte in die Welt setzen«, mahnte mein Vater in Richtung Patrick. »Das heißt, das oberste Gebot ist immer, dass wir keine Informationen preisgeben, sondern nur erhalten. Wir sammeln alle Informationen, solange, bis wir das Puzzle zusammensetzen und damit lösen können. Wie und wann wir irgendwelche Informationen einsetzen, um vielleicht andere zu erhalten – das entscheide ich - und zwar alleine! Das ist überaus wichtig!«

»Das habe ich verstanden«, sagte Patrick mit einem Tonfall, der keine Zweifel an seiner Zustimmung ließ. »Ich habe auch schon einen Verdacht!«

»Ich bin mir sicher, dass du mehrere hast, wenn ich dich danach fragen würde«, sagte mein Vater und ich sah, dass Patricks Eifer mit einem Mal gedämpfter erschien. »Denn einen Verdacht zu haben, ist einfach, aber Indizien zu Beweisen zu machen, das ist die wahre Kunst der Ermittlung. Es wäre zu einfach, irgendjemanden zu beschuldigen, ohne zu wissen, ob es vielleicht sogar der wahre Täter ist.«

»Das verstehe ich nicht!«, erwiderte Patrick.

»Ich will nicht behaupten, dass es oft passiert, aber ich weiß von einigen Fällen, in denen der Täter davongekommen ist oder es beinahe wäre, weil der ermittelnde Polizist zu viele Informationen preisgab, auf die der Täter sich jedes Mal einstellen konnte, wenn er befragt wurde. Nein, wir müssen aufpassen, was wir sagen – am besten ist, dass wir gar nichts über diesen Fall zu anderen sagen.«

Mein Vater machte sich auf, das Zimmer zu verlassen.

»Mit den Pennymakers rede ich! Die müssen nicht wissen, was hier vorgefallen ist«, meinte mein Vater weiter. »Ich sage ihnen einfach, dass es ein falscher Alarm war.«

Indem mein Vater die beiden in ihrem Zimmer zurückließ, kam er zu mir, legte den Arm um meine Schulter und lächelte wohlwollend.

»Siehst du«, sagte ich zu meinem Vater, »jetzt haben wir in unserem Urlaub einen richtigen Kriminalfall!«

»Den haben wir nicht«, meinte mein Vater, »denn ich habe das Fenster kontrolliert und wenn es stimmt, dass die Türe verriegelt war, dann muss es einer der beiden gewesen sein.«

»Du glaubst sicher, es war Elle?«

»Möglich! Denn wenn Patrick wirklich so tief schläft und sie alles mitbekommt, was nachts passiert, dann bleibt nur sie übrig. Andererseits...«

»Andererseits?!«, wiederholte ich den angefangenen Satz meines Vaters voller Spannung.

»Andererseits sollte man als Polizist nie ausschließen, dass es sich nicht doch um einen versuchten Diebstahl handelt. Immerhin haben die beiden nichts Wertvolles dabei, und manche Diebe sind so clever und stehlen lieber gar nichts als wertlosen Schmuck. Denn dann gibt es in den meisten Fällen auch keine Anzeige!«

Wir gingen zurück in den Speisesaal, in dem meine Mutter gespannt auf unsere Rückkehr wartete. Mein Vater trat derweil zum Tisch der Pennymakers und sagte den beiden, dass es sich um einen Fehlalarm gehandelt habe – die Johnsons hätten am Ende ihren Schmuck wiedergefunden.

Die Pennymakers gaben sich beruhigt, aber sie waren es nicht so richtig, denn Mr. Pennymaker tuschelte im Folgenden intensiv mit seiner Frau, ohne dass ich verstehen konnte, was die beiden redeten. Nur ab und an vernahm ich Worte, die ich nur sehr schwer zuordnen konnte – Gäste, Hotel, Anfang, nichts, aber rein gar nichts –, sodass ich auch nicht versuchte, mir ein Bild über das Gespräch der beiden zu bilden, auch wenn meine Phantasie nachvollziehbar alles versuchte zusammenzusetzen.

Ich war so in Gedanken versunken, dass ich bis ins Mark erschrak, als ich aufsah und direkt in die Augen von Pete blickte – sein Eintreten musste ich erneut verpasst haben.

»Mutter?«, fragte ich so leise wie möglich, damit mein Vater nichts davon mitbekam. »Wie lange sitzt Pete eigentlich schon in der Ecke?«

»Der kam eben und hat sich hingesetzt. Du hast ja anscheinend vor dich hergeträumt – da hast du das bestimmt nicht mitbekommen.«

»Ach so«, meinte ich und gab mich mit der Antwort meiner Mutter zufrieden, da Pete auch seinen starrenden Blick vom gestrigen Abend nicht aufgesetzt hatte.

Das restliche Frühstück verlief ohne weitere Zwischenfälle, außer dass, als die Johnsons nach unten kamen, Patrick seltsame Zeichen in Richtung meines Vaters machte, die dieser jedoch alle geflissentlich übersah. Die beiden setzten sich an denselben Tisch vom Vorabend, und während er einen prächtigen Appetit zu haben schien, sah ich, dass Elle kaum etwas aß. Ich konnte mir schon denken, dass ihr die morgendliche Überraschung auf den Magen geschlagen hatte.

Als wir vom Tisch aufstanden und in die Eingangshalle gingen, trafen wir auf die alte Dame, die mich am Vorabend mit ihrem eindringlichen Blick erschrocken hatte, aber an diesem Morgen sah sie eher wie eine freundliche alte Dame aus, wie eine, die man sich als Großmutter wünscht. Sogleich kam mir die Hexe von Eastbourne zurück in den Sinn, die auch für die Polizisten wie eine alte Großmutter gewirkt haben musste, aber in Wirklichkeit eine fiese Hexe gewesen war, die Menschen in den Wahnsinn und Tod trieb. Auch Pete kam aus dem Speisesaal dazu, und mein Vater fing mit Pete ein kurzes Gespräch darüber an, was man an einem freien Tag am Ende der Welt so treiben könne.

Ich hingegen schwieg wie meine Mutter und versuchte mit meinem Blick die seltsam eingerichtete Eingangshalle, das Wetter draußen und die Gäste zu überblicken, die sich in den Speisesaal begaben oder ihn verließen. Ich musste feststellen, dass ich meine Urlaubsstimmung gegen die Jagd auf einen Dieb eingetauscht hatte.

»Wie haben Sie denn die Nacht verbracht?«, kam es plötzlich und ohne jede Vorwarnung von der alten Dame. Es waren zugleich die ersten Worte, die ich von ihr überhaupt vernahm und dann waren es auch noch so merkwürdige.

»Im Großen und Ganzen haben wir ordentlich geschlafen!«, antwortete mein Vater betont ausweichend. »Die Betten sind ein wenig weich, was nicht so gut für meinen Rücken ist, aber es wird schon gehen. Immerhin bin ich ja tagsüber nicht auf der Arbeit, da ist die Zeit zur Entspannung gegeben!«

»Und die junge Misses?«

»Ich habe sehr gut geschlafen!«, sagte ich so schnell, dass es selbst mir unglaublich erschien.

»So, so!«, meinte die alte Dame geheimnisvoll und ein kalter Schauer zog mir erneut bis ins Mark. Dass mein Vater auf diese merkwürdige Fragerei der alten Dame nicht aufmerksam wurde, schien dem Umstand geschuldet zu sein, dass genau in diesem Moment Pete von einem anderen Gegenstand zu reden begann, der auch mich in Erstaunen versetzte.

»Wir fragen nur deshalb nach«, begann Pete, »weil es in letzter Zeit nicht gerade selten vorgekommen ist, dass es am ersten Tag, nachdem Gäste anreisen, zu seltsamen Gerüchten kommt.«

»Von welchen Gerüchten sprechen Sie denn?«, fragte mein Vater beiläufig, doch ich wusste, dass er in seinem Innern auf die Antwort gespannt war.

»Es kommt nicht selten vor, dass ich Gäste gleich am ersten Tag beschwerten, dass sie ausgeraubt worden seien!«, antwortete Pete.

»Die meisten behaupten das sogar!«, fügte die alte Dame hinzu, »aber es ist bisher nur einmal vorgekommen, dass wirklich etwas entwendet wurde.«

»Nur einmal? Das ist aber sehr merkwürdig! Was ist denn entwendet worden?«, wollte mein Vater wissen.

»Das war irgend so ein Collier!«, antwortete Pete. »Ein ziemlich teures Ding! Hat man auch nie wieder gefunden, obwohl die Polizei das ganze Hotel und alle Gäste durchsucht hat.«

»Es war einfach weg!«, ergänzte die alte Dame.

»Also bei uns war alles in bester Ordnung! Wir haben aber auch dafür gesorgt, dass alles fest verschlossen war«, entgegnete mein Vater, »Fenster und Türen waren fest verriegelt! Nur mit Gewalt wäre man in unser Zimmer gekommen!«

»Das hat die Dame auch behauptet, der das Collier gestohlen wurde!«, meinte die alte Dame und schwenkte von einem auf den anderen Moment das Thema. »Was haben Sie heute vor, wenn ich fragen darf?«

»Wir haben uns noch nicht abschließend entschieden«, antwortete mein Vater sichtlich irritiert, »ich werde nachher mal die Bediensteten ansprechen, was die Gäste in der Regel bei einem Aufenthalt hier machen.«

»Dann viel Erfolg und Spaß hier am Ende der Welt!«, wünschte Pete und nicht nur mein Vater fragte sich, was Pete damit wohl meinte.

8. Kapitel

»Mein Verdacht erhärtet sich immer mehr«, sagte mein Vater zu meiner Mutter und mir, als Pete und die alte Dame uns Richtung Ausgang verlassen hatten, »dass irgendetwas mit diesem Hotel nicht stimmt. Ich glaube nicht an Geister oder dass es hier Diebe gibt, die gesicherte Fenster und Türen einfach umgehen können – sondern da muss ein Trick hinter stecken. Und dass die beiden mir überhaupt nicht zugehört haben, als ich fragte, was man hier machen kann, ist mehr als verwunderlich! Es war fast, als hätten die beiden nur darauf gewartet, mit uns über die seltsamen Vorkommnisse zu reden.«

In diesem Moment erinnerte ich mich an das Klopfen, die seltsamen Schemen, die ich am gestrigen Tage gesehen hatte und den menschenähnlichen Schatten im Nebel, doch ich konnte mir kaum vorstellen, dass diese Vorkommnisse, die ich mir durchaus auch einbilden konnte, zu der Analyse meines Vaters beitragen konnten. Somit hielt ich mich zurück und hörte meinem Vater zu, der alles Wesentliche für sich selbst laut durchdachte.

»Ich bin mir sehr sicher, dass es sich nur um clevere Diebe handeln kann!«, sagte er mit Entschlossenheit. »Dass es Elle war, die das Zimmer selbst verwüstet hat – ob im Schlafwandel oder mit Absicht – erscheint mir jetzt unwahrscheinlich, wenn es bereits anderen Gästen so ergangen ist. Die Diebe hingegen scheinen es nicht auf Kleinkram abgesehen zu haben, sondern durchsuchen das Gepäck und die Kleidung der Gäste nach Wertvollem. Billigen Schmuck lassen sie links liegen, um keinen Diebstahl zu begehen, wenn es sich nicht lohnt. Bleibt also die Frage, wie die Diebe das anstellen, wenn die Türen und Fenster fest verriegelt sind. Dass es aber dazu beiträgt, dass die Gäste glauben, es würde sich dabei um Gespenster handeln, kann ich mir durchaus vorstellen, denn das ist doch das erste, woran normale Menschen glauben, wenn sie keine Erklärung dafür haben, wie jemand ins Zimmer eindringen kann, obwohl alles doppelt und dreifach verriegelt ist!«

»Und was hast du jetzt als nächstes vor?«, fragte ich meinen Vater, der nach seiner Erklärung für einen Moment in seine Gedanken versunken war.

»Als nächstes will ich mit den Bediensteten sprechen. Auch auf die Gefahr hin, dass es einer von ihnen ist, muss ich erfahren, was sie dazu sagen. Vielleicht verhält sich einer der drei verräterisch, sodass ich in diese Richtung weitere Nachforschungen anstellen kann.«

Mein Vater wollte sich bereits auf die Suche nach den Bediensteten begeben, als Patrick und Elle aus dem Speisesaal traten. Beide kamen zu uns und wollten wissen, ob sich etwas Neues ergeben hätte. Mein Vater sagte, dass er mit der alten Dame, deren Namen bisher niemand kannte, und Pete gesprochen habe, und die beiden ihm erzählt hätten, dass es in dem Hotel schon einmal einen Diebstahl gegeben hätte, dass aber ansonsten nichts Auffälliges passiert sei.

Die kleine Unwahrheit, die meine Mutter und mich aufhorchen ließ, wurde von Patrick und Elle nicht entdeckt. Stattdessen entspann sich ein Gespräch über die Ereignisse des Morgens, in die meine Mutter nun auch vollständig eingeweiht wurde, und als Elle nach oben gehen wollte, um die Kleidung neu in den Schrank einzuordnen, bot sich meine Mutter an, ihr dabei zu helfen. Ich blieb bei meinem Vater und Patrick, da die beiden nun vorhatten, mit den Bediensteten und Mr. Howell zu sprechen, denn die drei wussten sicherlich mehr über den Fall des gestohlenen Colliers als alle anderen.

Da wir von Teresa wussten, dass sie im Speisesaal bediente und wir davon ausgehen konnten, dass sich Francis, der Koch und Barmann, in der Küche befand, traten wir durch den Speisesaal in die Küche ein – was unter normalen Umständen gegen die Etikette eines Hotels war.

Überrascht war ich, als ich feststellte, dass die Küche nur ungefähr doppelt so groß war wie die Küche, die wir bei uns zu Hause hatten. Ich war mir zuvor sicher gewesen, dass sie viel größer sein musste, um alle Gäste verköstigen zu können. Auch wenn die Küche anders war, als ich mir gedacht hatte, fanden wir jedoch Teresa und Francis, die sich beide das Frühstück schmecken ließen.

»Entschuldigen Sie, dass wir stören«, sagte mein Vater und trat in den Raum. Auch Patrick und ich traten ein und sahen, wie Teresa und Francis ihre Teller beiseite stellten.

»Kein Problem, Mr. McAllister!«, sagte Teresa. »Gibt es irgendein Problem mit dem Essen?«

»Nein, das Frühstück war ausgezeichnet!«, antwortete Patrick für uns alle.

»Kann ich denn sonst etwas für Sie tun?«, fragte Teresa erneut und wirkte etwas irritiert.

Die Frage war nur, ob es daran lag, dass wir so einfach in die Küche gekommen waren oder weil sie etwas vor uns zu verbergen hatte.

»Wir sind auf der Suche nach einem...«, fing Patrick an, doch mein Vater konnte noch schnell genug reagieren und fuhr Patrick in die Parade.

»Wir wollten mit Ihnen beiden reden, da wir etwas Merkwürdiges berichtet bekamen. Pete und eine alte Dame, scheinbar einer Ihrer Gäste, die immer alleine am Tisch sitzt, erzählten uns, dass vor einiger Zeit ein Collier in einem der Zimmer gestohlen wurde und obwohl die Polizei in diesem Fall ermittelte, wurde es nicht mehr wiedergefunden!«

»Pete und seine alten Geschichten«, sagte Teresa und ließ ihre Stimme seufzend abfallen, »aber ja, es stimmt. Das ist allerdings schon eine lange Zeit her...«

»Bestimmt drei Jahre«, ergänzte Francis.

»Wenn nicht sogar schon vier!« fuhr Teresa weiter fort. »Und ja, es stimmt, das Collier wurde nicht wieder gefunden. Aber der ganze Fall war insgesamt sehr merkwürdig!«

»Inwiefern?«, wollte mein Vater wissen und sah, dass die beiden seltsam fragend dreinblickten.

»Entschuldigen Sie, ich bin Polizist – Ermittler, um genau zu sein, und interessiere mich daher für jede seltsame und ungelöste Kriminalgeschichte!«

»Ach so – verstehe!«, meinte Teresa und zeigte weder Zutrauen noch Unsicherheit - sie schien gut im Überspielen ihrer Emotionen zu sein, fiel mir auf. »Also, wie ich eben sagte, verschwand das Collier und blieb verschwunden. Doch das Seltsame daran war, dass die Bestohlene bei der Polizei behauptete, dass sie die Türe und das Fenster vor dem Schlafengehen fest verriegelt hatte. Doch da keine Einbruchspuren zu sehen waren, glaubte man der Dame nicht, vermutete, dass sie das Collier verloren habe, und die Polizei sagte ihr, dass man ihr Collier nicht wieder finden werde. Aber man würde ihr raten, nächstens das Zimmer richtig zu verschließen und besser auf die eigenen Sachen aufzupassen.«

»Fuchsteufelswild war die danach«, ergänzte Francis, »wie eine Irre ist sie schreiend durch das Hotel gelaufen, hat Mr. Howell angeschrien, uns und alle Gäste, hat jeden Einzelnen beschuldigt, der Dieb zu sein und lautstark gefordert, dass man ihr das Collier zurückgeben solle, es wäre ein Familienerbstück, doch niemand fühlte sich angesprochen, verständlicherweise, bis sie dann am gleichen Tag noch abgereist ist! Das war ein Aufruhr, kann ich Ihnen sagen!«

»Wir haben auch nie wieder was von der Person gehört, obwohl sie uns angedroht hat, solange gegen das Hotel zu klagen, bis Mr. Howell es freiwillig aufgeben würde. In den nächsten beiden Wochen hat jeder seine Augen und Ohren offengehalten, ob man es nicht doch irgendwo entdeckt!«

»Scheint eine eigenwillige Situation gewesen zu sein«, fasste mein Vater zusammen. »Gibt es denn noch weitere Fälle von Diebstählen? Vielleicht auch Diebstähle, bei denen nichts gestohlen wurde?«

»Dann ist es doch kein Diebstahl, oder!?« sagte Francis verwundert, doch ich hatte das Gefühl, dass seine Verwunderung nicht echt wirkte.

»Sagen wir es anders: Gab es neben diesem einen Fall, bei dem tatsächlich etwas gestohlen wurde, andere Fälle, in denen ein Diebstahl vermutet werden kann, aber nichts entwendet wurde – also wo in das Zimmer eingedrungen, das Hab und Gut durchsucht und nachher das Zimmer wieder verlassen wurde –, ohne dass etwas mitgenommen worden ist?«

»Sie haben scheinbar von den Gerüchten gehört, die man sich über unser Hotel erzählt«, murmelte Teresa und merkte erst nach dem Aussprechen, dass sie vielleicht diesen Gedanken besser für sich behalten hätte.

»Wie kannst du so etwas zu unseren Gästen sagen?«, fragte Francis auch direkt im Anschluss.

»Es ist doch nun einmal so, Francis!«, versuchte sich Teresa zu wehren. »Die Gäste werden doch immer hellhörig, wenn von Diebstahl in einem Hotel geredet wird. Und wenn das Gerede über unser Hotel auch zu anderen dringt, bleiben die Gäste bald aus, und wir haben keine Arbeit mehr. Es werden sowieso immer weniger Gäste! Irgendwann muss doch mal was passieren! Und da wir ja jetzt einen waschechten Ermittler bei uns als Gast haben – ich meine...«

»Du willst wirklich einen unserer Gäste für unsere Probleme einspannen, Teresa?«, gab Francis zu bedenken. »Mr. McAllister ist im Urlaub und will bestimmt nicht arbeiten müssen!«

»Ich sehe, dass sie beide wahrscheinlich nichts mit den Diebstählen zu tun haben«, sagte mein Vater, obwohl ich im Gefühl hatte, dass er nur Teresa wirklich ausschloss, »und ich habe nichts dagegen, mich mal ein wenig umzuschauen, ob es irgendwelche Hinweise auf seltsame Vorkommnisse gibt. Bis dahin verhalten wir uns alle ruhig und wünschen uns, dass während unseres Aufenthalts nichts mehr passiert...«

»Was heißt denn nichts mehr?«, fragte Teresa aufgeregt dazwischen und ich sah, wie sich mein Vater ärgerte, weil er soeben gegen eine seiner Grundregeln verstoßen hatte. »Ist denn schon etwas passiert?«

»Ja! Bei Mr. und Mrs. Johnson wurden diese Nacht die Kleidungsstücke durchwühlt. Dabei wurde aber nichts gestohlen.«

»Schon wieder?«, platzte es aus Teresa heraus.

»Warum sagen Sie schon wieder?«, fragte mein Vater.

»Es ist seltsam«, sagte Teresa und blickte kurz zu Francis, der sie dieses Mal jedoch nicht tadelte, »dass es immer nur bei neuen Gästen vorkommt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es ist so: Immer wenn ein neuer Gast oder neue Gäste ins Hotel kommen, werden sie am ersten oder an einem der beiden folgenden Tage Opfer eines versuchten Diebstahls. Die Kleidung ist durchwühlt, Koffer sind ausgeräumt, alles liegt kreuz und quer im Raum herum – aber nur ganz selten wird etwas entwendet.«

»Nur ganz selten? Das Collier...«

»Ja, das Collier – und dann fehlte bei einem Mann eine teure Uhr, die wir aber Gott sei Dank noch am selben Tag wiederfanden. Die Uhr wurde auf dem Vorplatz des Hotels gefunden, sodass niemand von einem Diebstahl ausging, sondern davon, dass der Mann seine Uhr ganz einfach verloren hat. Aber dennoch blieb auch dieser Vorfall in einem seltsamen Licht, wenn es stetig diese Gerüchte gibt!«

»Das kann ich mir durchaus vorstellen«, pflichtete mein Vater ihr bei. »Wo genau haben Sie denn die Uhr gefunden, Teresa?«

»Ich nirgends! Nein, Pete hat sie gefunden – auf der Veranda, direkt neben seinem Stuhl lag sie! Das Seltsame daran war, dass der Mann, der sie verlor, sich laut seiner Aussage nicht einmal an diesem Ort aufgehalten hatte. Zum Glück hat er von einer Anzeige bei der Polizei abgesehen, da er seine teure Uhr in unversehrtem Zustand wiedererhalten hat.«

»Und Sie sagen, Teresa, dass es die Gäste immer an den ersten Tagen trifft?«

»Ja.«

»Alle Gäste?«, fragte mein Vater, und ich merkte nicht sogleich, worauf er abzielte. »Ich meine, passiert das bei allen Gästen oder nur bei ausgewählten – also bei denen man vermuten kann, dass es dort etwas zu holen gibt? Teresa!?«

»Es passiert eigentlich bei allen!«, gab Teresa zu, nachdem sie mit der Antwort sichtlich gerungen hatte. Währenddessen beobachtete ich Francis genau und hatte nicht den Eindruck, dass er genau so freizügig wie Teresa mit dieser Geschichte umging. Ganz im Gegenteil – ich vermutete zu diesem Zeitpunkt, dass Francis vielleicht sogar der Täter sein könnte...

»Danke! Sie beide haben mir sehr geholfen«, sagte mein Vater plötzlich und ich realisierte, dass er den Bogen nicht überspannen wollte. »Ich möchte Sie noch einmal darauf hinweisen, dass wir das Ganze vertraulich behandeln sollten. Das heißt, dass Sie niemandem sagen sollten, dass wir miteinander gesprochen haben, und im Gegenzug sagen wir niemandem, dass wir mit Ihnen gesprochen haben. Wie Sie, Teresa, eben schon sagten, sollten wir das Ganze nicht zu hoch aufhängen – nachher erweist es sich als Irrtum und schadet dem Hotel nur weiter!«

»Vielen Dank!«, meinte ausgerechnet Francis, und wir drei verließen die Küche, blieben aber im Speisesaal, um über das eben Gehörte zu sprechen.

»In diesem Hotel geht es merkwürdig zu«, leitete mein Vater das Gespräch ein.

»Ich finde auch, dass irgendwie alles seltsam ist – die Gäste, die Bediensteten, die Umstände, der Ort, einfach alles!«, sagte Patrick.

»Das ist einer der Punkte, die mich beschäftigen – wir haben das Gefühl, dass es so ist, aber bisher kaum Beweise, ja nicht einmal wahre Indizien.«

»Keine Beweise?«, fragte Patrick erstaunt.

»Was haben wir denn? Ein durchwühltes Zimmer und jede Menge Meinungen und alte Geschichten! Leute, die uns etwas von einem gestohlenen Collier erzählen, von einer verlorenen Uhr, die wiedergefunden wurde, von einem Geist, der dieses Hotel bewohnen soll, von Schlafwandlern, die keine sein möchten...«

»Von einem Mord!«, ergänzte ich aufgewühlt, »die Frau, die mit dem Messer in der Brust gefunden wurde!«

»Welcher Mord?«, fragte Patrick erstaunt, und ich erinnerte mich, dass Pete die Geschichte meiner Familie, aber nicht Patrick und Elle erzählt hatte. Daher fasste ich für Patrick die Geschichte nochmal zusammen und sah, wie eigenartig er darauf reagierte.

»Und Pete behauptet, dass er die Frau gesehen habe?«

»Ja, das hat er!«

»Dann muss er doch der Mörder sein, oder nicht? Ich meine, wenn er schon zugibt, in der Nacht die Frau gesehen zu haben, wie sie wegfährt, und sonst bekommt niemand von den Ereignissen etwas mit. Dann muss doch klar sein, wer der Mörder der Frau ist!«

»So einfach ist das nicht!«, schaltete sich mein Vater ein, »denn erstens fehlen die Beweise und zweitens hat ja niemand behauptet, dass Pete es nicht sein kann, sondern es hat niemand bewiesen, dass er es war! Darin liegt ein gewaltiger Unterschied! Theoretisch kann der Dieb ein Geist sein, aber ich glaubte nicht, dass man so einfach sagen kann, dass der Geist, den es in diesem Hotel gibt, ein Dieb ist!«

»Das verstehe ich nicht!«, gab Patrick zu, doch ich verstand genau, worauf mein Vater hinauswollte.

»Vielleicht ergibt sich in unserem Urlaub die Gelegenheit, dass ich es dir einmal an einem tatsächlichen Beispiel erkläre, doch für den Moment...«

Mein Vater unterbrach nur sehr selten seine Rede, doch in diesem Augenblick geschah etwas höchst Interessantes. Wie gebannt blickte er in den kleinen Zwischenraum, den die Tür zum Speisesaal von der Eingangshalle preisgab, denn dort hatten sich Pete und Mr. Howell eingefunden. Wir sahen, wie der Besitzer des Hotels dem alten Mann mehrere Münzen zusteckte – auch auf die Distanz schien es viel zu viel für ein paar kleine Helferdienste, die man sich bei einem alten Mann

wie Pete vorstellen mochte. Auch ich sah den Wechsel des Geldes mit an und überlegte derweil, was ich mit diesem Hinweis anzufangen vermochte.

»Das Wichtigste ist jetzt, dass wir Ruhe bewahren«, mahnte mein Vater erneut, als die beiden Beobachteten aus dem Zwischenraum verschwunden waren und wir uns geheimnisvoll anblickten.

»Denn wir befinden uns eindeutig noch in der Phase, in der wir Informationen sammeln müssen, die dann erst späterhin zusammengesetzt einen Sinn ergeben. Es bringt nichts, jetzt ins Blaue hinein zu raten, um dann nachher festzustellen, dass man den Fall nicht lösen kann, weil ein kleines Puzzleteil fehlt, von dem man sich sicher ist, dass man das wegen seiner Blindheit übersehen hat. Es gibt nichts Schlimmeres für Ermittler! Das kann ich euch sagen!«

9. Kapitel

»Ich glaube, wir fahren heute nach St. Levan«, schlug mein Vater vor, als wir uns von Patrick verabschiedet hatten, der zu Elle zurück wollte, die ihrerseits mit meiner Mutter beim Zusammenlegen der Kleidungsstücke fertig war. »Dort soll es eine große Station geben, die für die Telegraphie mit Amerika wichtig ist. Die möchte ich mir ansehen! Danach können wir etwas essen gehen und schauen uns das Städtchen an. Wenn dann noch Zeit ist, können wir an den Klippen entlang wieder zurückfahren und hier im Hotel das Abendessen genießen. Was sagt ihr?«

»Hört sich gut an!«, stimmte meine Mutter zu, und wenn ich ehrlich sein soll, habe ich auch noch nie gehört, dass sie gegen einen Vorschlag meines Vaters gewesen war – ich hatte dabei immer im Sinn, dass sie einfach das Gefühl hatte, dass mein Vater nur dann etwas sagen würde, wenn er das mehrfach und vor allem gründlich durchdacht hatte.

Für mich hingegen hörte sich diese Ausfahrt nach purer Langeweile an; eine Telegraphenstation, auch wenn es die größte der Welt und die wichtigste nach Amerika wäre, machte auf mich keinen sonderlich interessanten Eindruck. Auch das Fahren an den Klippen brachte mir wenig freudige Aussichten, da ich davon ausging, dass es mit einem Wagen deutlich weniger Spaß machte, als auf dem Rücken eines Pferdes an den scharfen Kanten entlang zu reiten. Dennoch teilte ich mein Einverständnis mit und musste für mich zugeben, dass ich selbst bei dem langweiligsten Vorschlag aller Zeiten »Ja« gesagt hätte, wenn es mein Vater vorgeschlagen hätte. Da schien mir meine Mutter näher zu sein, als ich es vermutet hätte!

Trotz allem konnte ich nicht verstehen, wie wir diesen Ort des Geschehens, diesen erstmaligen Tatort, den ich in meinem Leben hautnah miterleben durfte, verlassen konnten, ohne weitere Spuren oder direkt nach dem Täter zu suchen. Denn dass es in diesem Hotel spukte oder es vor Dieben wimmelte – daran hatte ich keinen Zweifel mehr!

Mein Vater organisierte einen Wagen, der uns nach St. Levan brachte. Unseren ließen wir am Hotel stehen. In St. Levan angekommen, hielten wir an der großen Telegraphenstation, die am Rande der Ortschaft lag, und obwohl ich mich am Anfang innerlich sträubte, diesen Ausflug interessant zu finden, musste ich im Nachhinein sagen, dass mich die Größe und die Mächtigkeit der Station tief beeindruckte.

Wir verbrachten einige Zeit innerhalb der Station, sahen zu, wie Nachrichten eintrafen und weitergemeldet, Textmeldungen kontrolliert, dechiffriert, kodiert und getippt wurden, und wunderten uns allgemein über die allseitige Betriebsamkeit, die von außen in dieser Form nicht erkennbar war.

Nach zwei Stunden meldete sich bei uns dreien der Magen, und wir fuhren in ein Restaurant, eines der wenigen in der Stadt und ließen aufdecken. Entgegen der Familienregel sahen wir davon ab, schweigend das Essen einzunehmen und sprachen schon während der Mahlzeit davon, dass das Essen eine seltsame Würze hatte, die einerseits interessant, aber andererseits merkwürdig schmeckte. Als dann der Koch vorbeikam und bei uns nachfragte, ob es denn geschmeckt hätte, konnte ich nicht an mir halten und musste fragen, welche Gewürze der Koch verwendet habe. Dieser beantwortete die Frage sehr ausführlich und nannte uns mehrere unbekannte Kräuter und Gewürzsorten. Dazu nannte er uns ihre Verwendung in der Küche in Asien, wo er zwanzig Jahre seines Lebens verbracht hatte, und von seinem Versuch, diese Kräuter und Gewürze mit dem traditionellen englischen Essen zu verbinden.

Wir attestierten dem Koch, dass das Essen auf jeden Fall eine neue Erfahrung für unseren Gaumen gewesen war, auch wenn es gewöhnungsbedürftig blieb. Der Koch war erfreut, dass wir den ungewohnten Geschmack seines Essens nicht grundlegend ablehnten, was manche andere Gäste durchaus taten. Dann erhielt er die Speisen mit dem Vermerk zurück, dass er doch bitte anders würzen oder sie selbst essen solle.

Auch nach dem Essen blieb der Koch noch etwas bei uns sitzen. Wir redeten über seine Jahre in Asien, wie er in diesen für mich unbekanntem und weit entfernten Ländern lebte, in denen die Sitten und Eigenheiten der Menschen so anders sein mussten. Doch dann, ohne dass ich im Nachhinein nachvollziehen konnte, wie wir auf dieses Thema stießen, kamen wir zu einer Erzählung, die mir eigentümlich in Erinnerung geblieben ist. Irgendwann fragte mein Vater, wie lange man von St. Levan auf die Scilly-Inseln brauchen würde, von denen man bei gutem Wetter dreißig von mehr als hundert Inseln sehen konnte.

»Zu den Scilly-Inseln gibt es eine uralte Erzählung«, sagte der Koch, der sich seit seiner Reise nach Asien Eremijah nannte. »Zu dieser Erzählung muss ich aber sagen, dass ich sie anfangs kaum glauben konnte, doch nachdem ich vor Ort war, um mir ein eigenes Bild zu machen, bin ich mir nun nicht mehr sicher, ob sie nicht doch wahr sein könnte.«

»Du erzählst doch nicht schon wieder deine dämliche Geschichte über die Geister von den Scilly-Inseln, oder?«, fragte plötzlich eine weibliche Stimme in meinem Rücken.

Als ich mich vor Schreck umdrehte, sah ich eine Frau im Alter des Kochs, und wie sich herausstellte, war es seine Frau, die gemeinsam mit ihm das Restaurant führte.

»Die Geister von den Scilly-Inseln?«, fragte ich interessiert.

»Schon wieder eine Geistergeschichte!«, stöhnte mein Vater auf. »Kannst du denn gar nicht genug von solchen Gruselgeschichten bekommen?«

»Nein, Vater! Es ist doch spannend, sich solche Geschichten anzuhören, denn es sind und bleiben Geschichten!«

»Das würde ich nicht zu laut sagen«, meinte der Koch in einem mysteriösen Tonfall, und plötzlich erinnerte ich mich an die Begebenheiten der Nacht, die ich über die Ereignisse des Tages in den Hintergrund geschoben hatte.

»Erzählen Sie mir bitte von den Geistern der Scilly-Inseln«, bettelte ich fast.

»Na gut, aber sag bitte nachher nicht, dass ich dir Angst gemacht hätte!«

»Nein, ganz bestimmt nicht!«

»Gut! Im Jahr siebzehnhundertsieben focht Sir Cloudesley Shovell als Kommandant einer englischen Flotte einen grausamen Krieg gegen die französische Flotte bei Toulon. Als er nach Hause zurückkehrte, um frischen Proviant aufzunehmen und für das folgende Jahr zu rüsten, kam die Mannschaft bei den Scilly-Inseln vorbei, dort vom Kurs ab und vier seiner einundzwanzig Schiffe mit knapp eintausendfünfhundert Mann Besatzung versanken in den schweren Fluten.«

»Das ist ja grausam!«, entwich es mir. »Sind diese Männer zu Geistern geworden?«

»Nein, nur Cloudesley Shovell und ein Matrose!«

»Und warum?«

»Es geht die Legende um, dass Cloudesley Shovell einen Tag zuvor auf seinem Schiff einen Matrosen an der Rah hat aufknüpfen lassen, weil dieser behauptete, die Gewässer zu kennen und dass die Schiffe unweigerlich auf Grund laufen müssten, wenn sie auf dem Kurs blieben. Cloudesley Shovell änderte den Kurs seines Schiffes und trieb damit direkt in einen heftigen Sturm. Einen Tag später starb Cloudesley Shovell in den Fluten und seitdem kämpfen die Geister des von ihm aufgeknüpften Matrosen und Cloudesley Shovell in den Fluten – bis in alle Ewigkeiten.«

»Das erzählt er jedem Gast, der es hören will«, tönte die Frau des Kochs.

»Und Sie sagen, dass die Geister immer noch gegeneinander kämpfen?«, wollte ich wissen. »Nach all den Jahren?«

»Ja!«, erwiderte der Koch. »Und ich habe sogar einen Beweis! Denn genau zweihundert Jahre später, vor achtzehn Jahren, im Dezember neunzehnhundertsieben, kam der auf der Welt einmalige Siebenmaster Thomas W. Lawson an den Scilly-Inseln vorbei und wurde in einem heftigen Sturm

zum Kentern und Sinken gebracht. Augenzeugen auf den Scilly-Inseln berichteten davon, dass am Morgen des Tages noch gutes Wetter geherrscht hatte, aber dann, als der Siebenmaster am Horizont auftauchte, entwickelte sich binnen weniger Momente ein Sturm, dessen Form das Antlitz eines Kommandanten in voller Montur zeigte.«

»Der Sturm hatte das Antlitz eines Kommandanten in voller Montur?«, fragte ich ungläubig. »Sie denken da wohl an Cloudesley Shovell?«

»Nur an Cloudesley Shovell kann ich denken – aber nicht nur ich! Diejenigen, die das Antlitz des Sturms gesehen haben, mit ihm sozusagen Auge in Auge standen, die erzählten, dass es wie das Spiegelbild des alten Captains ausgesehen habe!«

»Das waren vor allem die beiden größten Schandmäuler der Inseln«, fügte die Frau des Kochs von jenseits der Theke hinzu.

»Und wenn es zwei Kirchenmäuse gewesen wären! Sie haben beide gesehen...«

»Der eine ist blind und der andere ständig besoffen! Die sehen alles, was sie sehen wollen – und dabei gar nichts«, schoss sie direkt zurück.

»Erstens, meine gute Frau, ist das ganze jetzt achtzehn Jahre her, da hatte Bingham noch genug Augenlicht, um das Phänomen sehen zu können und Wolfe war gerade erst dreizehn!«

»Der war doch schon im Mutterleib betrunken!«, behauptete die Frau des Kochs und mittlerweile musste ich mir ein Grinsen verkneifen – nicht wegen der Geschichte oder dem, was erzählt wurde, sondern wegen der streitbaren Beziehung, die die beiden Inhaber des Restaurants miteinander führten.

Die Frau des Kochs – wie meine Mutter hieß sie Maria mit Vornamen – brachte uns eine weitere Kanne Tee und servierte dazu einen feinen Apfelkuchen mit Rosinen, den sie gerade aus dem Ofen geholt hatte.

»Ausgerechnet wieder Apfelkuchen«, dachte ich mir, doch ich ließ mir nichts anmerken.

»Damit Sie mir bei den Geschichten meines Mannes nicht vor Hunger umfallen!«, lachte die Wirtin und schnitt den noch dampfenden Kuchen an.

»Du bist und bleibst eine olle Meckerziegel!«, sagte ihr Mann. »Wenn du doch den Menschen mal mehr Glauben schenken würdest!«

»Und wenn du mal ab und an deinen Kopf benutzen würdest, kämen dir Gedanken, dass das völliger Schwachsinn ist, was die beiden dir weismachen wollen! Das Bild eines Kommandanten in voller Uniform im Antlitz eines Sturms! Ich glaube, so langsam ist bei dir der Notstand ausgebrochen!«

Jetzt schien es heftig zwischen den beiden zu werden und in diesem Moment hatte ich das Gefühl, dass sich soeben ein Sturm zusammenbraute, der jedoch weniger das Antlitz eines Kommandanten

in voller Montur, sondern vielmehr das Antlitz einer keifenden Ehefrau hatte, die ihrem Mann den Kopf wusch.

»Aber nehmen wir mal an, dass die beiden die Wahrheit gesagt haben, dann...« versuchte es der Koch erneut, doch gleich fiel ihm seine Frau wieder ins Wort.

»Was für einen unglaublichen Grund soll denn der Kommandant gehabt haben, genau zweihundert Jahre nach dem Untergang seines Schiffes, als Sturm wieder auf die Erde zu kehren, um einen Siebenmaster zu versenken, der ihm weder was getan hat noch ihm seine Schuld nehmen kann, dass er einen Mann aufgeknüpft hat?«

In diesem Augenblick sah ich die Verwirrung im Gesicht des Kochs stehen – man konnte sie buchstäblich aus seinem leeren Blick herauslesen. Aber anstatt das Thema auf sich beruhen zu lassen – was in dieser Situation durchaus klüger gewesen wäre – suchte er nach etwas, was er in diesem Moment dringend brauchte: Zustimmung.

»Glauben Sie denn... ich meine«, fing er mehrfach an und wandte sich dabei an uns. »Ich meine – sehen Sie, was ich damit sagen will – glauben Sie mir denn? Ich war nicht dabei, das gebe ich zu, aber die beiden Augenzeugen, Bingham und Wolfe, sind für mich absolut glaubwürdig. Kann es denn nicht sein, dass...«

Eremijah gab es auf, denn mittlerweile hatten auch wir begriffen, dass es sich wohl um eine Mär handelte, die der Koch für absolut wahr hielt. Doch selbst ich, die eigentlich noch am meisten von uns drei an Geister und andere Wesen glaubte, fand diese Geschichte viel zu unwahrscheinlich, als dass ich an sie glauben konnte.

Nach dem Ende der Geschichte zog sich der Koch von unserem Tisch zurück, und wir genossen den Kuchen und den starken Tee. Nachdem wir gezahlt hatten und das Restaurant verließen, beschloss mein Vater, dass es an der Zeit wäre, mit dem Wagen die Klippen entlang zurück zum Hotel zu fahren. Auf der Fahrt sprachen wir angeregt über die Geschichte des Kochs, suchten mit unseren Augen von der Höhe der Klippen nach den Scilly-Inseln, doch leider war an diesem Tag das Wetter zu diesig, als dass der Blick weit genug hinaus reichte.

»Diese Nacht müssen wir uns gut präparieren«, schwenkte mein Vater das Thema auf unseren Aufenthalt im Hotel zurück, »denn wenn sich das Gerücht bewahrheiten sollte, dann sind wir diese Nacht an der Reihe.«

»Womit an der Reihe?«, fragte meine Mutter.

»Wir sind an der Reihe ausgeraubt zu werden!«, sagte ich und sah mit einem leichten Vergnügen, wie der Blick meiner Mutter unverstündig zwischen meinem Vater und mir hin und her wanderte.

»Das meint ihr doch nicht im Ernst?!«, sagte meine Mutter, und ich wunderte mich nicht wenig über ihre doch so erschütterte Reaktion.

»Alles deutet darauf hin, dass unsere Sachen diese Nacht nach Wertgegenständen durchwühlt werden!«, bestätigte mein Vater meine Aussage. »Wir sollten nichts Auffälliges machen, sondern nur darauf vorbereitet sein, dass es diese Nacht passieren wird. Das heißt, dass ich wach bleiben werde, um den oder die Einbrecher auf frischer Tat zu ertappen.«

»Und was mache ich solange?«, fragte ich und war mir auf einmal nicht mehr so sicher, ob ich dabei sein wollte, wenn die Einbrecher ins Zimmer kamen.

»Du wirst dich, wie gestern Nacht, in dein Zimmer einschließen«, sagte mein Vater nicht sehr überraschend, »denn wir müssen alles genauso machen, wie wir es diese Nacht gemacht haben. Es spricht einiges dafür, dass es Diebe sind, die genau wissen, wer wann und in welchem Zimmer übernachtet.«

»Du sprichst von Mr. Howell!«, sagte ich.

»Und von Teresa und Francis. Auch wenn ich Teresa nicht zutraue, dass sie einen Diebstahl begeht, so bin ich mir bei ihr überhaupt nicht sicher! Ist wohl eine Berufskrankheit, aber wenn ich dir erzählen würde, wie oft ich schon einen falschen Verdacht hatte, weil der Täter eine unschuldig wirkende Person war, würdest du kaum mehr an der Möglichkeit zweifeln.«

»Und was mache ich, wenn ich höre, wie ein Dieb in mein Zimmer kommt?«

»Du kannst sehr laut schreien – das sollte ich hören. Ich werde ja wach bleiben, dann höre ich deinen Schrei auf jeden Fall und bin in wenigen Augenblicken bei dir. Das Wichtigste aber ist, dass du wach bleibst, damit du...«

»Mir ist nicht wohl dabei«, unterbrach meine Mutter meinen Vater, »unser Kind alleine in ihrem Zimmer übernachten zu lassen, wenn die Gefahr besteht, dass ein Dieb eindringen könnte. Mir ist da einfach nicht wohl bei!«

»Aber was soll denn passieren? In dem Moment, in dem sie schreit, bin ich schon aus dem Bett, reiße die Türe auf, bin mit drei, vier Schritten an ihrem Zimmer und überwältige den Dieb, der wahrscheinlich genauso erschrocken ist wie unsere Kleine!«

Da war es wieder gewesen – unsere Kleine! Dieses ständige Auf und Ab, das mein Vater mit mir trieb, die Kleine zu sein und gleichzeitig groß genug, um allein auf Diebe in der Nacht zu warten. Ich wurde einfach nicht schlau aus meinem Vater!

Dass uns allen dreien in diesem Moment der logische Bruch in der Erzählung meines Vaters nicht auffiel – dass er meine Türe von außen gar nicht aufmachen konnte, um mir zu Hilfe zu eilen – hielt uns nicht davon ab, seinen Vorschlag als den richtigen anzunehmen.

Als bald kamen wir zum Hotel zurück und meine Mutter hatte inzwischen, wenn auch widerstrebend, eingelenkt.

Zusammen nahmen wir das Abendessen ein, spielten im Anschluss mit Elle und Patrick, die wir im Speisesaal trafen, Karten, wobei ich mich angeregt mit Elle unterhielt, doch da ihr Mann und

meine Eltern anwesend waren, konnten wir nicht alle Themen anschneiden, die wir für interessant empfanden.

So verstrich der Abend, und als die meisten gähnten, gingen auch Elle und Patrick schlafen. Wir folgten ihnen und mein Vater gab mir erneut die Anweisungen, die ich auf der Rückfahrt erhalten hatte. Ich ging auf mein Zimmer, verriegelte die Tür und das Fenster, ließ die Kontrolle von meinem Vater wortlos über mich ergehen und legte mich ins Bett. Fieberhaft versuchte ich mir irgendwelche Gedanken auszumalen, die mich wach hielten. Ich dachte an Geister, das Klopfen, das seltsamerweise diese Nacht nicht ertönte, die Bäume am Ende der Einfahrt und an vieles andere. Mit der Zeit wurde ich schläfrig, und ich versuchte mich wach zu halten, indem ich im Zimmer herumging, doch die Beine wurden immer schwerer und schwerer, ehe ich dann doch ins Bett fiel und mir nicht sicher sein konnte, wie schnell ich eingeschlafen war.

10. Kapitel

Mein Vater war die ganze Nacht über wach geblieben und klopfte am folgenden Morgen heftig an meine Türe. Erst langsam und Stück für Stück konnte ich meine schweren Augenlider öffnen, doch als ich einen ersten Blick in das Zimmer warf, war ich sofort wach, denn überall auf dem Boden lagen meine Kleidungsstücke verstreut herum. Ich schwang mich aus dem Bett, lief im Schlafrock zur Türe, entriegelte sie und ließ meinen Vater herein, der mich in die Arme nahm und mir ins Ohr flüsterte, dass er froh sei, dass mir nichts passiert wäre. In mir hingegen kamen Schuldgefühle hoch, weil ich glaubte, meinen Vater enttäuscht zu haben, da ich nicht die ganze Nacht wach geblieben war.

»Du hast sicherlich einen Schlaftrunk bekommen!«, sagte mein Vater, nachdem ich ihm die Ereignisse der letzten Nacht so gut wie möglich beschrieben hatte. »Das ist die einfachste Erklärung – denn damit würde sich erklären, warum Elle trotz ihres leichten Schlafs durchschlief, und warum du nicht gegen die Müdigkeit ankämpfen konntest, obwohl du dich bewegt hast.«

»Aber das hieße ja, dass ich gestern Abend etwas getrunken haben muss, was den Schlaftrunk enthielt«, schlussfolgerte ich, »denn danach habe ich nichts mehr getrunken.«

»Ich denke auch, dass du das Mittel mit dem Abendessen aufgenommen haben musst. Oder danach, beim Kartenspielen, denn der Täter muss sich sicher sein, dass du von dem Trank was trinkst – ein Schluck Wasser aus der Karaffe in deinem Zimmer wäre zu unsicher.«

»Es erhärtet sich immer mehr, dass entweder Mr. Howell oder eine der beiden Angestellten die Schuldigen sind, nicht wahr?«

»Ich denke, du hast da nicht ganz unrecht«, meinte mein Vater, fuhr sanft über meinen Kopf und küsste mich auf das Haar. Es fühlte sich prächtig an, dass ich so etwas wie seine Assistentin bei der

Aufklärung dieses vermeintlichen Verbrechens war, und er mit mir seine Gedanken zu dem Fall teilte.

»Komm, wir gehen deine Mutter holen«, sagte er zu mir. »Du musst nachschauen, ob dir was entwendet wurde und deine Kleider wieder aufhängen. Obwohl ich davon ausgehe, dass alles noch vorhanden ist, da du selbst keine wertvollen Gegenstände besitzt.«

Als wir meiner Mutter erzählten, dass mein Zimmer während der Nacht durchwühlt worden war, schien ihr Herz mehrfach auszusetzen. Ihr wurde nacheinander heiß und kalt, dann schwindelig, sodass sie sich auf das Bett setzen musste. Sie war zugleich wütend auf meinen Vater, dass er mich einer fremden Person des Nachts ausgesetzt hatte, und zu anderen war sie unendlich erleichtert, dass mir nichts passiert war. Erst nach einer Weile konnte sie wieder aufstehen und half mir im Anschluss, die durchwühlten Kleidungsstücke neu zu ordnen. Dabei stellten wir auch fest, dass nichts gestohlen worden war.

In der Zwischenzeit hatte Patrick meinen Vater aufgesucht und die Ereignisse der Nacht besprochen. Beide waren sich nun sicher, dass es eine der beiden Bediensteten oder gar der Besitzer des Hotels, Mr. Howell, selbst sein musste, der diese nächtlichen Durchsuchungen machte. Als mein Vater seine Theorie mit dem Schlaftrunk erwähnte, schien auch Patrick dergleichen Meinung zu sein, da Elle, im Gegensatz zur ersten Nacht, in der zweiten Nacht vor Angst mehr als zwanzig Mal wach geworden sei. Daher fühlte sie an diesem Morgen auch kränklich und würde den Tag im Bett verbringen.

Als meine Mutter vernahm, dass Elle krank war, begab sie sich zu ihr ans Bett und beschloss gegen den Willen der Kranken, über sie zu wachen und an diesem Tage zu versorgen.

Die Männer hingegen hatten bereits Pläne zur Ausfahrt geschmiedet, die nun hinfällig wurden. Somit machte ich den Vorschlag, dass Patrick sich einfach uns anschloss, damit wir etwas gemeinsam unternahmen. Mein Vater und auch Patrick waren einverstanden.

Wir sagten Elle und meiner Mutter Bescheid, die uns beide viel Glück wünschten und verließen das Hotel, nachdem wir Teresa um ein Frühstück zum Mitnehmen gebeten hatten.

»Wenn ich das mal rekapituliere«, begann mein Vater, als wir zu dritt in Patricks Wagen saßen und die lange Einfahrt im gemütlichen Tempo hinauf fuhren, »wissen wir jetzt, dass an zwei verschiedenen Abenden zwei verschiedene Zimmer durchsucht wurden, ohne dass etwas entwendet wurde. Wenn ich mit der Theorie recht habe, dass die Bewohner der Zimmer am gleichen Abend einen Schlaftrunk verabreicht bekommen haben, stützt das die Idee, dass die Durchsuchung an zwei Abenden vonstatten gingen, denn so hat man eine gewisse Kontrolle darüber, wer denn den Schlaftrunk auch tatsächlich genommen hat.«

»Dieser Punkt ist mir nicht ganz klar«, meinte Patrick.

»Angenommen, man hat drei neue Zimmer vergeben und würde allen Gästen – in diesem Fall fünf Menschen – einen Schlaftrunk verabreichen, braucht man sehr viele Augen, um alle Gläser zu kontrollieren, ob auch wirklich genug getrunken wurde. Bei zweien – wie bei Elle und dir oder wie bei anderen Paaren – ist das durchaus noch machbar, insbesondere da Paare normalerweise am selben Tisch sitzen. Und da wir aktuell von einem Einzeltäter sprechen, ist die Kontrolle umso wichtiger!«

»Gut, diesen Punkt ich verstehe nun. Weiter!«

»Wer könnte einen solchen Schlaftrunk mischen? Im Grunde gibt es nur zwei Möglichkeiten: derjenige, der ihn serviert oder derjenige, der ihn zubereitet hat.«

»Was ist mit jemandem, der etwas ins Glas kippt, während das Getränk an der Theke steht?«, wandte ich ein.

»Dann müsste er jeden Abend, wenn neue Gäste da sind, auf der Hut sein und die Gelegenheit abpassen, um den Schlaftrunk zu mischen. Da das ganze aber immer die gleiche Methode hat und nur mit neuen Gästen passiert, ist von den anderen beiden Möglichkeiten auszugehen.«

»Und das schließt den Kreis der Verdächtigen auf sehr wenige Personen ein«, meinte Patrick.

»Auf vier, um genau zu sein«, sagte ich und wartete auf eine überraschte Reaktion der beiden, doch nur Patrick sah man die Überraschung wirklich an.

»Vier?«, fragte er auch gleich. »Meinst du nicht drei, Alexandra? Mr. Howell, Teresa und Francis! Wer denn noch?«

»Pete!«

»Pete, der alte Mann? Aber der hat doch gar nichts mit dem Mischen der Getränke zu tun!«

»Aber der schleift zu jeder Tag- und Nachtzeit im Hotel herum, erledigt kleinere Aufgaben, und ich habe mich schon seit unserer Ankunft gefragt, ob der nicht auch zu dem Hotel gehört – auf eine seltsame Art und Weise.«

»Dieser Gedanke ist gar nicht so abwegig«, meinte mein Vater, »denn auch ich hatte erst die drei anderen im Kopf, doch wenn ich es mir recht überlege, sollten wir zumindest die Möglichkeit nicht ausschließen, dass Pete nicht doch am Ende etwas mit den versuchten Diebstählen zu tun hat. Vielleicht ist er nicht der Dieb, weil er viel zu alt und un gelenk ist – aber wer weiß, wer alles an diesen Diebstählen beteiligt ist! Vielleicht sind es am Ende sogar alle vier!«

In diesem Moment war ich so froh wie selten in meinem Leben, denn ich hatte nicht nur meinen Vater, sondern auch den überaus skeptischen Polizisten in ihm überzeugt.

»Auf jeden Fall liegt es für mich auf der Hand, dass als nächstes unser Zimmer an der Reihe ist, da in der Zwischenzeit keine neuen Gäste angereist sind, und unser Zimmer als einziges noch nicht durchwühlt wurde. Ich werde mir auf jeden Fall eine Taktik überlegen, um die Diebe zu überlisten!«

»Einfach heute Abend nichts trinken!«, meinte Patrick, doch selbst ich merkte, dass das sicher nicht die Lösung sein konnte.

»Das würden die Diebe doch sehen, dass ich nichts trinke!«, gab mein Vater auch direkt zurück.

»Außerdem hat jeder gute Dieb einen Notfallplan! Und den gilt es auch zu entdecken.«

Wir befanden uns in Sichtweite von St. Just, einem Ort, der genau in der entgegengesetzten Richtung von St. Levan lag, in unmittelbarer Nähe zu den Minen von Botallack, die sich mein Vater unbedingt ansehen wollte.

»Wir unterhalten uns später weiter«, sagte mein Vater, »doch wir sollten uns Gedanken darüber machen, wie die Diebe in völlig abgeschlossene und sicher verriegelte Räume kommen!«

Inzwischen waren wir an den Zugang zu dem alten Minenbetrieb gelangt, der, wie wir alsbald erfuhren, noch bis ins letzte Jahrzehnt betrieben wurde. Vor allem im vorigen Jahrhundert wurden in den vielzähligen Schächten Kupfer und Zinn abgebaut. Doch das Spannendste an der ganzen Geschichte war, dass es viele Minen und Stollen gab, die unterhalb der Meeresoberfläche lagen – wo die Gefahr von eindringendem Wasser um ein viel Höheres lag als in anderen Minen. Das, was uns der Bewacher der Mineneingänge vor Ort mitteilte, erinnerte mich an eine Gruselgeschichte, und nicht minder war ich über meinen Vater erstaunt, als er den Bewachenden fragte, ob wir uns einmal die Minen von innen ansehen könnten. Zuerst weigerte sich der Mann, der einen ausdrücklichen Befehl zu haben schien, niemanden in die Minen zu lassen, doch als ein Bekannter vorbeikam und die Unterhaltung mitbekam, einigten sich die beiden darauf, dass der Bekannte den Fremden gegen einen Obolus die Minen zeigte, während der andere Wache hielt, dass auch kein Aufseher käme.

Ich muss zugeben, dass ich selten so viel Angst hatte wie in jenem Moment, als wir vor dem Eingang der Mine standen, die wie ein weit aufgerissenes Löwenmaul inmitten des Felsmassivs wirkte. Wir vier trugen alle Laternen, die mit ihrem diffusen Widerschein an den Wänden seltsame Schattenkreaturen zum Leben erweckten, die mich nicht wenig frösteln ließen. Zu meinem Glück wollte mein Vater nur die Enge und die Einsamkeit in einer Mine erfahren, sodass der Ausflug in den Berg nicht allzu lange dauerte. Doch die Geräusche des in der Nähe anbrandenden Wassers, die sich im Innern der Mine seltsam verzerrten, ließen mich einige Male in Gedanken ausmalen, wie es sein würde, wenn das Wasser in die Mine eindrang und uns unter Tage vom Rückweg abschloss.

Als wir wieder zurück zum Ausgang gingen, kam es zu der Situation, dass ich mich gegen unsere Verabredung ganz am Ende der Gruppe befand, und als wir in einen kleinen Vorraum kamen, verfolgte ich mit meinen Blicken die Schatten an den Wänden, die sich zu bewegen schienen. Ein tiefer Angstschauer überkam mich, sodass ich stehen blieb und es dauerte einige Momente, ehe sich mein Vater nach mir umdrehte und sah, dass ich zurückgeblieben war. Inzwischen hatte auch

das nur mir bekannte Klopfen begonnen, und in mir drängte sich die Frage auf, ob das Klopfen eine Wahnvorstellung von mir war und ob ich vielleicht die einzige war, die das Klopfen vernehmen konnte. Während ich weiterhin das Gefühl hatte, dass sich die Schatten an der Wand verlebendigt hatten, kam mein Vater zu mir gelaufen und schüttelte meinen Körper. Zu seinem Glück befand er mich trotz meiner Körpersteife einigermaßen wohl und versuchte das Ziel meines Blickes zu erforschen, fand aber scheinbar nur unbewegliche Schatten auf den Wänden.

»Geht es dir gut, meine Kleine?«, fragte er mich.

»Bestens!«, kam es mir über die trockenen Lippen, doch mein Vater merkte, dass das nicht ganz der Wahrheit entsprach, da sich die Starre meines Körpers nicht lockern wollte.

»Wir müssen sie hier rausbringen!«, sagte mein Vater daraufhin zu den anderen. »Ich habe die Befürchtung, dass sie einen klaustrophobischen Schock erlitten hat!«

Ich merkte, wie er seinen Arm um meine Taille legte, um mich gegen ein Umfallen abzusichern, und als Patrick dazukam und versuchte, mich ebenfalls beim Gehen zu stabilisieren, spürte ich, wie mein Körper die Kontrolle über sich zurückgewann. Nach und nach konnte ich wieder laufen, und ehe wir aus der Mine zurück an das Tageslicht kamen, vermochte ich alleine zu laufen.

»Das ist nichts Außergewöhnliches«, erklärte uns der Wegführer. »Viele Menschen haben ein Problem damit, dass am helllichten Tag das Sonnenlicht komplett verschwindet – und wenn dann noch dazu kommt, dass man sich von einer unvorstellbar schweren Masse Gestein eingesperrt fühlt, ist es kein Wunder, dass schwächere Naturen schon mal einbrechen! Dann verhalten sie sich oft wie eine Maus, die sich vor einer Katze versteift!«

Wie widerstreitend die Gefühle im Innern doch sein können! Einerseits war ich heilfroh, die Dunkelheit, die Schatten und auch das Klopfen hinter mir gelassen zu haben, doch andererseits leistete meine Rettung kein Beitrag dazu, dass mich mein Vater nicht mehr als seine kleine Tochter ansah, die er auch weiterhin beschützen musste. Ich fühlte mich hin und her gerissen und war den Tränen nahe, die ich jedoch unbedingt unterdrücken musste, da mir bewusst war, dass diese Tränen auf jeden Fall als Schwäche interpretiert werden würden.

»Ich hätte mir darüber mehr Gedanken machen müssen«, gab mein Vater zu und bestätigte damit indirekt meine Vermutung, »aber ich war mir sicher, dass es in der Mine nicht so schlimm werden würde. Doch selbst für mich war es beklemmend! Wenn man bedenkt, dass über, unter und neben einem nur Gestein ist, das jederzeit zusammenbrechen könnte.«

»Na ja, so dramatisch ist es auch wieder nicht!«, sagte der Wegführer und zerstörte unbewusst das Gefühl, das ich nach dem Bekenntnis meines Vaters verspürt hatte.

Wir bedankten uns bei unserem Begleiter, indem wir ihn und seinen Spannmann, der gerade Feierabend machte, zu einem zünftigen Essen einluden, bei dem die beiden uns viele Geschichten

erzählten, die sich wahrscheinlich die Grubenarbeiter untereinander erzählt hatten, als hier noch tatsächlich gearbeitet wurde.

»Das war eine ganz seltsame Erfahrung«, meinte mein Vater, als wir wieder im Wagen saßen und Richtung Hotel zurückfuhren. »Am meisten hat mich das Gefühl der bedingungslosen Ergebenheit beeindruckt.«

»Was meinst du damit, John?«, fragte Patrick.

»Ich meine, dass man als Mensch oft die Wahl hat, etwas zu tun oder zu lassen, aber unter Tage, in einer Mine wie die, in der wir waren, da bist du völlig davon abhängig, dass das Bergmassiv hält und dass die alten Stollen das Gewicht noch tragen. Man vertraut also dem Berg und seinen Kameraden, die vielleicht selbst in dem Stollen ihr Leben ließen.«

»Da war es wieder!«, dachte ich mir und setzte für mich ein Puzzle zusammen, das ich bisher nicht auflösen konnte. »Es ging wieder um Tote! Tote Minenarbeiter! Und das Klopfen hörte ich immer nur dann, wenn ich wusste, dass um mich herum vielleicht die Geister von Toten schwirren! Werde ich verrückt? Oder...«

»Alexandra!? Alexandra!?«, tönte es an mein Ohr.

»Ja«, sagte ich und merkte, dass ich mich anhörte, als wäre ich gerade aus einem langen Traum aufgewacht.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte mein Vater, und ich merkte die Besorgtheit in seiner Stimme.

»Ja, mir geht es gut. Ich war nur gerade in Gedanken versunken. Nichts Aufregendes.«

»Das sah mir aber anders aus!«

An diesem Punkt hatte ich das Gefühl, dass ich meinem Vater über das Klopfen berichten konnte, doch andererseits sträubte ich mich, das Geheimnis in Gegenwart eines eigentlich Fremden zu erzählen.

»Wenn wir nachher wieder im Hotel sind«, sagte dann auch Patrick, »bringen wir dich auf dein Zimmer und lassen eine heiße Brühe aufsetzen. Dann kannst du dich von dem Erlebnis in der Mine erholen!«

»Deine Mutter wird mit mir schimpfen«, meinte mein Vater und verzog sein Gesicht, als würde er in eine Zitrone beißen. »Dass ich mit dir immer so leichtsinnig umgehe...«

»Nein, Vater«, meinte ich und sah meine Gelegenheit, die bisherige Schwäche in eine neue Stärke zu verwandeln, »Meine Mutter muss nichts davon mitbekommen! Ich werde ihr erzählen, dass wir alle unseren Spaß hatten, aber dass es an der Küste sehr kalt war, und ich mich vielleicht ein wenig zu leicht angezogen habe. Dann ist es kein Problem, wenn ich mich ins Bett lege und eine heiße Brühe trinke! So kommen wir alle mit einem blauen Auge davon!«

An dem verschmitzten Lächeln der beiden merkte ich, dass sie den Köder geschluckt hatten und nun hoffentlich eine leicht veränderte Meinung von mir hatten. Wir unterhielten uns im Folgenden

über die Maßnahmen, die mein Vater am Abend treffen wollte, um den Dieben auf die Spur zu kommen, und alsbald sahen wir auch schon wieder das Hotel und bogen in die Einfahrt ein. Doch obwohl ich erneut alles genau inspizierte, konnte ich an diesem Hotel nichts Merkwürdiges feststellen – vielleicht spielte sich am Ende doch vieles nur in meinem Kopf ab?

11. Kapitel

Ich ließ mich, wie abgesprochen, von meinem Vater auf mein Zimmer führen, tischte meiner Mutter die kleine Lüge auf und gab mich zufrieden, als sie mir eine heiße Brühe bringen ließ. Sie blieb solange an meinem Bett, bis ich sie durch unzähliges Gähnen von meiner Müdigkeit überzeugt hatte und schloss meine Augen. Ich hörte, wie sie leise mein Zimmer verließ, wartete noch einige Augenblicke und stand dann wieder auf. Den ganzen Abend über hatte ich die Gedanken an das Klopfen und die Schatten in der Mine nicht vergessen können.

Inzwischen hatte es zu regnen begonnen, so stark, dass es selbst für südenglische Verhältnisse stark war. Ein Bindfaden schmiegte sich an den anderen und fiel fast senkrecht auf die Erde nieder.

Als ich den Vorhang ein wenig zur Seite schob und mich aus unsteter Neugier ans Fenster verkroch, schien es, als hätte jemand einen Vorhang vor dem Hotel heruntergelassen. Ich konnte kaum mehr als zehn Meter sehen – weder die lange Einfahrt noch die beiden Bäume waren in meinem Blick, und je länger ich auf das regelmäßig niederfallende Regenwasser blickte, desto mehr versank ich in mich und ließ mich von der Gleichmäßigkeit besänftigen.

Doch dann geschah etwas, das ich trotz der Vorkommnisse in der letzten Nacht nicht erwartet hatte. In einem Augenblick größter Entspantheit sah mein Auge, wie sich in diesem Regenvorhang zwei Schemen bewegten, die auch gleich wieder fort waren. Es waren eindeutig menschliche Schemen gewesen, und ich wunderte mich, was Menschen bei einem solchen Wetter draußen machten. Da waren sie schon wieder! Ich zuckte merklich zurück, trat zur Seite, an den Rand des Vorhangs und versteckte mich halb in dem dichten Stoff, suchte nach einem Griff und wandte daher kurz meinen Blick nach hinten, doch als ich ihn wieder nach vorne richtete, erschrak ich bis ins Mark hinein. Die beiden Schemen standen direkt unterhalb meines Fensters und starrten zu mir zugewandt hinauf! Ich war viel zu versteinert, um mich wegzuducken und suchte an diesen Schemen etwas zu entdecken, das mir einen Hinweis darauf geben konnte, wer diese beiden Menschen waren.

Wie lange ich dort in dieser Position verharrte, konnte ich im Nachhinein nicht mehr sagen, doch ich wurde aus dieser Situation erst erlöst, als mein Vater an meine Türe klopfte und eintrat, da er mich schlafend vermutete.

»Ich habe vergessen, die Türe von innen zu verriegeln!«, schoss mir sofort durch den Kopf. Dann erinnerte ich mich, dass meine Mutter das Zimmer verlassen hatte und dachte, ich würde schlafen. Als mein Vater sah, dass mein Bett leer war, durchschritt er das Zimmer und fand mich hinter dem Vorhang.

»Meine Güte, was machst du denn hier?«, fragte er mich.

»Ich wollte...«, begann ich, fand aber keine Worte, um das, was ich gesehen hatte, zu beschreiben.

»Was wolltest du?«, fragte er zurück. »Und warum starrst du raus in den Regen?«

»Sieh doch«, war alles, was ich zu sagen vermochte und spürte, wie mein Vater den Vorhang so weit zur Seite schob, dass er durch das Fenster nach draußen sehen konnte.

»Ich sehe nichts außer Regen!«, meinte mein Vater nach einer Weile.

In diesem Augenblick kamen mir Zweifel an meinen Sinnen, und als ich mich selbst versichern wollte, suchte ich die beiden Schemen vergeblich im Regen. Sie waren weg, einfach fort, nirgends zu sehen. Es gab keinen Hinweis auf die beiden, rein gar keinen! Es fühlte sich an, als würde etwas in meinem Innern nicht mehr zusammenpassen, als würden sich zwei Sinne gegenseitig überlisten!

»Sie sind weg!«, sagte ich flüsternd, drehte mich um und ließ mich in die Arme meines Vaters fallen, der mich auffing und zum Bett brachte.

»Wer ist weg?«, fragte mein Vater besorgt.

»Niemand! Es ist nur...«

»Was?«

»Ich glaube, ich fühle mich nicht ganz auf der Höhe«, sagte ich ausweichend und wusste, dass dies noch nicht einmal eine gute Ausrede war.

»Ich befürchte, dass du dir in der Mine vielleicht etwas einfangen hast«, sagte mein Vater zu mir und fühlte nach meiner Temperatur, indem er seine Hand auf meine Stirn legte. »Ich glaube, du hast ein leichtes Fieber. Auf jeden Fall bleibst du heute Abend im Bett und ruhest dich aus.«

»Es geht mir nicht so schlecht!«, versuchte ich mich aus dem Verbot des Aufstehens zu reden. »Es ist nur, dass ich mich ein wenig schlapp fühle nach der Fahrt zu den Minen. Wenn ich jetzt ein, zwei Stündchen schlafe, geht es mir bestimmt wieder viel besser!«

»Dann schlaf jetzt ein wenig«, meinte mein Vater und war deutlich nachgiebiger, als es meine Mutter in solchen Momenten war. »Wir werden dich dann zum Abendessen abholen – wenn du bis dahin keine erhöhte Temperatur mehr hast!«

Mein Vater gab mir einen Kuss auf die Stirn, stand auf und verließ den Raum so leise, als würde ich bereits schlafen. Ich war jedoch keineswegs müde und lag mit offenen Augen auf dem Bett und starrte an die Decke.

»Man kann mir vieles erzählen«, dachte ich, »aber eins ist für mich sonnenklar: es geht in diesem Hotel nicht normal zu! Irgendetwas kann nicht stimmen – obwohl es schon seltsam ist, dass es nur

scheinbar mir auffällt. Das mit Pete und der alten Dame gestern Abend, die Schemen, die ich sehe, das Klopfen – wobei das Klopfen auch in der Mine war. Und auch die beiden Bäume! Vielleicht hat es doch nichts mit dem Hotel zu tun! Ich meine, warum sollte ich sonst in der Mine das gleiche sehen und hören, das ich auch im Hotel wahrnehme? Es kann also nur an mir liegen! Aber bin ich denn verrückt? Nein! Ich kann klar denken, verstehe, was die anderen sagen, und dennoch sehe und höre ich Dinge, die nur ich sehe und höre! Irgendetwas muss ja da sein, sonst würde ich es nicht bemerken. Sind es vielleicht Geister? Die Geister des Hotels und der Mine? Spukt es? Immerhin gab es an beiden Orten Tote und diese werden ja bekanntlich dadurch geweckt, dass man laut über sie spricht! In diesem Hotel war es die Frau, die in diesem Zimmer gestorben ist, und in der Mine die Arbeiter, die über die Jahre ihr Leben lassen mussten. Und dann die Geschichte von dem Kapitän und dem Siebenmaster, den er als Sturm versenkt haben soll! Aber dass die Geister Klopfzeichen abgeben?! Vielleicht ist das ihr Zeichen, um mit der Welt der Menschen zu sprechen?! Vielleicht kann ich Geister wahrnehmen! Das wäre ein Ding! Aber wäre es denn etwas Gutes?«

Mit diesen Gedanken beschäftigt ich mich eine Weile und die Zeit verflog bis zum Abendessen. Ich versuchte Gründe dafür zu finden, dass ich nicht verrückt oder wahnsinnig war, und gleichzeitig welche zu finden, warum ausgerechnet ich die Signale der Geister verstand, während die anderen sie offensichtlich nicht bemerkten. Ich hatte schon viele Romane und Geschichten gelesen, in denen es spukte – vor allem Poe und Hoffmann –, wobei ich die vor meiner Mutter versteckt halten musste, um keinen Ärger zu erhalten. Aber der Moment, in dem man beginnt, selbst über eine solche Fähigkeit nachzudenken, ist um ein Vielfaches erschreckender als die Vorstellung aus Büchern!

Meine Eltern kamen beide, um nach mir zu sehen. Ich stand auf und tat überaus fröhlich, ließ die zu erwartende Prozedur meiner Mutter über mich ergehen, beteuerte mit Nachdruck, dass ich zwei Stunden tief und fest geschlafen und nun einen Bärenhunger hätte, weshalb ich unbedingt mit zum Abendessen müsste. Im Nachhinein glaube ich, dass es der gesunde Hunger war, der meine Eltern überzeugte, dass mit mir alles in Ordnung schien.

Zusammen traten wir in den Speisesaal und setzten uns an denselben Tisch wie bisher auch. Von den Hotelgästen waren schon die alte Dame und Patrick anwesend – Elle lag weiterhin im Bett. Patrick erbat sich zu uns setzen zu dürfen und niemand hatte etwas dagegen. Sogleich kam auch Teresa an unseren Tisch, die von allen außer meiner Mutter eingehend gemustert wurde, während sie unsere Bestellungen aufnahm.

Als sie die Bestellungen entgegengenommen hatte, verschwand sie in die Küche, und wenigstens mir war in diesem Moment klar, dass sie auf jeden Fall die anmutigen Bewegungen vollführen konnte, die ein geschickter Dieb benötigte.

Die alte Dame bekam als erstes serviert, und während wir auf unser Essen warteten, warf mein Vater Patrick und mir bedeutungsvolle Blicke zu, die uns aufforderten, Gespräche über die Vorfälle nicht aufkommen zu lassen. Wir sprachen also gezwungenermaßen über Themen, die alltäglich wirken sollten, doch mussten wir uns selbst immer wieder bremsen, wenn die Gedanken das Gespräch doch wieder in eine Richtung drängten, die wir nicht wollten. Auf diese Weise kam eine ziemlich merkwürdige Unterhaltung zustande, die zum Glück endete, als wir unser Essen serviert bekamen, und Teresa meinen Vater fragte, ob ihm der servierte Wein nicht schmecken würde, da er bisher keinen Schluck genommen hatte.

Da mein Vater keine andere Möglichkeit sah und mir nachher eröffnete, dass ein kleiner Schluck, selbst vom stärksten Schlafmittel, im Wein wohl keine einschläfernde Wirkung habe, nahm er demonstrativ vor ihren Augen einen Testschluck. Er versuchte sich als Kenner und gab sein Wohlbefinden, das Teresa zu überzeugen schien, die auf mich seltsamerweise nicht wirkte, als würde sie unbedingt auf ein Trinken bestanden haben, sondern eher wie eine aufmerksame Bedienung, die es ihren Gästen wohl ergehen lassen möchte.

Für den Moment war ich verwundert und sehr froh, als wir alle mit dem Essen begannen, denn da Patrick am Tisch saß und ab und an etwas über das Essen und seine Erfahrungen aus seinem Leben berichtete, waren wir ungezwungener als zuvor.

Inzwischen waren auch so ziemlich alle anderen Gäste eingetroffen – Baron Boughound mit Frau und Tochter Esther, die auch an diesem Abend eher wie eine Leiche wirkte, Mr. und Mrs. Pennymaker, und auch Pete war ohne besonderes Auftreten in den Speisesaal eingetreten. Ich merkte alsbald, dass alle Gäste auf denselben Plätzen saßen wie am gestrigen Abend. Nur Patrick hatte sich aufgrund von Elles Umständen zu uns gesetzt.

Bis auf die beiden Offiziere waren alle mir bekannten Gäste anwesend, sodass Teresa gut zu tun hatte, was uns am Tisch die Gelegenheit gab, sie eindringlich zu beobachten. Doch so sehr wir auch versuchten, etwas Auffälliges an ihr zu beobachten, fanden wir keinen stichhaltigen Hinweis. Sie suchte zwar mit ihrem Blick ab und an unseren Tisch nach leeren Gläsern oder Tellern ab, doch starrte sie zu keiner Zeit direkt auf das Glas meines Vaters, das weiterhin gut gefüllt war.

Ich wollte soeben meinen zu drei Vierteln geleerten Teller von mir schieben, da ich nach dem üppigen Mahl satt war, als Teresa an mir vorbeiging, und ich ihr mit den Blicken im Rücken folgte. Als sie zur Verbindungstüre zur Küche kam, stockte auf einmal mein Herz, denn ich sah, wie der Koch direkt dahinter stand und es schien, dass er bereits seit längerem durch die pendelnde Türe direkt auf unseren Tisch geschaut hatte. Sofort ließ ich meinen Blick auf meinen Teller fallen und versuchte so unauffällig wie möglich das Geschehen an der Türe im Blick zu halten, ohne dass der Koch oder Teresa oder einer an den Tischen bemerkte, was ich tat. Zu meinem Glück waren alle soweit mit dem Essen beschäftigt, dass ich unbeobachtet zur Tür schauen konnte, wo ich Zeuge

wurde, wie Francis, der Koch, mit Teresa wegen irgendetwas diskutierte. Doch dann war die Türe verschlossen und das weitere Geschehen vor meinem Blick verdeckt.

Ich zählte eins und eins zusammen und konnte mir schon denken, warum Francis auf unseren Tisch gestarrt hatte und stelle mir vor, was wohl der Inhalt des Gesprächs war. Wir hatten es hier mit einer Verschwörung der Angestellten zu tun! Doch Schockschwerenot! Als ich meinen Blick wieder hob, um durch den Raum zu blicken, gefror mein Blut, denn ich sah, wie Pete erneut zu mir herüberblickte und mit einem leichten Nicken wissend tat. Langsam stand er auf und ging aus dem Raum, ohne den Blick von mir zu nehmen. Wie tausend kleine Nadelstiche fühlte sich sein Blick an, und ich war mir sicher, dass er jetzt wusste, was ich ahnte – ich hatte mir wahrscheinlich einen neuen Feind gemacht.

»Der alte Pete?«, dachte ich mir und kämpfte mit mir selbst, »einerseits kann ich mir kaum vorstellen, dass der so durchtrieben ist, aber andererseits gibt es keine andere Erklärung für mich, warum er zuerst unseren Tisch und dann insbesondere mich anstarrt – und dann das Nicken! Ich glaube, Pete weiß viel mehr, als es den Anschein macht und er ahnt, dass etwas im Busch ist! Immerhin hat ihm mein Vater ja auch erzählt, dass er bei der Polizei ist, und vielleicht vermutet der Alte, dass wir der Diebesbande auf der Spur sind. Ich werde mich wohl in Acht vor ihm nehmen müssen!«

So langsam kehrte wieder Wärme und Leben in meinen Körper zurück, als unvermittelt die beiden Offiziere, die ich bisher vermisst hatte, in den Speisesaal traten, sich den Tisch aussuchten, an dem Pete eben saß, und sich auf die Stühle niederstürzten, als wären sie sonst vor Kraftlosigkeit zusammengebrochen. Ich bemerkte ziemlich schnell, dass die beiden bereits gut angetrunken waren, was auch deutlich wurde, als die beiden ihre Bestellung aufgaben, und der Jüngere der beiden Teresa fragte, ob sie sich nicht zu ihm auf den Schoß setzen wolle. Teresa sagte jedoch ganz abgeklärt, dass sie keine Zeit dafür habe, gab dem Angetrunkenen einen Korb und verschwand wieder aus dem Speisesaal in die Küche. Ich wagte kaum, in Richtung der Küche zu blicken, doch als ich es dann doch tat, war von Francis keine Spur – wahrscheinlich musste er sich zwischenzeitlich um ein Essen kümmern.

Der Offizier und der Anwärter hingegen, die auch meiner Meinung nach diese Titel nicht verdient hatten, begannen schon nach kurzer Zeit nach Teresa zu rufen. Im Sinne der anderen Gäste erschien Teresa auch zügig mit den Getränken, die zwar das Gegröle verminderten, aber nicht den Zustand der beiden. Da ich mir selbst sagte, dass ich nicht zu auffordernd in Richtung der beiden Offiziere blicken sollte, und auch nicht Richtung Küchentüre, nutzte ich die eingeschränkten Möglichkeiten und beschäftigte mich mit dem Verhalten meines Vaters, dessen geballte Faust mir andeutete, dass er kurz davor stand, aufzustehen und die beiden Offiziere wie am Vorabend oder noch darüber hinaus zu maßregeln.

Kaum, dass Teresa wieder erschien, rief einer der beiden Betrunkenen, dass sie doch mal Musik anmachen solle, und da Teresa aus dem Raum keine gegenteiligen Meinungen hörte, nahm sie eine Schallplatte in die Hand, legte sie auf das Grammophon, das in einer der Ecken stand, auf, ließ die Nadel an geeigneter Stelle nieder und nur wenige Augenblicke später ertönte aus dem Tontrichter eine schwungvolle Musik, die ich in dieser Form noch nie gehört hatte.

Mir gefiel sie und als ich Patrick nach der Musik fragte, antwortete er mir, dass das in Eton bereits ein alter Schuh sei. Mir aber war sie völlig neu. Ich muss zugeben, dass mich die Musik in eine Stimmung brachte, die mich leicht berauschte. Ich hörte ihr zu, erfreute mich an den seltsam klingenden Tönen und spürte am Rhythmus meines Körpers, dass sich auf diese Musik sicherlich gut tanzen ließe.

Das sahen die beiden Offiziere dann genauso, denn nachdem sie mit den Beinen im Takt zu wippen begannen, stand der Jüngere der beiden auf und ging mit leichten Schwierigkeiten zum Tisch der Boughounds. Er galantierte auf merkwürdigste Weise und lallte ein wenig, als er Esther um einen Tanz bat. Das Mädchen war ordentlich geschockt und sah hilfeschend in die Runde. Ihr Vater stand sogleich auf und bat den Offizier davon abzusehen. Doch dieser drängte weiter auf Esther ein und tat, als gäbe es die Eltern der jungen Frau nicht, fragte erneut nach einem Tanz und erhielt wiederum keine Antwort von ihr. Noch nicht einmal einen Blick, denn den hielt Esther krampfhaft auf ihren Teller gerichtet.

Ich sah das ganze Schauspiel mit einer Mischung aus großem Interesse und scheuem Ekel vor dem Offizier an, der sich auch hätte wagen können, mich anzusprechen, und bis mein Vater sich entschied, die ganze Szene aufzulösen, schien dieser Moment unauflösbar. Mein Vater ging zu dem Offizier, stellte sich an dessen Seite und gab ihm unmissverständlich zu verstehen, dass er erwartete, dass dieser sich wieder an seinen Tisch setze. Doch da sich der Angetrunkene in seinem Rausch schier unbesiegbar fühlte, reagierte er nicht mit Einsicht sondern mit blankem Trotz, sodass mein Vater sich den knabenhaften Mann packte, so fest, dass dieser sich nur kurz wehrte und ihn Richtung Ausgang schleifte. In der Zwischenzeit war der ältere der beiden aufgestanden, und in diesem Moment hätte ich instinktiv von Patrick erwartet, dass er meinem Vater zur Hilfe kam, doch er blieb wie angenagelt auf seinem Stuhl sitzen und schien sich überhaupt nicht sicher zu sein, was er jetzt machen sollte. Kurz sah es so aus, als würde sich mein Vater zwei angetrunkenen Halbstarcken gegenübersehen, und obgleich ich mir sicher war, dass er mit den beiden fertig werden würde, stellten sich zum Glück Mr. Pennymaker und Baron Boughound neben meinem Vater und deuteten den beiden Offizieren an, dass sie keine Chance hatten.

»Bringen Sie Ihrer Tochter mal was Anstand bei, denn eine Antwort kann man schon geben!«, keifte der Jüngere der beiden, ehe er mit seinem Kameraden den Speisesaal verließ.

»Was für ein unausstehlicher Haufen!«, meinte Mr. Pennymaker, und ich wollte ihm bereits beipflichten, als er jedoch etwas sagte, was nur ich und seine Frau noch verstanden. »Die Kleine hat wahrlich nichts unter den Lebenden zu suchen, so wie die sich gibt!«

Die Reaktion seiner Frau auf diesen Ausspruch war ein gedämpftes Donnerwetter, das ich nicht verstand, doch sie schien nach kurzer Zeit heilfroh zu sein, dass scheinbar niemand außer ihr diesen Spruch ihres Mannes aufgeschnappt hatte. Ohne weiter über den Sinn oder Unsinn dieser Aussage nachzudenken, wurde meine Aufmerksamkeit auf ein Geschehen gelenkt, das sich abspielte, als sich alle wieder auf ihre Plätze gesetzt hatten und sicher war, dass die beiden Offiziere den Raum nicht mehr betreten würden.

»Wenn ich nicht wüsste, dass die beiden Betrunkenen in drei Tage in See stechen, würde ich sie bei der hiesigen Polizei anzeigen!«, sagte Patrick und gab sich erstaunlicherweise auf eine Art entschlossen, die ich bei der Situation, als mein Vater den beiden gegenüberstand und tatkräftige Hilfe benötigte, vermisst hatte.

Für mich war klar, dass es sich bei Patrick um einen Feigling erster Güte handelte, der ein überaus großes Mundwerk besaß, aber wenn es darauf ankam, seinen Mut verlor.

»Ich weiß nicht, ob das viel bringen würde!«, erwiderte mein Vater auf die Aussage Patricks, »denn im Grunde haben die beiden noch nichts begangen, was zu einem Schuldspruch führen würde.«

»Noch nicht! Aber es wäre dazu gekommen, wenn...«

In diesem Moment fiel Patrick auf, welchen Anteil er an der Entspannung der Situation hatte und entschied sich lieber zu schweigen.

»Das sind zwei Halbstarke«, meinte mein Vater, »die hätten sich nicht lange gewehrt! Ich kenne diese Art von Männern, die sich nach einem zünftigen Umtrunk nicht mehr so richtig unter Kontrolle haben. Die sind nicht wirklich gefährlich, sondern Lämmer, wenn man sie mal hart anpackt. Dann winseln sie und fragen unterwürfig, ob sie wirklich für eine Nacht ins Gefängnis müssen!«

»Als Polizist muss es spannend sein!«, meinte Patrick. »Als ich klein war, wollte ich auch immer Polizist werden! Doch dann habe ich mich für ein Handwerk entschieden, das nichts mit körperlicher Gewalt zu tun hat!«

»Als Polizist kommt man auch nur so oft in ein Handgemenge, wie man es selber möchte!«, widersprach mein Vater und erntete einen unverständigen Blick von Patrick. »Die Hauptarbeit eines Polizisten, besonders von einem Ermittler, findet im Kopf statt! Und bei genauer Analyse und Vorbereitung ist die Anwendung körperlicher Gewalt auf ein Minimum beschränkt, und auch immer nur dann, wenn sich der Täter gegen unser Eingreifen wehrt. Aber das kann man oft besser steuern, als man gemeinhin von uns Polizisten denkt!«

12. Kapitel

Die Gespräche über die beiden Offiziere und die Vorfälle an diesem Abend dauerten noch an, als es zu einer Konstellation kam, in der wir alle in unseren Gesprächen einhielten und aufschauten. Plötzlich und unangemeldet kam ein Mann in Begleitung von Mr. Howell in den Speisesaal.

»Ich möchte allen Gästen Mr. Mimp vorstellen!«, sagte Mr. Howell, indem er den neuen Gast an seiner Seite leicht vorschob.

»Charles Mimp, um genau zu sein!«, meinte der neue Gast mit einer seltsamen Verschmitztheit, die ich im ersten Moment kaum einzuordnen wusste.

Indem Mr. Howell seinen Gast im Folgenden alleine an einem freien Tisch zurückließ, stellten wir uns alle dem Neuen vor und ernteten nacheinander merkwürdige leere und nichtssagende Blicke. Es schien ganz so, als würde sich der neue Gast für niemanden anderen interessieren als für sich selbst. Mr. Mimp kam, setzte sich an seinen Tisch und war nun da - nicht mehr, nicht weniger.

Für mich war der Neue keine sonderliche Veränderung, doch für meinen Vater schien es nun nicht mehr klar, ob das Zimmer, in dem meine Eltern schliefen, das nächste war, das in der Nacht von den Dieben durchsucht werden würde.

Wir aßen alle auf, verabschiedeten uns von den Anwesenden, sahen, wie Teresa ohne große Auffälligkeit den Tisch, auf dem das Weinglas meines Vaters leer neben den Tellern stand, abzuräumen begann – er hatte es zwischenzeitlich mit dem Patricks getauscht, da dessen Zimmer bereits durchsucht worden war. Zusammen traten wir in die Empfangshalle, in der es roch, als würden soeben alle Blumen dieser Erde gleichzeitig duften und dabei brennen.

»Dieser neue Gast«, sagte mein Vater so leise, dass es niemand verstehen konnte, der sich nicht in absoluter Nähe befand, »der kommt mir irgendwie bekannt vor! Ich kann mich natürlich täuschen, aber wenn ich schwören müsste, dass ich diesem Kerl schon mal begegnet wäre, würde ich es tun!«

»Du und deine ständigen Verdächtigungen«, monierte meine Mutter unerwarteterweise, da sie sonst nur sehr selten die Arbeit meines Vaters kommentierte, »entweder ist bei dir ein Fremder ein guter oder ein abgrundtief böser Mensch, ein Verbrecher oder ein Heiliger! Dazwischen scheint es nichts zu geben.«

»Das ist wohl eine Berufskrankheit«, antwortete mein Vater mit einem Lächeln darauf. »Sei lieber froh, dass du zu den Heiligen gehörst – und du auch, Alexandra!«

Obwohl ich mitlachte, musste ich zugeben, dass ich noch nie in meinem Leben von meinem Vater einen Ausspruch gehört hatte, von dem er nicht überzeugt war – sonst behielt er diesen für sich. Also musste an dem neuen Gast etwas dran sein, und dass mein Vater ihn nicht zuordnen konnte, machte das Ganze noch weitaus spannender! Noch viel spannender als es der Aufenthalt bereits jetzt schon war!

»Ich denke, wir sollten uns jetzt zurückziehen!«, schlug mein Vater vor. »Du, Patrick, gehst zu deiner Frau und kümmerst dich um sie, und wir gehen auf unser Zimmer und spielen ein wenig Karten oder lesen. Ich muss das Zimmer so präparieren, dass es den Anschein macht, als ob alles in Ordnung ist, obwohl ich auf das Eindringen der Diebe warten werde!«

Da es keine Einwände gegen dieses Vorhaben gab, gingen wir alle in Richtung der Zimmer. Meine Mutter und ich schauten bei Elle vorbei, sahen, dass sie gerade schlief, zogen uns so leise wie möglich aus dem Zimmer zurück und ließen Patrick mit seiner Frau allein. Wir gingen aufs Zimmer meiner Eltern, und ich spielte mit meiner Mutter einige Runden Patience, bis mein Vater mit seinen Vorbereitungen für die Nacht fertig schien.

»So, jetzt können die Diebe kommen«, war er sich sicher.

»Was hast du denn vor, wenn du sie auf frischer Tat ertappst?«, wollte ich wissen.

»Zunächst einmal ist es wichtig, dass ich lange genug warte, bis die Diebe mitten im Raum sind, sodass ihr Rückweg zu dem Punkt, an dem sie ins Zimmer gekommen sind, groß genug ist. Dann mache ich das Licht an, schwinde mich aus dem Bett, halte meine Waffe in der Hand und zeige an, dass ich willens bin, jeden Dieb anzuschließen, wenn dieser sich wehren oder flüchten sollte.«

»Du würdest den Dieb anschießen?«, fragte ich überrascht.

»Ich werde dem Dieb natürlich zeigen, dass ich willens bin, ihm eine Kugel zu verpassen, damit er nicht auf den Gedanken kommt zu fliehen, aber ich bin mir sicher, dass der Schockmoment des aufflammenden Lichts und die vorgehaltene Waffe ausreichen, um den Dieb augenblicklich aufgeben zu lassen. Aus meiner Erfahrung reicht das in fast allen Fällen!«

»Dann bin ich ja beruhigt«, meinte meine Mutter, doch ihre Stimme klang alles andere als ruhig.

»Du wirst diese Nacht übrigens nicht in diesem Zimmer schlafen«, bestimmte mein Vater, »sondern mit Alexandra in ihrem! Ich möchte nicht, dass ihr euch irgendeinem Risiko aussetzt.«

»Du glaubst doch nicht, dass ich vor einem Einbrecher Angst habe, wenn du neben mir liegst!«, konterte meine Mutter demonstrativ tapfer, doch ich konnte kaum glauben, dass sie das ernst meinte.

»Es geht doch nicht um Angst, meine Liebe! Ich weiß doch, dass du tapfer bist. Aber ich möchte nicht, dass es zu einer Situation kommt, in der der Dieb vielleicht auch eine Waffe hat, es zu einem Schusswechsel kommt und du dabei vielleicht getroffen wirst!«

»Vielleicht wäre es das Beste, wenn niemand in diesem Zimmer schlafen würde!«

»Das würde selbst dem schlechtesten Dieb auffallen, dass etwas nicht stimmt! Insbesondere wenn der Dieb keine Schlafgeräusche hört.«

»Aber wenn Mutter bei mir schläft«, wandte ich ein, »dann hört der Dieb doch nur eine Person schlafen und denkt sich vielleicht, dass etwas faul ist!«

»Das ist scharfsinnig mitgedacht, meine Kleine!«

Da war es wieder – meine Kleine! Ich glaubte in diesem Moment, dass er nie damit aufhören würde – selbst wenn ich achtzig würde und er über hundert wäre!

»Aber ich glaube auch«, fuhr mein Vater fort, ehe ich darauf antworten konnte, »dass ein Dieb zwar darauf hört, ob alles in Ordnung ist, doch zweifle ich daran, dass er darauf hört, ob er zwei schlafende Atmungen hört!«

»Und wenn sie es doch tun?«, fragte ich und wirkte selbst für mich übermäßig trotzig.

»Meine Kleine – mach dir keine Sorgen um deinen Vater! Die Diebe werden kommen, und ich werde sie auf frischer Tat ertappen! Daran führt kein Weg vorbei.«

»Und was ist, wenn ich bei dir schlafe?«, schoss es aus meinem Mund und augenblicklich wusste ich, dass dieser Vorschlag kaum mit Begeisterung aufgenommen würde.

»Du willst was?«, fragte meine Mutter auch gleich.

»Es ist rührend, dass du dich um mich Sorgen machst«, meinte mein Vater, »aber dann kann auch deine Mutter neben mir schlafen! Der Grund ist doch, dass ich euch beide außerhalb jeglicher Gefahr haben möchte!«

»Gut – ich habe verstanden«, sagte ich mit einer hörbaren Enttäuschung, und meine Mutter tadelte mich den ganzen Abend über, dass ich mich doch noch nicht wie eine verantwortungsvolle Frau verhalten würde, sondern viel eher wie eine unüberlegte Draufgängerin – was bei diesem Vater durchaus nichts Ungewöhnliches wäre! Auf diesen Seitenhieb ging mein Vater an diesem Abend, für ihn untypisch, nicht ein, so sehr war er darauf bedacht, alle Optionen zu durchdenken.

Später am Abend verabschiedeten wir uns von meinem Vater, gingen im Halbdunkel des Flurs zu meinem Zimmer und verschwanden hinter der Türe, ohne dass uns einer beobachtet hätte. Nun war mein Vater auf sich alleine gestellt, während ich darauf warten musste, dass er uns zu sich rief. Vielleicht hatte er dann bereits die Diebe gestellt.

Meine Mutter schlief unerwartet schnell ein und schnarchte leise in einem unstillen Rhythmus, sodass mir mein Vater ein wenig leid tat, wenn ich daran dachte, wie schwer es ihm fiel, mit den ganzen Gedanken, die er sich wegen seiner Arbeit machte, abends einzuschlafen. Ich blieb, wie er oft, eine lange Zeit wach, bis tief in die Nacht, doch niemand kam zu uns herüber. Ich kämpfte mit mir selbst, denn ein Teil von mir wollte über den Flur zum Zimmer meiner Eltern schleichen, um an der Türe nachzuhorchen, ob irgendetwas dahinter vorging. So vergingen die Stunden und die Müdigkeit überkam mich in den frühen Morgenstunden nach Mitternacht, gegen die ich nach einiger Zeit den Kampf verlor und bis zum Morgen einschief.

Erschrocken schoss ich mit meinem Oberkörper nach oben, doch das dämmerige Licht, das durch die schweren Vorhänge hinein drang, und meine Mutter, die weiterhin ein leises Schnarchen von sich gab, ließen mich erkennen, dass es noch früh am Morgen war, ohne dass mein Vater inzwischen an der Tür geklopft hatte.

Eine Unzahl an Fragen schoss durch meinen Kopf: »Hatte es vielleicht gar keinen Raubversuch gegeben? War meinem Vater etwas passiert, als er den oder die Diebe überraschte? Haben sie ihn vielleicht niedergeschlagen? Oder noch schlimmer! Vielleicht haben die Diebe auch gemerkt, dass mein Vater ihnen auf der Spur ist und haben es einfach gelassen. Oder haben es bei dem anderen, neuen Gast versucht! Wer weiß das schon so genau?!«

Ich überlegte mir, ob es jetzt an der Zeit war, über den Flur zum Zimmer meiner Eltern zu schleichen. Aber auch dieses Mal kämpfte ich meinen Wunsch nieder und sagte mir, dass ich solange warten würde, bis entweder mein Vater klopfte oder meine Mutter nachsehen ging.

Als die Spannung in mir kaum mehr auszuhalten war, entschied ich mich zu einer List und versuchte meine Mutter zu wecken, ohne dass sie mitbekam, dass ich es gewesen war. Langsam zog ich ihre Decke Millimeter für Millimeter von ihr weg, sodass sie zugreifen musste, die Decke zurück nach oben zog und das ganze Spiel wieder von vorne begann. Ich musste große Geduld aufweisen, weil ich gleichzeitig so tun musste, als würde ich schlafen. Es brauchte drei Anläufe, ehe meine Mutter die Augen aufschlug, sich langsam erhob, zum Fenster schaute und mit einem Blick auf die Uhr sah, dass es spät genug zum Aufstehen war. Sie schwang sich aus dem Bett, zog sich einen Hausmantel über, versuchte mich dabei nicht zu wecken und schlich sich aus dem Zimmer. Als sie die Türe leise zumachte, erhob ich mich aus dem Bett und machte mich soweit fertig, dass ich sofort zum Zimmer meiner Eltern gehen konnte, wenn mich einer der beiden abholte.

Es dauerte auch nicht allzu lange, da kam meine Mutter zurück und hatte Tränen in den Augen. Zunächst durchfuhr mich ein riesiger Schock, und ich sah meinen Vater vor meinem geistigen Auge, wie ihm etwas angetan worden war, doch dann sagte meine Mutter in einem aufgewühlten Ton, dass das ganze Zimmer durchwühlt worden sei, und mein Vater kaum wach zu bekommen war. Ich dachte sogleich daran, dass mein Vater doch einen Schlaftrunk zu sich genommen haben musste, obwohl er mit dem Wein so aufgepasst hatte, nahm meine Mutter in den Arm und ging mit ihr den Flur zum Zimmer meiner Eltern, das tatsächlich eine völlige Unordnung offenbarte.

»Ich verstehe das nicht«, begann mein Vater zu stammeln, scheinbar noch benommen von dem Schlafmittel, das er verabreicht bekommen hatte. »Und das Collier deiner Mutter ist gestohlen worden. Ich hatte das Schmuckstück extra so auf die Kommode gelegt, dass die Diebe sie als lohnendes Diebesgut ansehen mussten, und ich sie dann überraschen könnte. Doch...«

Ich setzte mich neben meinen Vater, der nicht ganz er selbst war, denn nichts von seiner strotzenden Kraft und Selbstsicherheit war zu spüren. Immer wieder musste er sich abstützen, um nicht aufs Bett zurückzufallen.

»Es ist seltsam«, fuhr er mit seiner Erzählung fort, »am Anfang habe ich mich gut gefühlt, habe im Bett gelegen und darauf gewartet, ob ich etwas höre. Dann hörte ich mit einem Mal seltsame Geräusche, die wie von fern in mein Zimmer drangen. Erst waren es leichte Knarzgeräusche, dann

welche, die klangen, als würde ein Baum im Wind an einem Haus entlang scharren – anders kann ich das Geräusch nicht beschreiben. Ich machte mich bereit, gegen einen möglichen Eindringling vorzugehen, doch dann merkte ich, wie sich mein Körper trotz Anspannung immer mehr entspannte! Je mehr ich versuchte, mich mit Anspannung gegen die Müdigkeit zu wehren, desto müder wurde ich! Und obwohl ich davon nichts mehr weiß, muss ich irgendwann in einen ohnmächtigen Schlaf gefallen sein, denn wenn man sich das Chaos im Zimmer anschaut, muss hier ein Sturm durchgefegt sein, ohne dass ich davon etwas mitbekommen habe! Es ist so seltsam, dass ich meinen eigenen Augen kaum trauen wollte, als mich deine Mutter heute Morgen aus dem Schlaf riss! Und das alles, obwohl ich vorsorglich keinen Wein getrunken habe!«

»Es muss dann wohl eher im Essen gewesen sein!«, schlussfolgerte ich.

»Daran habe ich auch schon gedacht!«, meinte mein Vater, »es wäre auf jeden Fall das Schlüssigste im Moment! Dass ich daran nicht gedacht habe, macht mich fuchsteufelswild! Aber immerhin haben die Diebe das Collier mitgenommen – wenigstens ein kleiner Erfolg!«

»Was?«, kreischte meine Mutter. »Was ist an dem Diebstahl des Colliers ein Erfolg? Das Collier habe ich von meiner Mutter erhalten, die die Kette wiederum von ihrer Mutter erhalten hat und...«

»Liebling«, sagte mein Vater und versuchte so erklärend wie möglich zu wirken, »dass die Kette gestohlen wurde, ist schlimm, gar keine Frage, aber es bietet sich uns jetzt die Möglichkeit, den Dieb einwandfrei zu ermitteln, denn derjenige, der im Besitz der Kette ist, hat höchstwahrscheinlich mit dem Diebstahl etwas zu tun.«

»Und was wirst du jetzt unternehmen? Willst du das ganze Hotel absuchen?«

»Wenn es sein muss, durchsuche ich das ganze Hotel von unten nach oben und wieder zurück! Bis ich dein Collier wieder in meinen Händen halte!«

Mit diesem Ausspruch stand mein Vater vom Bett auf, wankte kurz und musste sich wieder hinsetzen, da er noch nicht ganz Herr seiner Sinne war.

»Der Kreislauf wird wohl noch einige Momente brauchen, ehe er sich stabilisiert hat!«, sagte er kurz schnaubend.

»Bis dahin werden wir das Zimmer aufräumen«, meinte meine Mutter, die bereits mit dem Sortieren der Kleidungsstücke begonnen hatte.

Ich war indessen vom Bett aufgesprungen und hatte ebenfalls begonnen, die Kleidungsstücke, die auf dem Boden verstreut lagen, aufzusammeln. Dabei dachte ich mir, dass es eine Schande für dieses Hotel war, dass es einen Dieb gab, der scheinbar schalten und walten konnte, wie es ihm beliebte. Doch zugleich freute ich mich ungemein, dass es mit dem Diebstahl der Kette nun einen richtigen Fall gab, den mein Vater ermitteln würde – und ich war hautnah dabei.

Eine knappe Viertelstunde später gelang es meinem Vater, aufzustehen und ohne Wackler stehen zu bleiben. Gleich entschlossen wir uns, frühstücken zu gehen, und als wir uns an den Tisch

setzten, bemerkte ich nun auch bei meiner Mutter, dass sie das Personal und insbesondere Teresa genauer unter die Lupe nahm. Wie eine angriffsbereite Löwin beobachtete meine Mutter jede Bewegung Teresas, um an ihr feststellen zu können, ob sie die Diebin des Colliers war. Dass meine Mutter dabei so unvorsichtig wie nur möglich war, belustigte mich umso mehr, als dass Teresa beim Servieren der Frühstückseier meine Mutter fragte, ob irgendetwas nicht stimme. Puterrot lief meine Mutter an, und ich konnte mir das Grinsen kaum verkneifen, wenn man bedenkt, dass Teresa aktuell mit Francis zusammen unsere Hauptverdächtige war, erschien die Frage Teresas unter einem völlig anderem Licht – unter Chuzpe.

13. Kapitel

»Mord!«, schrie auf einmal jemand durch das Hotel. »Mord! Es ist Mord! Jemand hat meine kleine Tochter umgebracht!«

Ich erkannte an der Stimme, dass es sich um Mr. Boughound handelte, der wutentbrannt und laut schreiend in den Speisesaal gerannt kam, wie wahnsinnig um sich blickte und wieder aus dem Raum lief. Mein Vater war bei dem Schlüsselwort sogleich aufgesprungen und hatte sich vorsorglich bereit gemacht, in einen entsprechenden Notfall einzugreifen, doch als er Mr. Boughound in den Raum und wieder raus laufen sah, nahm auch er beide Beine in die Hände und rannte dem Baron hinterher.

Patrick folgte ihm sogleich und ehe sich meine Mutter versah, war auch ich hintendrein und lief Patrick hinterher, in der Hoffnung, dass dieser schon wusste, wo es lang geht. Mein Vater war indessen Mr. Boughound die Treppe nach oben gefolgt und bereits in Esthers Zimmer, als Patrick und ich ankamen, ins weit geöffnete Zimmer blickten und Esther mit einem Messer in der Brust auf dem Boden liegen sahen.

Ich war nicht sonderlich geschockt – auf jeden Fall viel weniger, als ich es eigentlich erwartet hätte –, doch vielleicht lag es einfach daran, dass das Oberteil des Schlafrocks nur an der Einstichstelle ein wenig von dem austretenden Blut rot verfärbt war. Ansonsten schien Esther zu schlafen. Im Gesicht konnte man ihr den Tod nicht ansehen, aber der Eindruck konnte täuschen, denn als ich sie das erste Mal gesehen hatte, war mir der Gedanke durch den Kopf geschossen, dass ich eine Leiche sehen würde.

»Der Tod ist gar nicht so grässlich, wie man immer sagt!«, dachte ich mir und blickte Patrick weiter über die Schulter.

Mein Vater hatte sich in der Zwischenzeit zu Esther heruntergebeugt, um sich die Einstichstelle des Messers, aber auch das Messer genauer anzusehen, wurde aber immer wieder von dem herumlaufenden und sich die Haare raufenden Baron Boughound in seiner Untersuchung

unterbrochen. Bisher hatten die beiden auch noch kein Wort miteinander gewechselt, und ich fragte mich, woher Mr. Boughound wusste, dass mein Vater Polizist sei – hatte er es ihm gesagt?

»Ich gehe im ersten Moment davon aus, dass es sich tatsächlich um einen Mord handeln könnte«, sagte mein Vater in einem neutralen Ton, den er als Polizist immer benutzte.

»Das sieht man doch wohl!«, gab Mr. Boughound giftig zurück und blieb zumindest für einen Augenblick auf der Stelle stehen.

»Gut – ich übernehme den Fall!«, meinte mein Vater. »Würden Sie die Freundlichkeit besitzen, Baron Boughound, aus dem Zimmer zu gehen, damit ich meine Arbeit aufnehmen kann?«

»Welche Arbeit? Welcher Fall? Ich verstehe nicht!«, kam es vom Baron zurück.

»Sehen Sie, Baron«, sagte mein Vater und stand auf, um mit dem Baron von Angesicht zu Angesicht zu sprechen, »ich bin Polizist und in meiner Dienststadt Plymouth auch für die Mordfälle zuständig. Daher ist das für mich keine neue Situation! Und es braucht auch kein auswärtiger Polizist gerufen werden, sondern es reicht, wenn ich mir einen Assistenten auswähle, der mir bei der Aufklärung des Falls behilflich ist!«

In diesem Moment sah mein Vater in Richtung Patrick, der sich natürlich direkt angesprochen fühlte, aber er sah auch mich in seinem Rücken und zuckte für einen kurzen Augenblick zusammen, ehe er sich wieder zum Baron wandte.

»Geben Sie mir bitte den Schlüssel zu diesem Zimmer«, sagte mein Vater und erhielt kommentarlos den Schlüssel aus den Händen des Barons. »Wir sollten den Raum verschließen und uns alle im Speisesaal einfinden. Dort werde ich dann eine Erklärung abgeben, wie wir weiter in diesem Fall vorgehen wollen! Baron Boughound?!«

»Ja?«

»Wären Sie so freundlich und würden Ihre Gattin in den Speisesaal bringen?«

»Ihr geht es nicht sehr gut!«

»Das verstehe ich selbstverständlich, aber um diesen Fall aufzuklären, ist es unabdingbar, dass Sie...«

»Ich werde sehen, ob ich sie davon überzeugt bekomme«, meinte der Baron und verließ den Ort des Geschehens.

»Alexandra?!«

»Ja?«, sagte ich erschrocken.

»Kannst du bitte im Speisesaal nachsehen, wer noch fehlt und mir es dann mitteilen, damit ich die Fehlenden noch herunterbitten kann?«

Von der Aufgabe erfreut, die mir mein Vater erteilte, lief ich nach unten in den Speisesaal, überblickte in wenigen Sekunden den Raum, stellte fest, dass außer den beiden Offizieren, Mr. Howell und Pete alle anwesend waren und verschwand wieder, ehe meine Mutter die Gelegenheit

hatte, mit mir zu sprechen oder mich gar zurückzuhalten. Ich eilte die Treppe wieder nach oben, teilte meinem Vater mit, was ich gesehen hatte und erhielt von ihm den Auftrag, gemeinsam mit Patrick draußen nach Pete zu suchen. Wir eilten nach draußen, liefen jeder für sich in verschiedene Richtungen ums Haus und trafen am Eingang wieder zusammen, ohne den alten Mann gefunden zu haben.

Zusammen gingen wir zurück in den Speisesaal. Mein Vater hatte in der Zwischenzeit die beiden Offiziere in ihren Zimmern gefunden – sie schienen bereits angezogen gewesen zu sein, denn sie waren in voller Montur zu sehen – und zudem Mr. Howell, der gegen eine Tischkante gelehnt darauf wartete, dass mein Vater endlich preisgab, was denn Sache war.

»Wie ich sehe habt ihr Pete nicht gefunden!«, resümierte mein Vater unser Erscheinen ohne ihn.

»Nein!«, sagte Patrick bestätigend.

»Nun gut, dann ist das jetzt erst einmal so!«, und wandte sich danach an alle im Raum. »Wie Sie alle sicherlich durch die Schreie von Baron Boughound festgestellt haben, ist zwischen gestern Abend und heute Morgen ein zu ermittelndes Verbrechen an der Tochter des Barons und der Baroness von Boughound geschehen. Sie haben beide mein Mitleid zum Verlust Ihrer Tochter! Nichtsdestotrotz muss dieser Fall genauestens untersucht werden! Da ich Polizist in Plymouth bin und dort auch schon einige Mordfälle aufgeklärt habe, übernehme ich diesen Fall. Da ich einen Assistenten brauchen werde, der mich bei der Suche nach der Wahrheit unterstützt, wähle ich Patrick Johnson. Zudem möchte ich, dass mir meine Tochter zur Seite steht – denn einerseits war die Tote im selben Alter wie meine Tochter und andererseits hat sie die Tote eben selbst gesehen.«

»Was hast du?«, rief mit einem Mal meine Mutter.

»Ist gar nicht schlimm«, sagte ich ihr und versuchte so ruhig wie möglich zu wirken, obgleich ich jeden Schlag meines Pulses bis in die letzte Faser meines Körpers spürte. Mein Vater hatte mich zu seiner Assistentin gemacht und ich konnte ihm dabei helfen, neben dem Diebstahl unseres Colliers auch noch einen Mordfall aufzuklären!

»Besser hätte dieser Urlaub nicht verlaufen können!«, sagte ich mir und tadelte mich sogleich, als ich an die arme Esther dachte, die sterben musste, obwohl sie schon vorher kein sonderlich lebenswertes Leben geführt zu haben schien.

»Du kommst sowieso viel mehr nach deinem Vater. Das werde ich dir wohl nie abgewöhnen können«, seufzte meine Mutter und stimmte somit auch indirekt zu, was meinen Puls in neuerliche Höhen trieb. Zumindest hatte sie meinem Vater nicht widersprochen!

»Da wir herausfinden müssen, wer das Verbrechen begangen hat – denn ich glaube nicht, dass sich der Mörder freiwillig meldet – müssen wir von gewissen Annahmen ausgehen«, erklärte mein Vater und stand felsenfest vor den anderen. »Die erste Annahme besteht darin, dass ich davon ausgehe, dass sich der Mörder noch in diesem Hotel befindet, denn es gibt keine Spuren eines Einbruchs

oder eines gewaltsamen Eindringens ins Hotel von außen. Die zweite Annahme ist, dass sich der Mörder nicht stellen wird – wir also gezwungen sein werden, Beweise für den Mord zu finden, um damit den Täter dann zu überführen. Das führt mich zu der Vorgehensweise.«

»Auch auf die Gefahr hin, dass ich mich schuldig wirken lasse«, sagte plötzlich Mr. Pennymaker, »wollten meine Frau und ich heute abreisen. Wir wollten noch frühstücken und dann von hier fortfahren. Der Wagen ist schon bestellt und...«

»Ihre Rückreise werden Sie wohl oder übel verschieben müssen, Mr. Pennymaker!«, entgegnete mein Vater, ohne eine Anflug von Verhandlungsbereitschaft zu signalisieren und wandte sich zurück an die anderen.

»Unsere Vorgehensweise wird zweigeschichtet sein: zunächst werden wir alle Gäste und Bediensteten des Hotels zu den Ereignissen befragen. Danach werden wir – sofern das dann noch nötig sein sollte, die Zimmer auf Hinweise untersuchen. Ich denke, Sie können mir als Ehrenmann und Polizist vertrauen, dass ich alles, was ich finden oder sehen werde, diskret behandeln werde!«

»Mr. McAllister?«, meldete sich erneut Mr. Pennymaker zu Wort.

»Ja, Mr. Pennymaker?«

»Ich habe etwas für Sie!«, sagte Mr. Pennymaker, nahm seinen Hut von einem beistehenden Stuhl, drehte diesen nach unten und entnahm aus dem Loch des Hutes eine kleinkalibrige Waffe, die er meinem Vater entgegenhielt.

»Vielleicht brauchen Sie die Pistole! Nur für alle Fälle!«

»Du meine Güte!«, stieß mein Vater hervor. »Warum tragen Sie eine Waffe bei sich?«

»Man kann heutzutage doch nicht wissen, welcher üblen Gestalt man begegnet«, antwortete Mr. Pennymaker ohne sonderliche Aufregung in seiner Stimme und gab die Waffe meinem Vater in die ausgestreckte Hand.

»Da haben Sie nicht ganz Unrecht«, meinte mein Vater und besah die kleine Pistole, die einen schmucken Griff aus Hartholz hatte, »aber ich frage mich, wie Sie sich gegen eine Ihrer üblen Gestalten verteidigen wollen, wenn Sie erst den Hut ziehen und in diesen rein greifen müssen, bis Sie die Pistole überhaupt erst in der Hand haben. Und dann ist diese immer noch nicht feuerbereit.«

»Wenn man die Gefahr kommen sieht...«, erwiderte Mr. Pennymaker.

»Ja, dann durchaus. Aber die meisten üblen Gauner überraschen einen ahnungslosen Passanten, weil dieses Überraschungsmoment deren größte Waffe ist. Aber das ist ein anderes Thema!«, versuchte mein Vater wieder zum eigentlich Fall überzuleiten. »Die Situation macht es erforderlich, dass alle anwesenden Personen in diesem Speisesaal so lange verbleiben, bis wir alle befragt und alle Räume durchsucht haben!«

»Das kann nicht Ihr Ernst sein«, monierte sogleich einer der beiden Offiziere.

»Das sehe ich auch so!«, fiel direkt der andere ein. »Sie können nicht über uns bestimmen, wie Sie wollen!«

»Natürlich kann ich das! Alternativ lasse ich Sie festnehmen und warte auf die Hilfe von Kollegen, die bald vor Ort sein werden. Also wenn Sie beide sich direkt schuldig bekennen wollen, erspart mir das viel Mühe!«

»Wir haben die Kleine nicht ermordet! Die war schon tot, bevor sie ermordet wurde!«, keifte der Jüngere von beiden zurück.

»Können Sie wirklich für Sie beide sprechen?«, fragte mein Vater und fixierte den jungen Offizier mit seinem eisernen Blick.

»Ja, das kann ich – dieser Offizier...«, versuchte es der Ältere der beiden.

»Noch ist er kein Offizier, sondern nur ein Anwärter«, stellte mein Vater richtig.

»Und trotzdem würde er niemals das Leben eines anderen Menschen antasten, wenn es nicht in einem Gefecht notwendig wird«, gab der Ältere der beiden mit einem Blick zurück, der mehr über seinen Charakter aussagte, als alle seine Worte.

»Würden Sie das auch vor einem Schwurgericht behaupten?«

»Warum Schwurgericht? Ich sage doch nur...«

»Was Sie sagen und was Sie nicht sagen, werden wir noch herausfinden. Solange werden wir alle hier bleiben. Patrick und Alexandra werden mich bei meinen Ermittlungen unterstützen – und Elle und meine Frau Maria bitte ich, über die Anwesenden zu wachen. Sollte einer von den im Raum befindlichen auch nur den Gedanken haben, sich verdrücken zu wollen, kommt ihr beide bitte sofort zu mir und gebt Bescheid. Das gilt auch für die Bediensteten und Mr. Howell! Obwohl das hier Ihr Hotel ist, muss ich darauf bestehen, dass Sie in diesem Raum bleiben. Dennoch sei es Ihnen gestattet, in Begleitung von Elle oder meiner Frau in die Küche zu gehen, um allen Anwesenden etwas zu Essen zu machen oder zu Trinken zu besorgen! Haben alle Anwesenden alles verstanden?«

Mein Vater blickte durch den Raum und suchte nach jemand, der Einwände gegen diese Vorgehensweise hatte.

»Maria, kannst du dich zunächst einmal bitte um Mrs. Boughound kümmern? Ich glaube, sie braucht jetzt guten Zuspruch.«

»Natürlich«, antwortete meine Mutter knapp.

In diesem Moment platzte überraschend Pete in den Speisesaal und sah verwundert von einem zum anderen, was denn los wäre.

»Schön, dass Sie von selbst vorbeikommen! Setzen Sie sich, Pete«, sagte mein Vater. »Die anderen hier werden Ihnen erklären, was vorgefallen ist. Sollten Sie Fragen haben, wenden Sie sich bitte an

mich, wenn ich wieder in den Raum komme. In der Zwischenzeit gehen Patrick, Alexandra und ich in einen anderen Raum und kommen einen nach dem anderen zu einem Gespräch holen.«

Da niemand Einspruch erhob, und Pete sich verduzt auf einen Stuhl setzte, gingen wir drei aus dem Raum, die Treppe hinauf und schwiegen, bis wir zum Zimmer meiner Eltern kamen.

»Der Vorteil ist, dass wir mit dieser Vorgehensweise zwei Verbrechen aufklären können«, meinte mein Vater, als wir alle in den Raum getreten waren, »denn der Mord ermöglicht es uns, alle Räume zu durchsuchen. Dabei können wir das gestohlene Collier finden...«

»Welches gestohlene Collier?«, schoss es sogleich aus Patrick heraus und mein Vater erzählte ihm erst jetzt, was diese Nacht und am Morgen passiert war, da bisher keine Möglichkeit dazu bestanden hatte.

»Das ist ja überaus seltsam – zwei Verbrechen in einer Nacht. Ob es da einen Zusammenhang gibt?«

»Durchaus möglich«, antwortete mein Vater auf Patricks Frage, »aber davon möchte ich im ersten Moment nicht ausgehen. Man sollte die vielen Fäden, die man durchaus finden wird, immer auf zweierlei Arten betrachten: das eine Mal im Gesamtzusammenhang und das andere Mal völlig separiert von den anderen, sodass man nicht künstlich Zusammenhänge baut, wo keine sind, aber auch keine übersieht, wo eindeutig welche bestehen.«

»Das leuchtet mir ein«, meinte Patrick und blickte zu mir, als ob ich ihm diese Erleuchtung bestätigen sollte.

»Wir müssen auf jeden Fall zunächst die Leiche untersuchen. Das Zimmer haben wir ja abgeschlossen – da sollte nichts passiert sein! Vielleicht kommen wir damit schon einen Schritt weiter!«

Wir gingen den Flur entlang zu Esthers Zimmer. Als mein Vater den Schlüssel aus seiner Tasche hervorkramte, ins Schloss steckte, umdrehte und die Tür öffnete, durchfuhr nicht nur Patrick und mir, sondern auch meinen Vater ein großer Schreck. Die Leiche lag noch an derselben Stelle wie zuvor auf dem Boden – doch das Messer, das ihr zuvor noch in der Brust stach, war verschwunden!

14. Kapitel

»Wer außer Pete kann das Messer aus der Leiche gezogen haben?«, fragte ich nach einer Weile, in der ich mir darüber Gedanken gemacht hatte, wer das Messer entfernt haben könnte.

»Was ist mit dem Neuen?«, fragte Patrick, »diesen Charles Mimp, oder wie der hieß!«

»Wie soll denn Pete oder Charles Mimp in den Raum gekommen sein?«, fragte mein Vater und nun hatten wir alle drei Fragen gestellt, auf die uns die Antworten fehlten.

»Es ist und bleibt ein Fakt, dass Esther scheinbar ermordet wurde! Warum sollte das Messer sonst so in der Brust gesteckt haben? In diesem Winkel kann sie es nicht selber gemacht haben!«, meinte mein Vater und nahm wieder seine Polizeistimme an. »Doch als ich das Zimmer eben provisorisch untersuchte, konnte ich nicht unmittelbar feststellen, dass es sich um einen Einbruch handelte. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass es jemand sein musste, der Zutritt zu Esthers Zimmer hatte, ohne dass sie argwöhnisch wurde.«

»Was nur ihre beiden Eltern wären!«, sagte ich und versuchte die Linien zwischen den Ereignissen zu entdecken, doch noch sollten sie mir verborgen bleiben.

»Du hast natürlich Recht, Alexandra«, pflichtete mir mein Vater bei, »und wenn es die Eltern waren, stellt sich die Fragen, wer das Messer und warum von der Leiche entfernt hat. Und warum hat er es nicht direkt abgezogen? Es kann sich demnach nur um zwei verschiedene Personen handeln. Der Mörder lässt das Messer stecken und ein anderer zieht es ab. Was soll uns das sagen?«

»Vielleicht«, merkte Patrick an, »will der Dieb des Messers den Mörder erpressen oder anderweitig unter Druck setzen.«

»Ein guter Gedanke«, sagte mein Vater, »aber warum sollte er dann das Risiko eingehen und das Messer mitnehmen, wenn er doch weiß, wem es gehört? Dann reicht doch allein das Wissen um den Mörder, um diesen mit dem Geheimnis zu erpressen!«

»Außer er will den Mörder erpressen und zugleich decken«, wandte ich ein.

»Genau. Was mich dazu führt, dass es sich nicht um eine Erpressung handelt – wobei man nie Möglichkeiten leichtfertig ausschließen sollte –, sondern eher um eine Deckung. Das bedeutet, irgendwer muss mitbekommen haben, dass wir eine Leiche entdeckt haben, musste wissen, dass Esther noch die Mordwaffe in der Brust stecken hatte und einen Weg kennen, in den Raum einzudringen, um das Messer verschwinden zu lassen. Wie klingt das?«

»Klingt einleuchtend!«, meinte Patrick.

»Klingt so, als wäre das nie passiert!«, sagte ich und sah meinen Vater zweifelnd an.

»Es mag ja Zufälle geben – aber an eine solche Verkettung glaube ich auch nicht! Es wird einen Grund geben, aber den können wir jetzt noch nicht sehen. Bei unserer Suche nach dem Collier und dem Dieb müssen wir nun auch die Augen nach dem Messer aufhalten.«

Da wir alle für einen kurzen Moment schwiegen, durchfuhr mich eine Unzahl an Gedanken, die jedoch alle hinfort gewischt wurden, als ich an Charles Mimp dachte.

»Meine Güte! Du hast recht, Patrick!«, rief ich, »wir haben Charles Mimp vergessen! Der war eben noch nicht im Speisesaal!«

»Stimmt! Dann sollten wir ihn direkt einmal ausfindig machen!« schlug mein Vater vor, ging die Treppe hinab, drehte auf dem Absatz jedoch wieder um, verschloss den Raum, in dem Esthers

Leiche ohne Messer lag und ging eine Etage tiefer an die Rezeption, um im Gästebuch nachzuschauen.

»Sein Zimmer liegt direkt neben deinem, Alexandra«, sagte mein Vater und mich durchfuhr ein leichter Schauer, auch wenn ich nicht sagen konnte, warum. »Vielleicht schläft er noch – wir werden mal nachsehen!«

Gemeinsam gingen wir wieder nach oben, liefen direkt auf mein Zimmer zu, wandten uns aber kurz davor zur rechten Seite. Mein Vater klopfte an die schwere Holztüre. Es dauerte eine Weile und ein weiterer, lauter Klopfen meines Vaters war nötig, ehe Charles Mimp die Türe öffnete und nur mit Unterwäsche bekleidet vor uns stand. Schnell verdeckte mein Vater mir die Augen, und ich trat so an die Seite, dass ich nur Charles Mimps Stimme hören, aber nicht sein Antlitz sehen konnte.

»Können wir uns mit Ihnen unterhalten, Mr. Mimp?«, fragte mein Vater in einer Art, die eigentlich keine Widerrede ermöglichte.

»Sehen Sie nicht, dass ich noch schlafe, Mr....?«

»John McAllister! Falls Sie es noch nicht mitbekommen haben, Mr. Mimp, heute Morgen ist eine Leiche entdeckt worden.«

»Eine Leiche?«, wunderte sich Mr. Mimp in einem eigenartigen Tonfall, der eine stark aufkommende Nervosität erkennen ließ. »Ich habe nichts damit zu tun!«, schob er noch hastig hinterher.

»Das habe ich auch nicht gesagt!«, sagte mein Vater. »Ich bin Polizist und leite die Ermittlung in diesem Fall. Können wir uns kurz unterhalten, nachdem Sie sich etwas angezogen haben?«

»Natürlich! Wenn es denn sein muss!«, antwortete Mr. Mimp und bemühte sich, ruhiger zu wirken, als er den Anschein machte.

Indem er die Türe gleich offen ließ und sich anzog, konnte mein Vater und Patrick den Raum begutachten, in dem nichts sonderlich Auffälliges zu erkennen war. Der Koffer, den der Gast mitgebracht hatte, stand unangetastet auf dem Boden, ganz so, als würde sich der Gast nicht länger aufhalten wollen, oder um, im Fall des Falles, schnell abreisen zu können.

»Sie bleiben nicht lange, nehme ich an, Mr. Mimp«, sagte auch gleich mein Vater, als er mich wieder zu sich gewunken hatte, sodass auch ich endlich Mr. Mimp genauer betrachten konnte.

»Nein, ich befinde mich nur auf der Durchreise!«, entgegnete Mr. Mimp, und selbst ich merkte nach der Erzählung des alten Petes, dass das keine ehrliche Antwort war.

»Auf der Durchreise?«, fragte mein Vater mit dem für Polizisten bohrenden Tonfall, »wohin wollen Sie denn reisen? Ich meine, hier an diesem Ort ist das Land zu Ende – danach kommt nur noch der Ozean!«

»Es gibt draußen noch Inseln«, windete sich Charles Mimp merklich. »Da wollte ich raus – alleine sein, nach dem ganzen Stress, den ich in den letzten Monaten hatte!«

»Darf ich fragen, um welchen Stress es sich handelt?«

»Börsengeschäfte! Sie wissen ja, wie aufreibend das sein kann. Ich habe allein in diesem Jahr fast die Hälfte meines Vermögens verloren und muss einfach eine zeitlang ausspannen und neue Kräfte sammeln. Sonst macht mich dieses Geschäft noch fertig.«

»Sie leben in London?«, fragte Patrick.

»Nein, ursprünglich komme ich aus Plymouth«, meinte der Befragte und mein Vater und ich wurden hellhörig. »Aber ich reise oft nach London, um an der Börse zu spekulieren. Dass es nicht so gut läuft, liegt wohl daran, dass es kaum einem mehr so gut geht wie noch zwei Jahre nach dem Krieg!«

»Das stimmt wohl«, gab Patrick zu, »meine Eltern haben auch vor fünf Jahren ein besseres Einkommen gehabt als heute!«

»Und Sie wollen zu einer Insel?«, fragte mein Vater und ich wunderte mich über diese Frage, wollte ihn aber nicht unterbrechen.

»Ja genau!«

»Wie heißt die Insel denn?«, fragte er weiter, und nun konnte ich erahnen, worauf er hinaus wollte.

»Wie hieß sie denn noch mal gleich?«, tat Mr. Mimp, als würde er in seinen Erinnerungen nach dem Namen suchen.

»Vielleicht Lundy Island?«, entgegnete mein Vater, und sogleich war ich wieder verwirrter als zuvor.

»Sie haben recht – das war die Insel«, erwiderte Mr. Mimp. »Lundy Island – die liegt direkt vor der Küste. Wollte mit einem Fischerboot die nächsten Tage dorthin fahren!«

»Dann danke ich Ihnen, dass Sie uns die Fragen beantwortet haben, Mr. Mimp«, sagte mein Vater, »aber leider muss ich Sie jetzt auffordern, mit uns zu kommen.«

»Wohin denn?«, fragte Mr. Mimp mit einer überaus großen Portion Misstrauen, die mein Vater nicht unbedacht erwecken wollte.

»Alle Gäste und Bediensteten des Hotels haben sich im Speisesaal zusammengefunden, denn wir gehen davon aus, dass sich der Mörder unter den Anwesenden befindet. Da Sie erst gestern angereist sind, haben wir Sie schlichtweg vergessen! Würden Sie uns bitte folgen?«

»Wenn es denn unbedingt sein muss!«, moserte Mr. Mimp mit einem erneuten Aufseufzen, und ich war mir sicher, dass wir uns alle über das merkwürdige Verhalten und über die seltsamen Aussagen des Mr. Mimp mächtig wunderten.

Gemeinsam gingen wir nach unten in den Speisesaal, wo sich einige Grüppchen gebildet hatten. Manche spielten Karten, andere starrten durch die Fenster nach draußen und wiederum andere musterten jeden im Raum, als ob sie oder er der Mörder wäre.

»Wir wollen uns gegen diese Festhaltung beschweren«, sagte sogleich der Ältere der beiden Offiziere, als wir mit Mr. Mimp in den Speisesaal eintraten.

»Suchen Sie sich einen Tisch, Mr. Mimp«, ignorierte mein Vater den Affront des Offiziers. »Es wird wohl einige Stunden dauern, bis wir alle Gäste vernommen haben.«

»Ich habe gesagt...«, fing der Offizier erneut an.

»Und ich habe Ihnen gesagt«, fuhr mein Vater dazwischen, »dass Sie sich gedulden werden, bis wir den Mörder gefunden haben. Ansonsten werde ich Sie festnehmen – und als Polizist darf ich das! Ist es Ihnen lieber, hier an Ort und Stelle zu bleiben und sich bewegen zu können oder gefesselt herumzusitzen? Außerdem - was wird ihr Regiment sagen, wenn Sie verhaftet werden?«

»Ist ja schon gut!«, kam es unterdrückt aggressiv vom Offizier, der sich wieder auf seinen Stuhl fallen ließ.

Mein Vater erkundigte sich bei meiner Mutter und Elle, ob sich irgendetwas in der Zwischenzeit getan hätte, doch außer, dass die beiden Offiziere öfters gegen meinen Vater gestänkert hatten, war nichts vorgefallen – und niemand hätte sich seltsam benommen, wie Elle leise hinzufügte.

»Ich sage es noch ein letztes Mal«, wandte sich mein Vater an die beiden Offiziere. »Wenn Sie nicht kooperieren, habe ich Wege und Mittel, um Sie gefügig zu machen – und denken Sie daran, welchen Eindruck eine von offizieller Stelle gemeldete Disziplinlosigkeit bei Ihren Vorgesetzten macht!«

Während ich glaubte, dass nun zwischen meinem Vater und den beiden alles geklärt wäre, blickte ich suchend durch den Raum, doch auch ich fand Elles Aussage bestätigt, dass sich niemand von den Anwesenden sonderlich auffällig verhielt. Niemand war nervös, tappte mit seinen Füßen auf, wippte mit seinen Beinen oder hatte Schweißperlen auf dem Gesicht, keiner wich meinem Blick aus, als wäre er ein Reh auf der Flucht – es war, als wäre der Mörder entweder nicht unter uns oder eiskalt und abgebrüht. Auch Pete machte keinen besonderen Eindruck. Er döste am Tisch der alten Dame, die Patience legte, vor sich hin.

»Wir haben die Befragung mit Mr. Mimp begonnen«, sagte mein Vater, als er sich zurück an die Tür zum Speisesaal gestellt hatte, »und werden die Befragungen bald weiterführen. Dafür werden wir Sie nacheinander abholen – bitte halten Sie sich bereit.«

Mein Vater, Patrick und ich verließen den Raum in Richtung Rezeption, an der wir stehen blieben.

»Ich denke, dass wir jetzt alle im Speisesaal haben und sollten sich neue Gäste ankündigen, werden wir das sicher mitbekommen. Wir müssen als nächstes Esthers Leiche untersuchen und danach ihr Zimmer. Zum Glück hat Mr. Mimp sein Zimmer unverriegelt gelassen, sodass wir das auch durchsuchen können, ohne dass wir ihn nach dem Schlüssel fragen müssen. Ich denke, dass du, Alexandra, sein Zimmer durchsucht. Denk auch bitte an den Koffer! Und du, Patrick, hilfst mir mit der Leiche. Alexandra muss das noch nicht sehen! Obwohl du tapfer warst, als du das erste Mal eine Leiche gesehen hast.«

»Es war nicht das erste Mal«, gab ich zu verstehen. »Erinnerst du dich noch an den Abend, als wir auf der Fahrt zurück nach Hause an einem Tatort vorbeikamen, an dem du ausgestiegen bist und wir alleine nach Hause fahren?«

»Daran kannst du dich noch erinnern? Das muss jetzt beinahe zehn Jahre her sein! Wie alt warst du damals? Sieben?«

»Sechs – ich wurde im nächsten Monat sieben!«, antwortete ich.

»Meine Güte, wie die Zeit verfliegt! Auf jeden Fall warst du ruhig, als du Esther mit dem Messer in der Brust gesehen hast. Trotzdem denke ich, dass du dir die Leiche nicht aus der Nähe anzuschauen brauchst. Je weniger du mit toten Menschen zu tun hast, desto besser.«

Vor Esthers Zimmer trennten sich unsere Wege. Ich ging den Flur entlang und suchte Charles Mimps Zimmer auf, während ich hörte, wie mein Vater Esthers Zimmer aufschloss, und Patrick aussprach, dass er dachte, dass dieser seltsame Fall nur noch zu steigern sei, wenn jetzt auch noch die Leiche verschwunden wäre – doch sie lag immer noch auf dem Boden.

Ich erreichte das Zimmer von Mr. Mimp, blieb für einen kurzen Moment stehen, spürte, dass mein Puls stärker war als normal, nahm die Klinke in die Hand, drückte sie herunter und erwartete irgendetwas Unbestimmtes. Doch die Tür schwang auf und gab die gähnende Leere eines Raumes preis, in dem bis auf den Koffer nichts darauf hindeutete, dass hier ein Mensch gastierte.

Ich machte mich sogleich daran, alles im Zimmer zu durchsuchen, machte auch nicht vor der Bettdecke halt, dem Kopfkissen und der Matratze, sah in beide Nachttische, in den Kleiderschrank, der wie erwartet leer war und hinter die schwere Gardine, doch nichts ließ sich finden. Alsdann ging ich daran, mir den Koffer vorzunehmen, legte diesen auf die Seite und betrachtete den Verschluss, zu dem es einen Schlüssel brauchte. Ich wollte schon aufgeben, als ich mir sagte, dass ich es einfach versuchen sollte – und siehe da, der Koffer war unverschlossen und öffnete sich mit einem lauten Schnappen.

Ich erkannte eine Unmenge an Kleidung verschiedenster Art, eine große Flasche mit einer Flüssigkeit, die erbärmlich stank, zwei Paar Stiefeln, die modrig rochen und durchgelaufen aussahen, und einen Hut, den ich in dieser Form noch nie gesehen hatte – musste wohl neueste Mode sein! Sorgfältig suchte ich den Hut ab, nachdem ich das versteckte Fach in Mr. Pennymakers Hut gesehen hatte, doch dieser schien kein solches Fach zu besitzen. Sonst aber war in diesem Koffer nichts Auffälliges, sodass ich mich fragte, wie ein Mensch von zu Hause wegfährt, für eine unbestimmte Zeit und dann nichts Persönliches mitnahm – keine Bücher, keine Briefe, keine Andenken oder Fotos, rein gar nichts, als wäre dieser Mensch auf der Flucht – und zwar vor sich selbst. Vielleicht hatte ihn der Beruf des Börsenmaklers so sehr durchtrieben, dass er keinen Ausweg als eine schnelle Flucht sah, in einer Nacht- und Nebelaktion, vielleicht sogar ohne Abschiedsbrief, sodass seine Liebsten niemals erfuhren, was mit Charles Mimp passiert war, ob er

noch lebte oder nicht, ob es ihm gut ging oder nicht oder ob er zurückkehren oder sie ihn vielleicht nie wiedersehen würden!

Ich ordnete alles im Koffer so an, dass man den Eindruck haben konnte, dass niemand den Inhalt angerührt hatte, verschloss den Koffer auf dieselbe Art und Weise und stellte ihn wieder auf. Das Zimmer verließ ich mit dem Wissen, dass es keinen Hinweis enthielt – weder in Bezug auf den Mord noch auf den Diebstahl. Das einzige, das mich nachdenklich stimmte, waren die Reaktionen von Mr. Mimp auf die Fragen meines Vaters. Aber mitunter konnte das an der nervlichen Belastung liegen, die Mr. Mimp als vermeintlichen Grund seines Aufenthaltes genannt hatte.

Ich schloss die Türe und trat genau in dem Moment auf den Flur, als auch mein Vater und Patrick aus Esthers Zimmer traten, den Raum verschlossen und zu mir den Flur entlang kamen.

»Wir können nicht sicher ausschließen, dass es nicht doch Selbstmord war«, meinte Patrick mit Nachdruck.

»Mord ist und bleibt Mord, selbst bei Selbstmord! Doch daran glaube ich nicht! Es war ein kaltblütiger Mord – und ich bin mir sicher, dass er während des Schlafs geschah!«

»Und warum lag die Leiche auf dem Boden und nicht auf dem Bett?«, wollte Patrick wissen.

»Vielleicht um es als Selbstmord zu tarnen!«, sagte mein Vater. »Die Motive eines Mörders sind nicht immer einfach zu ergründen! Hast du was herausgefunden, Alexandra?«

»Mr. Mimp hat nichts zu verbergen, aber auch seinen Koffer nicht ausgepackt, ganz so, als wäre er auf dem Absprung! Ich habe alles durchsucht, aber nichts gefunden, was von Interesse wäre!«

»Das habe ich auch nicht ernsthaft erwartet!«, kommentierte mein Vater meine Zusammenfassung.

»Ich habe eher das Gefühl, dass mich an Mr. Mimp seine Aussage stört, dass er aus Plymouth kommt, was ich auch nicht anzweifle, da ich direkt dachte, dass ich den Kerl irgendwo her kenne. Aber dass er mir zustimmte, als ich ihm die falsche Insel nannte, ist doch auffällig. Auch wenn ich es ihm durchaus zurechne, dass er nervlich belastet ist. Aber ich bleibe dabei: irgendetwas stört mich an Mr. Charles Mimp gewaltig, auch wenn er nichts mit diesem Fall, oder besser, diesen beiden Fällen zu tun hat.«

»Du glaubst also weiterhin, dass es sich um einen Dieb und einen Mörder handelt? Dass beide Fälle nichts miteinander zu tun haben?«, wollte Patrick wissen.

»Man sollte nie etwas außer Betracht lassen – das bedeutet, es können ein, zwei oder sogar mehr als zwei Täter sein. Wer weiß, was alles passieren kann!«

»Habt ihr irgendetwas Wichtiges in Esthers Zimmer gefunden?«, fragte ich dazwischen und wollte das Gespräch wieder auf das eigentliche Thema lenken.

»Nichts sonderlich Wichtiges!«, meinte Patrick. »Weder das Messer noch das Collier haben wir gefunden. Im Grunde ist Esthers Zimmer so aufgeräumt wie ein Zimmer nur aufgeräumt sein

kann. Selbst das Nachthemd, das sie trug, wirkte bis auf den Blutflecken, als hätte sie es gerade eben erst angezogen.«

»Die Leiche war auf jeden Fall schon kalt«, sagte mein Vater, »und auch wenn ich nur rudimentäre Ahnung im Totenbeschau habe, kann ich sagen, dass der Mord während der Nacht geschehen sein muss, da sie gestern Abend noch lebendig war, die Leiche heute Morgen aber schon kalt und erstarrt ist.«

»Was durchaus wieder dafür sprechen würde, dass es der Dieb doch sein kann - und den Selbstmord nicht ausschließt!«, sagte Patrick etwas trotzig.

»Ich habe ja nicht gesagt, dass es der Dieb nicht ist! Aber bisher stellt sich für mich kein Zusammenhang dar, was nicht heißt, dass der Dieb nicht auch der Mörder ist. Wer weiß, vielleicht hat Esther den Dieb zufällig gesehen und musste sterben.«

»Und das Messer?«, fragte ich.

»Das ist wieder etwas, was den Fall nicht unbedingt leichter macht. Selbst wenn es eigentlich nur Charles Mimp oder Pete gewesen sein konnte, glaube ich nicht, dass Mr. Mimp etwas mit dem Mord zu tun hat – obwohl sein Erscheinen am Todestag wieder Hinweise liefert, die ich nicht ausschließen darf. Aber dann wäre er sicherlich schon über alle Berge! Nein, Mr. Mimp schließe ich mal aus. Aber was ist mit Pete? Verschlagen ist er durchaus, aber ist er ein Mörder? Ich kann es mir nicht so wirklich vorstellen, muss ich sagen, wenn ich ehrlich sein soll!«

»Auf mich macht er aber auch keinen vertrauenswürdigen Eindruck!«, sagte Patrick.

»Wer einen Mord begangen hat, döst aber auch nicht in einem Raum, wo sich alle untereinander belauern. Ich habe viel eher das Gefühl, dass Pete eine andere Rolle in diesem Hotel spielt. Aber das werden wir sicherlich noch herausfinden!«

15. Kapitel

»Und wen vernehmen wir als nächstes?«, wollte ich wissen, als es schien, als hätten mein Vater und Patrick die Meinungsverschiedenheit fürs Erste aufs Eis gelegt.

»Wir sollten auf jeden Fall mit den Eltern beginnen«, schlug mein Vater vor, »denn nur, wenn wir wissen, mit welcher Toten wir es zu tun hatten, haben wir überhaupt eine Möglichkeit, das Motiv des Mordes herauszufinden.«

»Soll ich die beiden holen?«, fragte Patrick und wollte sich bereits auf den Weg machen, doch mein Vater hielt ihn mit einer Geste zurück.

»Ich bin mir sicher, dass die beiden zueinander halten, wie es Paare tun, die den Tod der Tochter verkraften müssen. Daher schlage ich vor, dass wir die beiden getrennt vernehmen – wenn die beiden es zulassen. Ich werde sie holen gehen!«

Während mein Vater sich nach unten verabschiedete, um Baron oder Baroness Boughound zu holen, sprach ich mit Patrick, was er über die Fälle so dachte.

»Ich bin immer noch der Meinung, dass es ein und derselbe Fall ist«, blieb er bei seiner Meinung, »wenn wir den Dieb oder den Mörder finden, klären wir damit auch den anderen Fall auf! Was denkst du?«

»Also ich denke auch, dass es zwei Fälle sind, die vielleicht etwas miteinander zu tun haben könnten, aber vielleicht auch nicht. Klar kann es sein, dass Esther den Dieb erwischt hat und dieser die Kleine umbrachte. Aber wie hat er das dann gemacht, dass es so aussieht, als hätte es keinen Kampf gegeben?«

»Wie hat er es geschafft, in die Zimmer zu kommen? So wird er auch in Esthers Zimmer gekommen sein! Und wenn die ihn dabei beobachtet hat – was dann? Eins und eins sind auch in diesem Fall zwei!«

»Gut – da ist mehr dran, als vielleicht mein Vater zugeben mag – aber wir sollten auf jeden Fall immer alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, die möglich erscheinen!«

»Du klingst schon wie dein Vater!«

»Ich bin seine Tochter!«

»Das merkt man!«

Ich wollte ihm gerade etwas Bissiges antworten, als mein Vater mit Baroness Boughound, der Mutter der toten Esther die Treppe hinaufkam – ohne den Baron, der vermutlich im Speisesaal geblieben war.

»Alles ist ruhig unten im Speisesaal – auch die beiden Offiziere haben sich damit abgefunden, dass sie keine andere Wahl haben, als die Ermittlungen abzuwarten. Mr. Pennymaker hat sich unter Einsatz seiner gesamten Ehre bereiterklärt, auch gegen den Verlust seines Lebens das Leben von Elle und Maria zu verteidigen, wenn jemand aufmüpfig werden sollte. Zudem muss anscheinend Mr. Mimp allen Rede und Antwort gestanden haben, denn jeder wollte von ihm wissen, was wir denn bereits ermittelt haben!«

»Der arme Mr. Mimp«, meinte Patrick, »denn eigentlich weiß er ja noch am wenigsten von allen, da er erst gestern angereist ist.«

»Oder er weiß am meisten!«, entfuhr es mir und ich erntete einen strafenden Blick meines Vaters, der mich sogleich verstummen ließ. Erst danach wurde mir bewusst, dass auch Baroness Boughound durchaus jeden Hinweis aufnehmen konnte, um ihn unter den Anwesenden im Speisesaal herumzutratschen.

»Bitte sehr, Baroness!«, sagte mein Vater und sah, wie sie die Türe in ihr Zimmer aufschloss und hinein trat, zum Fenster ging und es öffnete.

»Du musst aufpassen, was du sagst«, raunte mir mein Vater in einem unbemerkten Moment zu. »Denn jedes Gerücht, was wir hier säen, kann unten im Speisesaal einen Sturm nach sich ziehen. Wenn der Mörder auf diese Weise etwas erfährt, kann die ganze Sache mit dem Trennen der Befragungen schief gehen!«

»Alles klar!«, antwortete ich ebenso leise, und gemeinsam traten wir in den Raum, den die Baroness uns soeben geöffnet hatte.

Überall sah man, dass Baron Boughound kein reicher Mann war. Nirgends fand ich einen Samtmantel oder einen Nerz, eine Schmuckkollektion oder etwas, was den Reichtum nach außen zeigte, doch ich wusste auch, dass manche stille Wasser tief sind. Während die Baroness am offenen Fenster stehen geblieben war, stellten wir uns zu dritt auf die andere Seite des Zimmers und warteten, bis sich die Mutter der toten Esther zu uns umdrehte. Ich erkannte sogleich, dass sie Tränen in den Augen hatte und schwer mit ihrer Fassung kämpfte.

»Meine Kleine hatte kein einfaches Leben«, schluchzte sie, sodass mein Vater ein Taschentuch aus seinem Anzug zog, um es der Baroness anzubieten, die es dankend annahm. »Wir sind keine reiche Lordschaft wie manch andere, und zudem noch alleine auf der Welt! Das heißt, es gibt keine Verwandtschaft, die uns helfen kann, wenn wir notleidend sind!«

»Baroness«, sagte mein Vater und sprach betont unaufdringlich, »es tut mir leid, dass ich Sie das jetzt fragen muss, aber können Sie sich vorstellen, wer Ihre Tochter auf dem Gewissen hat?«

»Sie denken, es war Mord?«, fragte die Mutter der Toten mit einer seltsam bewegten Erstauntheit. »Ich bin mir sogar sicher, dass es Mord ist«, antwortete mein Vater, »denn es spricht nichts für einen Selbstmord – weder die Einstichstelle des Messers, die Position des Körpers und auch, dass wir keinen Abschiedsbrief oder dergleichen gefunden haben.«

»Kann ich Sie sehen? Kann ich meine Kleine sehen?«, fragte die Baroness mit einem Mal und mein Vater nickte.

»Warte bitte hier«, raunte er mir zu und ich verstand, dass ich nicht mit ins schräg gegenüberliegende Zimmer, in dem die tote Esther lag, kommen sollte.

Ich wartete also in dem Raum, in dem sich die Baroness und der Baron Boughound einquartiert hatten, suchte mit meinen Blicken nach irgendwelchen Auffälligkeiten, schaute unters Bett und sah leise in den Schrank – immer auf der Hut, dass einer hereinkommen könnte. Alles schien am normalen Platz zu sein – und es schien wahr zu sein: großen Reichtum hatte dieser Baron sicher nicht.

Es vergingen einige Minuten, in denen ich aus dem Fenster Richtung Meer blickte; die Wellen wogten an die Küste und schäumten auf, ehe sie im tosenden Schlägen des Wassers an der Brandung untergingen und wieder neue Wellen erzeugten. Ich verlor meine Gedanken darin und merkte erst, dass die Baroness mit meinem Vater und Patrick zurückgekehrt waren, als diese bereits

wieder im Zimmer standen. Die Baroness musste stark geweint haben, als sie ihre Tochter gesehen hatte – so leblos und kalt auf dem Boden.

»Wenn ich mir die Aussage erlauben darf«, versuchte mein Vater weiterhin ohne Druck in seiner Stimme zu bleiben, »habe ich mir bereits die letzten beiden Tage gedacht, dass Ihre Tochter nicht gesund ist, nein, vielmehr kränzlich wirkt.«

»Sie haben das durchaus richtig beobachtet«, meinte die Baroness und behielt ihren ins Leere starrenden Blick bei. »Meine kleine Tochter litt an den Nachwirkungen einer schwerwiegenden Operation, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte. Jetzt hat sie es verloren, doch zu einem Zeitpunkt, an dem es ihr beinahe wieder gut ging. Seitdem wir in diesem Hotel waren, hatte sie wieder Appetit und schrie nicht mehr vor Schmerzen, die sie in unregelmäßigen Abständen peinigten, schlief die Nächte durch und konnte den Tag über auch mal ohne durchgehende Bemutterung sein. Ich selbst hatte sehr unter der Operation und den Nachwirkungen gelitten und war sehr froh, diese Bürde von meinen Schultern abzugeben, doch jetzt...«

»Sie sagen, Ihre Tochter hatte eine schwerwiegende Operation!«, hakte mein Vater nach, »können Sie mir sagen, was es für eine Operation war?«

»Das ist nicht Ihre Sache!«, keifte die Mutter mit einem Mal und sah sich meinen Vater scharf an. »Meine Tochter hat gelitten und musste operiert werden. Das ist alles, was ich dazu sagen werde. Ich denke, dass diese Operation keinen Hinweis auf Ihren Mörder geben wird. Da bin ich felsenfest sicher!«

»Gut!«, lenkte mein Vater ein, »dann danke ich Ihnen für Ihren Mut, mit uns alleine zu sprechen. Ich bringe Sie noch runter in den Speisesaal und hole Ihren Mann ab. Ich bin gleich zurück!«, gab er Patrick und mir zu verstehen.

Patrick und ich sahen, wie mein Vater – ganz ein Gentleman – der auf schwachen Beinen stehenden Baroness den Arm bot und sie mit sich am Arm nach unten führte.

»Irgendwie habe ich das Gefühl«, sagte ich nach einer Weile des Schweigens, »dass sich auch die Baroness seltsam verhält. Zunächst dachte ich, dass sie eine trauernde Mutter sei, die langsam realisiert, was geschehen ist. Aber dann hat sie wie eine Katze reagiert, die man zu lange in eine Ecke treibt, und kratzend um sich geschlagen.«

»Ich denke auch, dass es in dieser Familie mehr Geheimnisse gibt als wir ahnen!«, bestätigte Patrick meine Meinung.

»Ja, vor allem als mein Vater nach der Operation fragte! Klar, wahrscheinlich ist es für die Mutter einer ermordeten Tochter schwierig, sich über die Probleme der Tochter zu unterhalten, und dennoch empfand ich die Reaktion nicht als Abwehr sondern eher als Angriff – als fühle sich die Baroness in der Bedrängnis.«

Patrick wollte gerade etwas antworten, als wir hörten, wie auf der Treppe Schritte erklangen, sodass ich Patrick mit meinem Zeigefinger auf den Lippen ein Zeichen zum Schweigen gab. Fast unmittelbar danach trat mein Vater mit dem Baron ein, der – ganz im Gegenteil zu seiner Frau – einen selbstsicheren Schritt hatte und gar nicht zu wanken schien.

»Ich möchte Ihnen nochmals mein Beileid ausdrücken«, sagte mein Vater zum Baron, jedoch ohne große Bewegung in seiner Stimme. »Wir haben eben mit Ihrer Frau, der Baroness, gesprochen und Sie bestätigte mir, dass Ihre Tochter seit längerem krank gewesen war.«

»Das stimmt!«

»Können Sie mir sagen, was der Auslöser für diese Krankheit und die Operation war?«

Mein Vater war auf der richtigen Spur, das merkte ich in diesem Moment überdeutlich, denn auch der Baron stockte bei dieser Frage, sah meinem Vater scharf in die Augen, sammelte sich für einen Widerspruch, unterließ diesen aber.

»Ich glaube, dass meine Frau ihre Gründe hat, wenn sie die Ursache der Krankheit nicht nennt«, meinte er nur.

»Baron, ich kann ja verstehen, dass Sie sich mitunter für die Krankheit Ihrer Tochter schämen, aber es ist ein Mord verübt worden. Und da weder Sie noch die Baroness Esther umgebracht haben, muss ich jedes Detail verstehen, das dazu führen kann, dem Täter ein Motiv zu geben.«

»Der Täter hatte sicherlich ein anderes Motiv als die Krankheit meiner Tochter!«, tönte der Baron und musste sehr an sich halten, um nicht lauthals zu schreien.

»Gut, ich werde eine andere Frage stellen«, wickelte mein Vater für den Moment aus. »Es muss unter den Anwesenden einen Mörder geben...«

»Das habe ich mir auch schon gedacht!«, fiel ihm der Baron ins Wort, »und einen nach dem anderen gemustert. Ich bin mir fast sicher, dass es einer der beiden Offiziere ist, die meine Tochter beizeiten angepöbelt haben. Ich muss zugeben, dass ich stark an mich halten muss, um die beiden nicht solange zu vermöbeln, bis mir einer der beiden den Mord an meiner Kleinen gesteht!«

»Glauben Sie denn, Baron, dass einer der beiden ein Motiv gegen ihre Tochter hatte? Ich meine, außer der Auseinandersetzung am gestrigen Abend?«

»Nein, eigentlich nicht! Ich passe – nein, ich habe sehr gut auf meine Tochter aufgepasst und kann sagen, dass dieser Zwischenfall im Speisesaal der einzige Zwischenfall war, seitdem wir hier sind!«

»Kann es sein, dass das Motiv nicht unbedingt im Hier und Jetzt liegen muss, sondern vielleicht in der Vergangenheit?«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich frage Sie, ob Ihnen irgendetwas einfällt, das mal im Zusammenhang mit Ihrer Tochter von Wichtigkeit war – einen Streit, von dem sie berichtet hat, einen Mann oder eine Frau, die Sie seltsam fand oder...«

»Es gibt nicht vieles, was meine Tochter falsch gemacht hat!«

»Das habe ich auch nicht behaupten wollen...«

»Doch das haben Sie! Ich weiß, worauf Sie hinauswollen! Sie wollen von mir hören, dass meine Tochter nicht krank war, weil sie eine Krankheit hatte, sondern weil sie nervlich am Ende war!«

»War sie das denn?«

»Natürlich! Was denken Sie denn, wie eine Siebzehnjährige einen Schwangerschaftsabbruch verkraftet?«

Nun war es raus! Wie fassungslos ich war, konnte ich in diesem Moment kaum beschreiben. Ich hatte schon oft gehört, dass sich Mägde oder einfache Mädchen eine Schwangerschaft wegmachen ließen, weil sie für das Kind nicht sorgen konnten oder es ohne Ehe gezeugt worden war, doch dass sich die Tochter eines Barons das Kind wegmachen ließ, konnte nur darauf schließen, dass es unter Umständen gezeugt worden war, die gegen jegliche Sitten waren.

»Ich verstehe«, sagte mein Vater mit leiser, zurückhaltender Stimme und blickte mich mit einem Ausdruck an, den ich noch sehr selten in seinen Augen entdeckt hatte.

»Ja, Sie verstehen mich, denn Sie haben selbst eine Tochter in diesem Alter!«, sagte der Baron keineswegs mit dem Nachdruck seiner letzten Worte, sondern ebenfalls leise und nachdenklich.

»Esther war ein feines Kind, immer aufgeweckt und ohne große Probleme in der Schule. Sie las gerne, stickte mit großem Talent und spielte überragend Klavier – bis zu dieser einen Nachricht, die unser Leben veränderte. Sie war von einem jungen Mann verführt worden, als wir sie bei guten Bekannten im Urlaub ließen und kam schwanger nach Hause. Unter Tränen erzählte sie uns, was geschehen war, und wir entschieden, die Schwangerschaft wegmachen zu lassen – mit allen Risiken, die darin lagen. Meine Frau wäre beinahe zusammengebrochen, tagelang lag sie im Bett und weinte, fühlte die Schuld auf ihren Schultern lasten, ihr Kind verraten zu haben, nur weil wir beide nach den langen Jahren der Entbehrung – Sie wissen sicherlich, dass wir keinen Reichtum aus unserem Adel ziehen können – eine Reise nach Schottland machen wollten. Es war keine einfache Zeit, und als meine Tochter von der Operation geschwächt nach Hause gebracht wurde, gab der Arzt die Hoffnung auf, dass sie den Kampf gegen den Tod gewinnen würde. Doch gottlob und wie ein Wunder überlebte sie die ersten beiden kritischen Tage und bald ging es ihr so gut, dass wir hier an die Küste reisen konnten, um ihr auch die letzte Erholung zu ermöglichen. Und dann musste meine kleine Esther...«

In Baron Boughounds Augen sammelten sich die Tränen, die er bisher tapfer zurückgehalten hatte, und nicht nur ich, sondern auch mein Vater und Patrick blickten zu Boden, um dem Baron den Moment der stillen Trauer zu geben.

»Hat Ihnen Ihre Tochter gesagt, wer der Vater des Kindes ist?«, fragte mein Vater, nachdem er den Moment abgepasst hatte, in dem der Baron tief durchatmete, um wieder zu klaren Gedanken zu kommen.

»Nein – das ist es ja, was uns beide den Verstand raubte. Ich meine, wenn mir Esther den Namen genannt hätte, wäre ich wahrscheinlich im ersten Moment an die Decke gegangen und hätte den Jungen am liebsten mit meinen Händen zerquetscht, doch am Ende hätte ich ihm verziehen, denn auch er macht sicherlich eine schwierige Zeit durch. Es ist nicht leicht, in der heutigen Zeit jung zu sein!«

»Es ist auch nicht einfach, Vater zu sein!«, gab mein Vater zurück und blickte mich erneut mit dem Ausdruck von eben an, der viel von dem wiedergab, wie er sich fühlte.

»Nein, wahrlich nicht.«

»Glauben Sie denn, Baron, dass diese Schwangerschaft das Motiv für den Mord sein kann?«

»Es müsste ja derjenige anwesend sein!«, meinte der Baron und lag damit nahe an unserer Vermutung, dass der Mörder auf jeden Fall unter den Gästen und Bediensteten zu suchen sei. »Das müsste aber ein seltsamer Zufall sein, wenn wir gerade in dem Hotel übernachten, in dem sich dann auch der Mörder einfindet – und das noch am Ende der Welt!«

»Sagen Sie, Baron, kennen Sie irgendjemand im Hotel – außer Ihrer Frau natürlich? Ich meine von früher!«

»Nein«, antwortete der Baron und wirkte aufrichtig, »alle anderen haben wir erst in diesem Hotel kennengelernt. Aber das heißt ja nicht zwangsläufig, dass meine Tochter nicht irgendjemand kannte.«

»Das stimmt wohl – ist aber kein hinreichendes Indiz dafür. Können Sie sich irgendein anderes Motiv denken?«

»Eigentlich nicht«, entgegnete der Baron auf die Frage meines Vaters, »denn Esther war der Liebreiz in Person, hatte mit keinem Streit. Geld hat meine Familie auch nicht, weder geerbt noch verdient, sodass es sich auch um keinen Raub handelte. Obwohl...«

»Obwohl was?«, fragte mein Vater argwöhnisch nach.

»Obwohl unsere beiden Zimmer durchsucht wurden – aber da nichts gestohlen wurde und von einem Hausgeist die Rede ist, sind wir hier geblieben, da keiner von uns dreien Angst vor einem Geist hat. Und wie gesagt, da nichts gestohlen wurde...«

»Haben Sie die Durchsuchung Ihrer Zimmer dem Hotelbesitzer angezeigt?«

»Ja, das haben wir. Er sagte, dass das schon manches Mal passiert wäre, aber da nie etwas geklaut würde, schob auch er es auf den Hausgeist, den aber noch niemand gesehen hat. Außerdem versicherte er uns hoch und heilig, dass es nicht wieder vorkommen würde – dass es nie ein zweites Mal passiere. Und er gab uns einen hohen Nachlass, indem er uns die Verpflegung kostenlos

abrechnet, was angesichts unserer klammen Kasse ein großes Geschenk ist, da diese Reise eigentlich schon über unseren Verhältnissen ist. Aber was macht man nicht alles, damit es seinem Kind besser geht! Und dann das...«

»Vielen Dank für die Antworten, Baron Boughound«, schloss mein Vater das Gespräch nachdem er dem Baron einige weitere Momente der Ruhe gegönnt hatte. »Sie haben uns sehr weitergeholfen. Jetzt ist es an Ihnen, Ihre Frau über die schwere Zeit hinwegzuträsten.«

»Ich muss Sie dringend bitten, dieses Familiengeheimnis und alle anderen Dinge, von denen ich Ihnen erzählt habe, diskret zu behandeln! Das gilt insbesondere für Sie, Mr. Johnson. Dass Alexandra oder Mr. McAllister nichts herumtratschen, davon gehe ich aus. Haben wir uns verstanden, Mr. Johnson?«

»Natürlich«, antwortete Patrick ein wenig angegriffen, obwohl er sich gleich wieder aufrappelte. »Ihr Familiengeheimnis ist bei mir gut aufbewahrt!«

Nachdem wir das Gespräch beendet hatten, bat mein Vater den Baron, das Zimmer nach der Tatwaffe durchsuchen zu dürfen, doch obwohl wir gründlich vorgingen und kein noch so geringes Versteck ausließen, fanden wir weder das Messer noch das Collier, von dessen Diebstahl der Baron nichts erfuhr. Ich erwähnte nicht, dass ich das Zimmer bereits durchsucht hatte, um keinen Unmut unnötigerweise zu erzeugen.

Gemeinsam gingen wir nach unten. Indem mein Vater den Baron in den Speisesaal zurückführte, warteten Patrick und ich gespannt darauf, wen er wohl als nächstes zur Befragung mit nach draußen bringen würde. Doch zu unserer Verwunderung trat er alleine aus dem Speisesaal.

16. Kapitel

»Wenn das mal kein Motiv ist!«, sagte mein Vater, als er zu Patrick und mir trat.

»Ich dachte, der Baron hält dieses Motiv für unwahrscheinlich«, widersprach Patrick, »und da du ihm zu glauben schienst...«

»Ich teile die Meinung des Barons keinesfalls, denn Motiv ist Motiv! Die Frage ist nur, ob sich der Vater des Kindes auch in diesem Hotel befindet.«

»Du meinst die beiden Offiziere? Oder besser gesagt, einer der beiden? Der Jüngere vielleicht?«

»Wir werden sehen!«, meinte mein Vater. »Aber sicherlich werden die beiden die nächsten sein, die wir befragen – allein, weil die beiden unter besonderer Beobachtung stehen und sicherlich vor Wut platzen.«

»Du bleibst also dabei, was du dem Baron angedeutet hast«, fragte ich meinen Vater, »dass für dich weder der Baron noch die Baroness im Verdacht stehen, die eigene Tochter...«

»Du solltest dich für deine schändlichen Gedanken schämen!«, mahnte mich Patrick.

»Nein, Patrick, das sind keine schändlichen Gedanken, sondern Alexandra hält sich nur jede Option offen, die noch möglich erscheint!«

»Apropos Möglichkeit«, wollte Patrick es jetzt wissen. »Wieso hast du die beiden nicht gefragt, was sie letzte Nacht zwischen elf Uhr abends und fünf Uhr morgens gemacht haben?«

»Wieso elf Uhr abends und fünf Uhr morgens?«, fragte ich.

»Weil gegen elf die Nachtruhe im Hotel begann und um fünf die Bediensteten anfangen, das Frühstück vorzubereiten. Die hätten doch sicherlich den Schrei gehört...«

»Wenn es überhaupt einen Schrei gegeben hat!«, unterbrach ihn mein Vater.

»Von mir aus! Aber lasst uns mal zusammenfassen!«, fuhr Patrick, ohne Luft zu holen, weiter fort.

»Der Mord sieht so aus, als würde Esther den Täter kennen, es gibt keinen Schrei und der Täter legt die Tote auf den Boden – obwohl sie im Bett gelegen hat.«

»Woraus schließt du das denn?«, fragte ich wiederum. »Es kann doch durchaus sein, dass der Mörder in das Zimmer kam, weil er Esther kannte, es gab keinen Schrei, weil er ihr den Mund zuhielt und es geschah mitten im Zimmer. Was jetzt noch bleibt, ist die Frage nach dem Täter, der Esther bekannt war. Ich denke, Vater hat den beiden die Frage ganz bewusst nicht gestellt, denn was hätten die beiden anderes antworten sollen, als dass sie im eigenen Zimmer geschlafen haben. Alle im Hotel haben geschlafen und für alle ist das ein Alibi – und doch keins.«

»Messerscharf analysiert«, sagte mein Vater und schenkte mir ein anerkennendes Lächeln. »Ich sehe das ganz genauso. Entweder waren es die Eltern, die aber kein Motiv haben, insoweit die Aussagen zum größten Teil der Wahrheit entsprechen. Oder es war der Vater des Kindes, der herausgefunden hat, wo sich die Familie im Urlaub befindet und daher vor Ort ist. Oder als letzter Fall bleibt die Möglichkeit offen, dass der Mord mit dem Geschehen rund um die Familie des Barons nichts zu tun hat und mehr mit dem Diebstahl. Was das ganze nicht einfacher machen würde, und wir ein wenig auf den Zufall angewiesen wären!«

»Auf jeden Fall bin ich mir ganz sicher«, meinte Patrick, »dass das Verschwinden des Messers ein Schlüssel ist, das Rätsel zu lösen.«

»Das kann gut möglich sein«, meinte mein Vater, »aber ich sage dir gleich, dass wir in diesem Punkt bisher noch weniger Anhaltspunkte haben als für die anderen offenen Fragen. Daher sollten wir unsere Kraft nicht zu sehr in Theorien und Pläne stecken, sondern mit der Befragung weitermachen.«

»Nehmen wir uns jetzt die beiden Offiziere vor?«, fragte Patrick und schien eine gewisse Ungeduld zu verspüren.

»Können wir machen – ich wollte die beiden zwar noch einige Momente schmoren lassen, aber da sie sich jetzt beruhigt haben, ist es vielleicht der richtige Zeitpunkt, vernünftige Aussagen von den beiden zu erhalten.«

Mein Vater verließ uns und ging zurück in den Speisesaal und kam mit dem jüngeren der beiden Offiziere zurück, fragte ihn, wo sein Zimmer sei, und wir gingen alle hinter dem jungen Mann hinterher. Dort angekommen, öffnete der angehende Offizier seinen Raum und bat uns nicht nach drinnen, trat aber selbst ein. Wir erlaubten uns, ebenfalls einzutreten – auch ohne förmliche Einladung.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn wir Ihr Zimmer durchsuchen«, fragte mein Vater.

»Nein, machen Sie ruhig – Sie werden sowieso nichts finden!«, behauptete der junge Mann, dessen voller Name Thomas Lord Albright III. lautete, wie wir von ihm erfuhren.

»Dann wollen wir es nicht durchsuchen«, meinte mein Vater und schien Misstrauen gegen Vertrauen tauschen zu wollen.

»Sie können aber gerne«, meinte der junge Lord und begann selbsttätig die Schranktüren zu öffnen. Auch wenn mein Vater es eigentlich abgelehnt hatte, ließ er sich jetzt alles vorführen und achtete darauf, dass ihm der Offizier auch alles zeigte. Bald war die Durchsuchung fertig und das Vertrauen in die Aussage des Offiziers gestärkt, als mein Vater sich direkt zu Lord Albright stellte und ihn von Angesicht zu Angesicht befragte.

»Sie müssen zugeben, Lord Albright, dass es verdächtig anmutet, dass Sie ein Tête-à-tête mit Esther beginnen wollten, dieser Annäherungsversuch durch den Vater rigoros abgelehnt wurde und das junge Mädchen jetzt tot ist!«

»Ich kann verstehen, wenn Sie den Streit gestern Abend als Motiv zu einem Mord ansehen, aber ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre als Lord und angehender Offizier, dass ich nichts mit dem Mord zu tun habe!«

»Woher wissen Sie, dass es sich um einen Mord handelt und nicht um einen Selbstmord oder Unfall?«

»Im Speisesaal wird überall herumgetratscht, dass es sich um einen Mordfall handelt. Und wenn man Ihre Worte dazu nimmt...«

»Gut, ich sehe ein, dass diese Frage nicht zielführend war!«, zog mein Vater zurück. »Eben schworen Sie bei Ihrer Ehre, dass Sie nichts mit dem Mord zu tun haben. Wenn ich Ihre Ehre aber mal an dem bemesse, wie Sie sich die letzten Tage verhalten haben, dann...«

»Verstehen Sie mich bitte, Mr. McAllister«, meinte der Offiziersanwärter in einem merklich veränderten Tonfall, in dem ich seine aufkommende Unruhe spürte. »Ich muss bald zur See – das erste Mal in meinem Leben, dass ich allein auf mich selbst gestellt sein werde. Ich werde dann zwar Offizier sein und bin Lord, aber ich muss mir selbst zugestehen, dass ich nicht frei von Angst bin. Daher haben mein Freund, Mr. McCullough, und ich die letzten Abende einen zu viel getrunken und waren nicht ganz Herr unserer Sinne!«

»Wie diese Nacht, in der Sie Esther umgebracht haben«, klagte ihn mit einem Mal Patrick an und ertotete dafür einen überaus strafenden Blick meines Vaters, der ihn sogleich schweigen ließ.

»Ich habe die kleine Baroness nicht umgebracht! Warum sollte ich auch? Nur weil sie mich abgelehnt hat – oder besser noch: ihr Vater! Wenn ich einen hätte umbringen wollen, dann doch ihn und nicht die Kleine, die völlig unschuldig ist! Und außerdem bin ich gestern wie ein Stein ins Bett gefallen und habe es nicht einmal geschafft, die Kleidung auszuziehen –, und in demselben Zustand bin ich am Morgen aufgewacht und habe die ganze Nacht über geschlafen!«

»Ich glaube Ihnen«, pflichtete ihm mein Vater bei.

»Danke! Wenigstens einer!«

»Ich glaube Ihnen auch«, sagte ich mit leicht trotziger Stimme.

»Danke«, sagte Thomas leise und schaute mich mit dem Blick eines gehetzten Tieres an, das merkt, dass der Verfolger aus dem Nacken verschwunden war, um aber dennoch mit dem ganzen Körper angespannt zu bleiben.

»Sie sind schon länger in diesem Hotel?«, fragte mein Vater.

»Noch nicht solange – ich glaube drei Tage länger als Sie.«

»Sind Ihre Zimmer irgendwann mal durchsucht worden?«

»Nicht das ich wüsste! Warum sollten sie auch?«

»Vielleicht um irgendwelche Wertgegenstände zu finden!«

»Ich besitze zwar Wertgegenstände, aber die würde ich nie mit auf See nehmen! Ich reise nur mit meiner Kleidung und ein wenig Hartgeld – aber selbst das ist völlig überflüssig, wenn man den sicheren Hafen der Heimat verlässt. Denn zum Glück reicht mein Name völlig aus, um in den meisten Häfen dieser Welt einen Kredit zu bekommen, den mein Vater dann begleicht, sobald der Betrag telegraphiert wurde.«

»Eine letzte Frage habe ich noch!«, sagte mein Vater. »Wenn wir mal davon ausgehen wollen, dass der Mörder noch unter den Gästen ist – wen halten Sie verdächtig, einen Mord begangen zu haben?«

Thomas Lord Albright III. musste lange nachdenken, doch als er scheinbar alle Gäste des Hotels in seinem Geiste durchgegangen war, hatte er eine Antwort gefunden.

»Wenn ich es mir Recht überlege«, sagte er mit gedämpfter Stimme, die seiner Vermutung eine geheimnisvolle Art geben sollte, »würde ich einer der beiden Elternteile – oder sogar beide im Verbund als fähig erachten.«

»Darf ich fragen warum? Ich meine, die Eltern eines toten Kindes zu bezichtigen, die Mörder zu sein, und wenn es auch nur eine Vermutung ist, bleibt dennoch eine schwerwiegende Sache.«

»Sie wollten von mir einen Namen und ich habe Ihnen denjenigen genannt, der mir am ehesten Sinn macht. Ich weiß nicht viel über die anderen Gäste, aber ich habe nicht gesehen, dass irgendwer

besonders auf die Kleine geachtet hätte. Außer die Eltern, die die Kleine jeden Moment beschützt haben, wie in dem Moment, als ich zu ihr ging und sie um einen lächerlichen Tanz bat.«

»In einer nicht sehr galanten Art und Weise!«, sagte ich.

»Das stimmt wohl – aber ich war betrunken und...«

»Betrunkenheit entschuldigt kein Fehlverhalten«, konterte ich zurück und brachte den Offiziersanwärter zum Verstummen, der es als Lord sicher nicht gewohnt war, von einer Jüngerin und Nichtadeligen derart angegriffen zu werden.

»Dann habe ich noch eine allerletzte Frage«, fuhr mein Vater fort. »Kannten Sie die Familie schon von früher her?«

»Die Boughounds?«

»Ja! Die Familie Boughounds!«

»Nein. Die habe ich zum ersten Mal in diesem Hotel getroffen. Obwohl meine Familie einen gewissen Stand hat, und wir auch Bekanntschaften über unsere Heimatstadt hinaus pflegen, ist mir Baron und Baroness Boughound ein unbeschriebenes Blatt gewesen – und soweit ich weiß, auch in einer ganz anderen Gegend Englands angesiedelt.«

»Ach ja?«

»Ja! Die Boughounds wohnen in der Umgebung von London, während meine Familie aus Norfolk kommt. Während meine Familie immer zur See gefahren ist, sind die Boughounds richtige Landeier und damit auch nicht in unserem größeren Bekanntenkreis.«

»Ich habe verstanden! Aber warum sind Sie beide ausgerechnet hierhin gereist, um Ihren Abschied zu feiern!«

»Wir wollten ans Ende von England reisen, um zu sehen, wie es ist, wenn man sich am Ende der Welt befindet und vor einem nur noch der Ozean zu sehen ist. Ganz so, als würde man einen Teil von sich loslassen, um einen anderen Teil zu entdecken!«

Wir entließen den jungen Offiziersanwärter aus unserem Verhör, traten zusammen raus auf den Flur und baten den Befragten, alleine zurück in den Speisesaal zu finden und uns seinen Kompagnon zu schicken. Wir drei blieben zurück und warteten geduldig, bis der junge Mann außerhalb unserer Hörweite war.

»Der war es wohl nicht«, meinte Patrick ein wenig enttäuscht.

»Nein, das glaube ich auch nicht! Aber dennoch war seine Aussage interessant, dass er die Eltern für fähig hält, auch wenn er keinen Grund genannt hat, der mich überzeugt. Auch dass er keinen gesehen hat, der mit Esther aneinandergeraten wäre oder ein besonderes Augenmerk auf sie geworfen hat. Ich bin der festen Überzeugung, dass uns diese Aussage vielleicht noch mal helfen wird, auch wenn sie im ersten Moment keine Hilfe bietet. Was denkst du, Alexandra?«

»Dass der Lord ein großer Schnösel ist, der von seinen Eltern zu lange verhätschelt wurde!«

»Alexandra!«, wunderte sich mein Vater über meine Wortwahl.

»Nein, ich denke auch, dass er es nicht war. Ihm ging es viel zu sehr darum, zu beweisen, dass er mit der Sache nichts zu tun hat. Auch weil er ahnte, dass er der bisher einzige war, der ein Motiv hat, auch wenn es nur ein sehr schwaches ist.«

»Ich bin ganz deiner Meinung«, sagte mein Vater. »Er hat weder ein richtiges Motiv, noch glaube ich, dass er der Vater des Kindes ist. Warum sonst hätte Esther ihn als Vater sonst verschwiegen? Damit hätte sich die ganze Familie besser stellen können! Und dass er, selbst im angetrunkenen Zustand, die Tochter eines Barons umbringt, glaube ich nicht.«

»Ich denke, dass wir auch bei dem älteren der beiden Offiziere – wie hieß der noch gleich?«, fragte ich.

»Tom McCullough!«, antwortete Patrick.

»Genau! Ich denke, dass wir auch bei Tom McCullough nichts Interessantes finden werden!«

»Das ist durchaus möglich, aber wir sollten das nicht leichtfertig behandeln«, gab mein Vater zu Bedenken. »Selbst der offensichtlichste Fall kann seltsame Lösungen haben – und dies ist kein offensichtlicher Fall!«

Im gleichen Moment tauchten Schritte auf der Treppe auf, die den herankommenden Thomas McCullough ankündigten. Etwas steif in seinen Bewegungen, aber mit der nötigen Eleganz versehen, trat der Offizier vor uns und verbeugte sich leicht, um seine Anwesenheit auch förmlich zu unterstreichen.

»Mir wurde gesagt, dass ich mich hier an Ort und Stelle einfinden solle«, sagte er.

»Das ist richtig, Mr. McCullough«, antwortete mein Vater, und wir baten den Offizier, uns alle in seinem Zimmer zurückzuziehen.

Zunächst war der gegenüber Lord Albright III. um zehn Jahre ältere Offizier zurückhaltend, doch dann schritt er stramm voran, öffnete sein Zimmer und ließ uns eintreten, ehe der die Türe hinter uns schloss.

»Wieso schließen Sie die Türe?«, fragte mein Vater auch sofort.

»Ich dachte, dass Sie möchten, dass uns niemand zuhört!«

»Alle Gäste sind doch im Moment im Speisesaal – und da meine Frau und Elle uns sofort Bescheid geben, wenn sich irgendetwas Seltsames tut, können wir sicher sein, dass uns niemand zuhört. Sie können die Türe also wieder aufmachen!«

Der Offizier öffnete ohne Widerspruch wieder die Türe, und ich merkte, dass Tom McCullough angespannter war, als wir es erwartet hätten. Auch mein Vater spürte die Anspannung und entschied sich, zunächst ein wenig durch das Zimmer zu streifen, einige Sachen hochzuheben, manches zu verrücken und tat so, als würde er alles genauestens durchsuchen. Dabei beobachtete ich den Offizier sehr genau und merkte sofort, dass dieser sich umso mehr anspannte, je näher

mein Vater den beiden Koffern und insbesondere dem Seesack kam, die direkt unterhalb des Fensters vor der schweren Gardine lagen.

»Sie wirken mir nicht gerade wie jemand, der eine Siebzehnjährige umbringt!«, begann mein Vater und selbst ich war über den reizenden Unterton erstaunt.

»Ich habe sie auch nicht ermordet, falls Sie das behaupten wollen!«

»Ich behaupte das nicht!«

»Sondern?«

»Ihr Freund und Kamerad – Thomas Lord Albright!«

»Das hat er nicht!«, keifte Tom McCullough zurück. »Ich habe eben noch mit ihm gesprochen und er hat mir gesagt, dass er nichts gesagt hat, was mich oder ihn belastet.«

»Vielleicht hat er Sie angelogen, um sich selbst zu schützen!«, meinte mein Vater und tat wieder so, als würde er sich für das Bett des Offiziers interessieren.

»Sie haben nichts in der Hand gegen mich – und Thomas hat nichts gesagt!«

»Was verbergen Sie vor uns?«, fragte mein Vater unvermittelt. »Wenn Sie nicht den Mord an Esther begangen haben, so muss es einen anderen Grund geben. Ich kann auch das ganze Zimmer durchsuchen, alles auf den Kopf stellen – wenn Sie dabei zusehen wollen, wie wir auf Ihr Geheimnis stoßen, dann machen Sie so weiter. Andernfalls...«

»Ist ja gut!«, sagte der Offizier, und ich war mehr als erstaunt, dass er so schnell nachgegeben hatte, doch Nervenstärke schien wahrlich keiner seiner Charakterzüge zu sein. »Im Seesack!«

»Was ist im Seesack?«

»Opium!«

»Opium?«, fragte mein Vater verdutzt. »Das ist alles?«

»Ja.«

»Und deswegen tun Sie gerade so, als hätten Sie ein schwerwiegendes Verbrechen begangen?«

»Mache ich das?«

»O ja! Sie verhalten sich wie einer, der gerade ertappt worden ist, wie er einen Mord ausführt.«

»Wahrscheinlich liegt es daran, dass ich mir keine weitere Disziplinarstrafe erlauben darf, sonst ist es vorbei mit meiner Karriere. Dann bleibe ich für immer Second Mate und kann niemals Kapitän eines Kriegsschiffs werden.«

»Sie haben bereits mehrere Disziplinverfahren hinter sich?«

»Ja, zwei.«

»Aus welchen Gründen?«

»Beide Male wegen unerlaubten Besitzes von Opium, als wir auf See waren. Wissen Sie, es ist nicht einfach, in den großen Häfen Asiens einzulaufen, sich dort zu vergnügen und nichts von dem Opium, das man dort billig und in rauen Massen erhält, mitzunehmen. Es wird nicht gerne gesehen,

wenn Offiziere etwas nehmen, was die Sinne benebelt und die Entscheidungen auf Deck beeinflussen. Beim letzten Mal bin ich auch nur mit einem blauen Auge davongekommen, weil ich gedeckt wurde. Trotzdem blieb es bei der Verwarnung, dass beim nächsten Mal...«

»Dass beim nächsten Mal Ihre große Karriere zur See vorbei wäre!«, vervollständigte mein Vater den Satz.

»Ja.«

»Und dennoch haben Sie wieder Opium dabei?«

»Sie verstehen das vielleicht nicht! Kein Mensch, der nicht Opium genießt, kann das verstehen! Es ist wie ein gutes Gefühl, das man loswird, sobald der Rausch nachlässt und das man auch nicht wiederbekommen kann, solange man kein Opium mehr nimmt!«

»Kommen wir zurück auf den Mord!«, meinte mein Vater, ließ von dem Seesack ab, neben dem er die ganze Zeit gestanden hat, und ich sah an Toms zusammengesackter Körperhaltung, dass dieses Geheimnis der Kern seiner Anspannung gewesen war.

»Wenn Sie mir versprechen, nichts an meine Vorgesetzten zu melden, werde ich Ihnen meine gesamte Hilfe zur Verfügung stellen!«, schlug Tom vor.

»Ich gehe auf Ihren Vorschlag ein. Zudem glaube ich nicht, dass Sie der Mörder der kleinen Esther sind – weder Sie noch Lord Thomas, der tatsächlich nichts gesagt hat. Ich denke, Sie beide waren am gestrigen Abend genügend berauscht, um friedlich zu schlafen und nichts zu hören!«

»Das wird wohl so gewesen sein«, gab Tom kleinlaut zu.

»Gibt es irgendjemanden unter den Gästen dieses Hotels – oder vielleicht sogar unter den Bediensteten, dem Sie einen Mord zutrauen? Ich möchte keine Antwort erzwingen – verstehen Sie, Tom, wenn Sie mir sagen, dass Sie keine Ahnung haben, ist das auch vollkommen in Ordnung. Aber wenn Ihnen etwas in den Tagen seitdem Sie vor Ort sind aufgefallen ist, dann sagen Sie das uns bitte!«

»Lassen Sie mich kurz nachdenken!«, erwiderte Tom, und ich erkannte auch in seinem Gesicht, wie er scheinbar einen nach dem anderen durchging. »Thomas flüsterte mir eben noch ins Ohr, dass er die beiden Eltern benannt hat, aber ich kann mir irgendwie nicht vorstellen, dass es die beiden waren, wenn ich ehrlich sein soll. Warum sollten Eltern ein Mädchen siebzehn werden lassen, um es dann umzubringen – in einem Hotel, in dem sich bekanntermaßen ein Polizist aufhält? Das würde auch einfacher gehen!«

»Soweit haben wir das verstanden«, meinte mein Vater und schien darauf erpicht zu sein, mir die Vorstellungen des Offiziers zu ersparen. »Doch haben Sie irgendeine andere Ahnung, die uns vielleicht weiterhelfen kann?«

»Ich will nicht sagen, dass ich jemanden im Verdacht habe – aber...«

»Aber?«

»Aber ich habe das Gefühl, dass mit dem Besitzer des Hotels, Mr. Howell, nicht alles astrein ist. Ich meine, ich habe ja schon vieles gehört, seitdem ich vor Ort bin – das Zimmer durchsucht werden und...«

»Wurde Ihr Zimmer auch durchsucht?«, wollte mein Vater wissen.

»Nein, weder meins noch das von Thomas! Aber es soll auch in diesem Hotel spuken und ein Mordfall wurde nicht aufgeklärt – hat mir zumindest der alte Pete erzählt. Der mir auch nicht astrein und zuweilen seltsam wirkt! Aber alles zusammengenommen erscheint mir Mr. Howell – auch gerade wegen der seltsamen Einrichtung der Eingangshalle – als ein Mann, den ich nicht richtig einschätzen kann!«

»Das ist durchaus nachvollziehbar«, kommentierte mein Vater die Aussage. »Aber Sie denken nicht explizit daran, dass Mr. Howell etwas mit dem Mord zu tun hat?«

»Nein, das nicht – aber man hört ja immer mal wieder, dass es am Ende einer Ermittlung oft die unbescholtesten Bürger sind, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben.«

»Wem sagen Sie das!«, raunte mein Vater mehr zu sich und in den Raum als in Richtung Toms.

»Nun gut, ich danke Ihnen für Ihre ehrliche Aussage und für Ihr Angebot, uns in jeglicher Hinsicht bei der Auflösung des Falls zu unterstützen – mitunter werde ich darauf zurückkommen. Und in der Zwischenzeit verhalten Sie sich ruhig und halten auch Ihren Freund, den Lord, unter Kontrolle!«

»Und zu meinen Vorgesetzten kein Wort?«

»Nein, kein Wort!«

Beruhigt trat Tom zur Seite und wartete, bis wir alle das Zimmer verlassen hatten, trat selbst hinaus und schloss die Türe. Wir baten auch ihn, sich wieder in den Speisesaal zurückzuziehen, trugen ihm aber nicht auf, uns jemand anderes hinauf zu schicken.

»Auch das war kein großer Erfolg!«, meinte Patrick, als der Offizier aus der Hörweite war.

»Das sehe ich anders!«, widersprach mein Vater, aber er gab keinen Grund an, warum er das anders sah.

Ob ich etwas übersah, was er erkannt hatte?

17. Kapitel

»Ich denke, dass es an der Zeit ist, dass wir uns mit Mr. Howell, Teresa und Francis unterhalten«, sagte mein Vater nach einigen Momenten des Schweigens.

»Wollen wir nicht zuerst Mr. und Mrs. Pennymaker zu uns bitten – denn die beiden haben ja auch wahrscheinlich nichts mit dem Diebstahl zu tun«, meldete sich Patrick zu Wort.

»Das ist durchaus ein guter Gedanke, aber ich denke dabei an die Personen im Speisesaal. Es geht auf Mittag zu und einige werden sicherlich ungeduldig, wenn wir die Bediensteten während dieser Zeit davon abhalten, das Essen zu servieren!«

»Gut – wie du meinst! Soll ich einen der drei holen gehen?«

»Nicht nötig! Ich gehe alle drei holen!«

Bevor sich Patrick über die neue Strategie wundern konnte, nicht jeden einzeln zu befragen, war mein Vater schon auf dem Absatz der Treppe und nach unten verschwunden. Es dauerte nur wenige Augenblicke, ehe die drei Betreibenden des Hotels, Mr. Howell, Francis und Teresa nacheinander die Treppe hinaufkamen und von uns beiden empfangen wurden.

»Wo ist mein Vater?«, fragte ich in Richtung Mr. Howell.

»Pete ist laut geworden, als dein Vater uns drei gebeten hat, mitzukommen und ihm verbat, mitzukommen. Ich denke, dass dein Vater ihn beruhigen wird und dann nachkommt! Ah, da kommt er ja auch schon!«

»Verzeiht, aber Pete wollte sich dazugesellen und ich musste ihm erklären, warum ich das nicht möchte!«

»Und warum, wenn ich fragen darf?«, kam es von Teresa.

»Weil Pete aktuell der Hauptverdächtige ist!«, meinte mein Vater trocken.

»Pete und ein Mord?«, fragte Mr. Howell sehr übertrieben. »Niemals!«

»Es geht hierbei auch nicht um den Mord, sondern um den Diebstahl!«

»Welcher Diebstahl?«, durchfuhr es Teresa.

»Heute Nacht wurde meiner Frau und mir ein Collier entwendet, das auf der Kommode lag. Ich habe bisher niemanden außer Patrick, Elle und meiner Familie etwas davon erzählt, weil der Mord an Esther als der wichtigere Fall erscheint. Aber nichtsdestotrotz steht natürlich weiterhin im Raum, dass es eine Verbindung zwischen dem Diebstahl und dem Mord gibt.«

Während mein Vater diese kleine Rede zu den dreien hielt, suchte ich in den Gesichtern nach einem Hinweis darauf, ob einer sich auffällig verhielt, insbesondere in dem Moment, als mein Vater von dem gestohlenen Collier sprach – und es gab eine Reaktion, doch nicht bei dem, den ich als erstes im Visier hatte.

»Das ist ein Desaster«, platzte es aus Teresa heraus. »Zuerst die Gerüchte um Geisterspuk in diesem Hotel, dann der unaufgeklärte Mord, der immer mysteriöser wurde, je länger die Polizei ermittelte, dann die Beschwerden wegen den Zimmerdurchsuchungen, wo es aber keinen Diebstahl gab – und jetzt das tatsächlich verschwundene Collier! Die Gäste werden ausbleiben, ich werde meine Arbeit verlieren, das Hotel muss zumachen und...«

Mit einem Mal brach sie zusammen und versank in einem Tränenmeer, das aus ihren Augen geschossen kam. Ich trat zu ihr, nahm die Weinende in meine Arme und spürte, wie schnell sich mein Kleid an der Stelle mit den heißen Tränen vollsog, wo sie ihren Kopf hatte.

»Das ist eine Tragödie«, meinte auch Mr. Howell. »Wir müssen auf jeden Fall den Diebstahl aufklären – koste es, was es wolle. Denn wenn wir auch bisher unsere Gäste mit kleinen Präsenten oder Preisnachlässen zum Hierbleiben überreden konnten, so können wir nichts gegen die Gerüchte machen, dass in unserem Hause geklaut wird!«

»Und Sie, Francis, haben Sie nichts dazu zu sagen?«, fragte mein Vater ganz provokativ, als alle schwiegen.

»Sie sind der Meinung, Mr. McAllister, dass einer von uns dreien mit dem Diebstahl etwas zu tun hat – neben Pete! Nicht wahr?«, presste Francis hervor.

»Es ist nicht so, dass ich das nicht denke, denn ich muss sagen, dass natürlich der Besitzer und die Bediensteten des Hotels am ehesten wissen, mit welchen Gästen sie es zu tun haben. Und das Dienstmädchen in den Zimmern für Ordnung sorgen, ist auch ein Indiz dafür, dass sie wissen, wo wer was an Wertgegenständen liegen hat.«

»Sie verdächtigen mich?«, regte sich Teresa plötzlich auf, indem sie ihren Kopf von meinem Kleid nahm.

»Nicht direkt«, antwortete mein Vater. »Aber angenommen, Sie sprechen mit Francis oder Mr. Howell, die merken sich etwas und wissen, wonach sie in den Zimmern zu suchen haben. Eigentlich macht man sich als Dienstmädchen auch keine Gedanken, dass Berichte über den Wohlstand eines Gastes zum Diebstahl führen können.«

»Ich rede nie über das, was ich in den Zimmern sehe!«

»Das glaube ich Ihnen sogar, Teresa! Deswegen ist es aber auch von Nöten, die Zimmer in der Nacht nach Wertgegenständen zu durchsuchen!«

»Und als der Dieb das Collier auf der Kommode sah, hat er zugegriffen!«, schloss Mr. Howell.

»Ja, so wird es gewesen sein. Ich denke, dass die Zimmer zwar von fast allen Gästen durchsucht werden, aber nur dann wirklich etwas entwendet wird, wenn es sich auch lohnt!«, erklärte mein Vater, und ich suchte erneut nach Informationen in den Gesichtern der drei.

»Und warum kommen Sie ausgerechnet auf Pete?«, wollte Mr. Howell von meinem Vater wissen.

»Weil es jemand sein muss, der gewisse Befugnisse in diesem Hotel hat, sich niemand wundert, wenn man ihn trifft, und wer weiß schon so genau, was Pete den ganzen Tag macht? Manchmal taucht er wie aus dem Nichts auf und verschwindet auch wieder aus einer Runde, ohne dass jemand gesehen hat, dass er verschwunden ist. Der typische Fall eines Diebes, der sein Anschleichen und Verdrücken auch in seinem normalen Leben nicht unterdrücken kann.«

»Der alte Pete, der sich kaum mehr bewegen kann?«, wunderte sich Francis und tat dass für meinen Geschmack etwas zu auffällig.

»Der alte Pete kann sich auf jeden Fall besser bewegen als wir alle, die wir hier sind«, sagte mein Vater. »Jeder Dieb spielt seine Rolle so gut er kann – doch wenn es darauf ankommt, bewegt er sich wie eine Katze!«

»Das will man sich gar nicht vorstellen!«, kommentierte Mr. Howell. »Aber ich wundere mich schon ein wenig, dass noch niemand die Durchsuchung der Zimmer mitbekommen hat, ich meine, dass noch niemand davon aufgewacht ist!«

»Genau das ist einer der Punkte, für die Pete kaum verantwortlich sein kann!«, stellte mein Vater in den Raum, »denn als wir bestohlen wurden, hatte ich mich auf den Dieb vorbereitet, wartete in meinem Bett, lauerte auf Schritte oder die Geräusche eines Einbruchs, doch mit einem Mal überkam mich eine Müdigkeit, gegen die ich machtlos war. Ich hatte ein langsam wirkendes Schlafmittel verabreicht bekommen, das sich nur im Getränk oder im Essen befinden konnte. Zur Vorsicht hatte ich den Wein an Patrick abgetreten, damit, sollte das Mittel in ihm versteckt sein, ich die Nacht über wach bleiben würde, doch dass es im Essen war, hatte selbst ich nicht erahnt. Ich schlief also tief und fest und bekam nicht mit, wie letzte Nacht das Collier von der Kommode gestohlen wurde, das ich dort extra als Köder platziert hatte.«

Genau in dem Moment, als mein Vater sagte, dass das Schlafmittel im Essen gewesen sein musste, traten Mr. Howell und Teresa einen Schritt von Francis zurück und blickten diesen fassungslos an.

»Also ich hätte mir viel vorstellen können«, sagte Mr. Howell mit einer Mischung aus Empörung und Entrüstung, »aber dass du, Francis, etwas damit zu tun hast, hätte ich nie gedacht.«

»Wie konntest du nur, Francis!«, klagte auch Teresa den Koch des Hotels an.

»Dass es sich um Diebstahl handeln würde, das konnte ich doch nicht ahnen!«, sagte Francis und nun waren wir alle gespannt darauf, was er uns als Ausrede präsentieren würde. »Pete sprach davon, dass ich den Gästen ein Schlafmittel verabreichen solle, damit er deren Räume durchwühlen könne, sodass es aussehe, als würde es in diesem Hotel spuken.«

»Es sollte in diesem Haus spuken?«, fragte sich nicht nur Mr. Howell völlig entgeistert. »Welchen Grund sollte er denn haben, dass es in einem Hotel spukt?«

»Pete hatte scheinbar in einer Zeitung gelesen, dass ein Hotel in Amerika riesigen Zulauf hatte, weil das Gerücht umherging, dass es dort spukt. Pete weiß doch davon, dass wir nicht gerade in Glück schwimmen, Mr. Howell, und hatte sich gedacht, dass er dem Ganzen etwas nachhilft, indem er sich einen Plan überlegte, wie wir auch aus diesem Hotel ein Spuk- und Geisterhotel machen können. Und damit Sie und Teresa die Ahnungslosen spielen können, haben wir Sie nicht eingeweiht!«

»Und das hat er dir als Grund genannt?«, fragte Mr. Howell ungläubig. »Ich kann kaum glauben, wie dumm du dich verhalten hast!«

»Ja! Und bisher war es doch auch so, dass es immer nur zu Durchsuchungen des Zimmers kam – und nie zu einem Diebstahl. Außerdem ist doch das Gerücht mittlerweile in aller Munde, dass es hier spukt. Wir warten nur noch darauf, dass es die großen Städte erreicht, sodass sich Wagemutige zu uns trauen, um Gäste in diesem Hotel zu werden.«

»Und deswegen hast du das Schlafmittel in das Essen getan?«, fragte mein Vater.

»Das war meine Aufgabe.«

»Das heißt, du und Pete, ihr beide habt euch vorher abgesprochen, wer in welcher Nacht tief und fest schlafen sollte, um das Zimmer zu durchwühlen?«

»Ja! Es erschien uns als das Einfachste, es über das Essen zu machen, denn nachher konnten wir an den Resten sehen, ob die Dosis ausreicht oder nicht.«

»Und warum wurden die Zimmer der beiden Offiziere nicht durchsucht?«

»Weil der starke Alkoholkonsum der beiden ein Risiko darstellte, und wir uns dachten, dass es den Spuk verstärken würde, wenn es nicht bei jedem Gast passiert! Da kamen uns die beiden Lautstarken gerade recht!«

»Du hast mich mehr als enttäuscht, Francis!«, sagte Mr. Howell in einem entschiedenen Tonfall.

»Mich auch!«, bekannte Teresa.

»Ich habe es doch nur gut gemeint«, bettelte Francis beinahe. »Wir sind doch schon seit längerem nicht mehr wirklich in den schwarzen Zahlen und ich dachte...«

»Was du dachtest, ist mir egal! Selbst wenn es richtig sein sollte, hast du in meinem Hotel etwas hinter meinem Rücken getan! Dafür werde ich mir noch eine geeignete Strafe überlegen«, sagte Mr. Howell. »Doch jetzt gilt es erst einmal, einen Mordfall und einen Diebstahl aufzuklären!«

»Sie haben vollkommen recht, Mr. Howell«, sagte mein Vater.

»Soll ich Pete kommen lassen?«, fragte Mr. Howell und wollte schon nach unten gehen.

»Nein, Mr. Howell! Ich habe andere Pläne mit Pete!«, entgegnete mein Vater.

»Und die wären?«

»Ich möchte sehen, wie er sich verhält, wenn wir bekannt geben, dass wir den Dieb gefasst haben. Sie müssen dabei mitspielen, Francis, und so tun, als wären Sie der Dieb. Aber das sollte am Nachmittag, nach dem Essen passieren.«

»Ich verstehe Ihre Absichten nicht, Mr. McAllister!«, erwiderte Mr. Howell.

»Ich kann Ihnen versichern, Mr. Howell, dass ich nur die besten Absichten habe! Als nächstes werde ich mich mit Mr. und Mrs. Pennymaker unterhalten, danach sollen alle zu Mittag essen. Am Nachmittag sprechen wir dann mit Pete! Wichtig dabei ist, dass sich dann auch wieder alle frei

bewegen dürfen. Aber nur mit dem Versprechen, dass sich niemand aus dem Hotel verabschiedet, ohne dass ich es erlaubt habe!«

»Sie werden schon wissen, was Sie tun müssen, um die beiden Fälle aufzuklären!«, sagte Mr. Howell.

»Ich vertraue Ihnen voll und ganz! Habt ihr beiden verstanden? Francis, Teresa!? Kein Wort zu den anderen! Und du, Francis – wenn du wirklich gute Absichten mit diesem Hotel hast, dann kannst du das jetzt unter Beweis stellen!«

»Das werde ich, Mr. Howell – das schwöre ich Ihnen!«, sagte Francis und schien seine erste Niedergeschlagenheit mit dem neuen Mut überwunden zu haben.

»Es scheint für uns das Beste, wenn Sie jetzt alle drei wieder nach unten gehen, um für die Gäste das Mittagessen vorzubereiten. Ich werde selbst mitkommen und Mr. und Mrs. Pennymaker bitten, mit uns ein kleines Schwätzchen zu halten!«, erklärte mein Vater.

»Aber Sie sagen mir Bescheid, wenn Sie erfahren haben, wer der Mörder von Esther ist, nicht wahr?«, verlangte Mr. Howell von meinem Vater.

»Sie werden es als erstes erfahren, Mr. Howell!«, sagte mein Vater in der Bestimmtheit, die ihn als Polizisten ausmacht.

Damit gab sich der Besitzer des Hotels zufrieden, schüttelte über den ganzen Sachverhalt den Kopf, murmelte einen unverständlichen Kommentar in seinen Schnauzer und ging die Treppe hinab, gefolgt von Francis, Teresa und meinem Vater, der die Pennymakers abholen wollte.

»Wir wissen jetzt also, dass Pete der Dieb ist!«, fing Patrick an.

»Wenn es denn so ist!«, gab ich zurück.

»Du zweifelst an der Aussage von Francis?«

»Nein, daran nicht. Aber wenn es Pete wirklich nur darum ging, neue Gäste für das Hotel zu werben, dann frage ich mich, ob er dann auch der Dieb ist – oder jemand anders die Möglichkeit entdeckte, die sich ihm bot und diese nutzte.«

»Wer schwebt dir denn da vor?«

»Das kann prinzipiell mal jeder sein!«

»Auch ich?«, fragte Patrick mit einem seltsamen Unterton, den ich kaum einzuordnen wusste.

»Nein, bei dir bin ich mir sicher, dass du es nicht bist!«, sagte ich schnell. »Denn warum solltest du das Collier meines Vaters klauen, da du doch eine reiche Frau geheiratet hast, die sich wahrscheinlich einhundert Mal so viele Colliers kaufen könnte, ohne arm zu werden?«

»Das ist allerdings ein guter Grund, und es beruhigt mich, dass du mich nicht in die engere Wahl beziehst. Wen aber dann?«

»Im Grunde könnte es auch Mr. Mimp sein, denn das Collier wurde genau in der Nacht gestohlen, in der er anreiste. Aber es können auch die zwei Offiziere sein, obwohl die beiden nicht den

Anschein von Dieben machen. Aber wer weiß, vielleicht ist es am Ende tatsächlich Pete, der einfach der Versuchung nicht widerstehen konnte.«

»Ja! Wahrscheinlich ist das die Lösung!«

»Still! Ich höre, wie Vater mit den Pennymakers naht!«

Wir schwiegen erneut, und ich versuchte, mich daran zu erinnern, welche mysteriösen Dinge ich erlebt hatte und welche davon mit der Erklärung von Francis abgedeckt sein könnten. Das Klopfen, das Durchsuchen, die Schemen... alles schien so zu sein, dass es gespielt worden war. Nur die beiden Gestalten unter den beiden Bäumen in der Einfahrt wollten nicht so recht ins Bild passen - doch für den Moment musste ich diese Gedanken beiseite schieben.

18. Kapitel

»Mrs. und Mr. Pennymaker«, sagte mein Vater, sodass wir ihn hören konnten, »ich denke, Sie haben bereits erfahren, worum es im Detail geht.«

»Ja, das haben wir!«, antwortete Mrs. Pennymaker.

»Warum wir Sie beide befragen wollen, liegt, denke ich, in der Natur der Sache.«

»Ach ja?«, kam es erneut von Mrs. Pennymaker zurück.

»Ja! Denn auch wenn Sie beide nicht im Verdacht stehen, Esther ermordet zu haben, ist es dennoch meine Pflicht als ermittelnder Polizist alle möglichen Zeugen zu vernehmen, die sich zur Tatzeit in der Nähe befunden haben!«

»Wir haben uns in der Nähe befunden?«, wunderte sie sich. »Aber ich dachte, es wäre diese Nacht geschehen und wir haben doch in unserem Zimmer gelegen.«

»Und fest geschlafen«, meldete sich jetzt auch Mr. Pennymaker zu Wort.

»Aber Sie wissen beide, dass Ihr Zimmer an das von Esther direkt angrenzt?«

»Das stimmt!«, meinte Mrs. Pennymaker vorsichtig, »Sind wir beide am Ende doch verdächtig?«

»Nein, Mrs. Pennymaker, keineswegs«, beschwichtigte sie mein Vater. »Aber es wäre doch denkbar, dass Sie in der Nacht irgendetwas gehört haben – vielleicht einen Schrei oder einen Laut, irgendein Geräusch, über das Sie aufgewacht sind und sich gewundert haben.«

»Nein, nicht das mir was einfallen würde! Fällt dir was ein, Edward?«

»Ich habe einen sehr festen Schlaf, müssen Sie wissen, Mr. McAllister. Wenn dann hat meine Frau etwas gehört, doch wenn auch sie nichts vernommen hat, dann sind wir in diesem Fall keine sonderliche Hilfe.«

»Dennoch danke ich Ihnen, dass Sie so offen waren«, sagte mein Vater und ich hatte schon das Gefühl, dass er die beiden gehen lassen wollte, ohne dass wir Ihre Räumlichkeiten untersucht hatten.

»Kann ich dich kurz sprechen, Vater?« fragte ich und schaute dabei zu Mrs. Pennymaker, der es gar nicht recht erschien, dass ich irgendein Geheimnis vor ihr hatte, das womöglich sie und ihren Mann betraf.

»Kann das nicht warten?«, fragte mein Vater zurück.

»Ich glaube nicht.«

»Dann komm«, antwortete mein Vater und wollte mir folgen, als er sich umdrehte und zu den Pennymakers sagte: »Wie gesagt – danke für die offenen Antworten. Sie können sich gerne wieder in den Speisesaal zurückziehen – es wird sicher bald der Mittag serviert!«

In diesem Moment dachte ich, mir schwimmen die Felle weg, doch dann erkannte ich, dass mein Vater sicher einen Grund hatte, dem ich vertrauen musste.

»Was gibt es denn?«, fragte mich mein Vater, als er und Patrick zu mir traten.

»Eben fiel mir wieder ein, wie Mr. Pennymaker etwas Seltsames sagte, kurz nach dem Moment, als die beiden Offiziere von dir das zweite Mal in ihre Schranken verwiesen wurden.«

»Was sagte er denn?«, wollte nun Patrick unbedingt wissen.

»Mr. Pennymaker sagte, dass man den beiden Offizieren Anstand beibringen müsste, und dass Esthers Leben nicht wert sei, gelebt zu werden.«

»Das hat er gesagt?«

»Nicht wortwörtlich! Er wollte ausdrücken, dass ein Leben in diesem Zustand nicht lebenswert ist. So habe ich das zumindest verstanden.«

»Und wie ging es weiter?«

»In der Folgezeit haben Mr. und Mrs. Pennymaker kurz gestritten – ich denke, sie hat ihm Vorwürfe gemacht, was er denn in aller Öffentlichkeit sagt und was er besser sein lassen sollte.«

»Gut, dass du mir das sagst«, erwiderte mein Vater, »aber ich denke nicht, dass Mr. Pennymaker der Mörder von Esther ist, auch wenn er das Leben, das sie führte, nicht für lebenswert hielt. Mitleid ist ein starkes Gefühl, aber es braucht etwas mehr, um ein Menschenleben auszulöschen.«

»Aber andererseits hat Mr. Pennymaker sein Hutmachergeschäft in London – er könnte durchaus der Vater des Kindes sein«, schaltete sich nun Patrick in das Gespräch ein.

»Dann könntest du es auch sein«, meinte ich scharf, »denn Eton ist jetzt auch nur einen Katzensprung von London entfernt.«

»Ich...«

»Ist gut, Patrick«, unterband mein Vater diese Diskussion. »Ich denke, dass Alexandra nur darauf hinweisen wollte, dass eine weit herbeigeholte Erklärung zwar theoretisch möglich, aber auch nicht sehr wahrscheinlich ist. Nicht wahr?«

»Genau das meinte ich damit«, entgegnete ich, und wir konzentrierten uns wieder auf andere Dinge.
»Aber warum hast du die beiden nach unten geschickt, ohne dass wir deren Zimmer durchsucht haben?«

»Weil ich weiß, dass die beiden ihr Zimmer nicht abschließen, sondern offen lassen. Vielleicht glauben beide noch, dass es hier zwar spukt, es aber keine Diebe gibt – oder sie haben so wenig Besitz, dass sie sowieso nicht glauben, dass jemand sich daran vergreifen könnte.«

»Du willst ihr Zimmer durchsuchen, ohne dass sie etwas davon mitbekommen?«

»Genau.«

»Und was erhoffst du dir zu finden?«, fragte ich.

»Ich habe nur ein Gefühl, dass wir dort etwas finden, was sich die beiden nicht erklären können.«

»Das Collier!«, schoss es mir heraus.

»Oder das Messer!«, sagte Patrick.

»Oder sogar beides! Vielleicht auch keins von beiden«, sagte mein Vater mit einem Lächeln. »Wie gut, dass wir alle vier Fälle kennen. Jetzt kann uns nicht mehr erschüttern.«

Wir gingen daran, das Zimmer der Pennymakers zu durchsuchen. Schnell stellten wir fest, dass die letzte Option – nichts zu finden – die richtige war, denn dieses Zimmer bot kaum etwas Interessantes, außer eine kleinere Kollektion skurriler Hüte, von denen Patrick und ich einige anprobierten, weswegen mein Vater uns maßregelte. Wir legten die Hüte sogleich wieder zurück und suchten weiter, fündig wurden wir aber nicht.

»Wir haben jetzt viel herumgesehen und nachgefragt«, sagte Patrick. »Aber bis auf den Umstand, dass Pete und Francis mit den Durchsuchungen und dem angeblichen Spuk etwas zu schaffen haben, haben wir nichts gefunden!«

»Das stimmt nicht ganz!«, erwiderte mein Vater. »Denn wir haben vieles über die Gäste und die Betreiber des Hotels gelernt, viele offene Zuweisungen gehört, aber auch manches entdeckt, was unterhalb der Oberfläche schwelt. Ich sage dir, Patrick, dass es manchmal ausreicht, die Schlinge nur leicht anzuziehen – denn nervöse Täter werden auch von solchen Bewegungen leichtsinnig.«

»Du willst sagen, dass wir die Gäste im Speisesaal mit kleinen Happen anfüttern, bis die beiden Täter sich irgendwann selbst verraten?«

»So oder so ähnlich – ja!«, sagte mein Vater. »Ich habe zwar Francis zum Schweigen verdammt, aber ich kann mir kaum vorstellen, dass er Pete nicht wenigstens einen Hinweis zukommen lässt. Und ob die anderen wirklich alle so unschuldig sind, wird sich noch herausstellen.«

»Und was machen wir als nächstes?«, fragte Patrick.

»Wir durchsuchen jetzt unsere eigenen Zimmer – nicht, dass wir etwas übersehen haben – dann gehen wir runter und entlassen die anderen aus dem Zwang, im Speisesaal zu verbleiben. Vielleicht haben wir dann neue Anhaltspunkte.«

»Und dann nehmen wir Pete in die Mangel?«, drängte es aus Patrick, der seine Vorfreude, einem echten Verbrecher auf die Schliche zu kommen, kaum verbergen konnte.

»Das werden wir dann sehen und vor allem entscheiden. Die Grundarbeit haben wir gemacht – wir haben eine heiße Spur. Die Frage bleibt nur im Raum, ob man der heißen Spur einfach so folgen sollte, ohne das Nebendran zu sehen. Den Dieb fassen, aber den Mörder aus dem Blick verlieren – das ist das, was ich unbedingt vermeiden möchte!«

Wir gingen sogleich daran, mein Zimmer zu durchsuchen und fanden keinen Anhaltspunkt, der uns zum Collier oder zur Tatwaffe führte. Als nächstes gingen wir in Elle und Patricks Zimmer, untersuchten jeden Winkel und jedes noch so kleine Versteck, doch auch in diesem Raum gab es keine Anzeichen.

»Was mir immer noch Kopfzerbrechen macht«, sagte mein Vater zwischendurch, »ist, wie Pete, wenn er denn derjenige ist, der die Zimmer durchsucht, in die Zimmer kommt.«

»Er wird von allen einen Räumen einen Zweitschlüssel haben«, versuchte Patrick den Sachverhalt aufzulösen.

»Das klappt vielleicht bei den Türen, die nur abgeschlossen sind, aber viele verriegeln die Türen zusätzlich«, entgegnete ich seiner Vermutung. »Kannst du dich noch daran erinnern, wie mein Vater oder auch ich selbst versucht haben, das Eindringen damit zu verhindern, dass wir die Türen verriegelten?«

»Du hast recht – also kein Zweitschlüssel!«

»Vielleicht probiert es der Dieb erst mit dieser Methode – denn warum sollte er es sich schwerer machen als nötig...«, sagte ich.

»Weil er gesehen werden könnte, wenn er versucht, in ein fremdes Zimmer einzudringen«, konterte mein Vater. »Nein, ich denke, es muss einen völlig anderen Mechanismus geben, doch bisher habe ich weder die nicht sichtbare Türe noch einen Weg gefunden, die Fenster trotz Verriegelung zu öffnen.«

»Vielleicht habe ich ja doch recht, und Pete kennt eine Methode, selbst verriegelte Türen zu öffnen«, beharrte Patrick auf seiner Meinung.

»Wie schon mehrfach gesagt, bin ich für jede Idee dankbar – auch wenn sie sich am Ende als falsch herausstellen sollte«, sagte mein Vater wohlwollend. »Natürlich ist es denkbar, dass es einen anderen Mechanismus gibt, dem es dem Dieb erlaubt, die Türen zu öffnen, obwohl diese verschlossen und verriegelt sind. Ich habe auch schon Mal eine Türe in einer Tür gesehen, die man nur sehen konnte, wenn man sehr genau hinsah. Außerdem spielt die Lautstärke, die er dabei verursacht, nur eine untergeordnete Rolle, denn die Schlafenden würden mit dem Schlafmittel selbst dann nicht wach, wenn man direkt neben ihrem Kopf schreien würde.«

»Hier in diesem Raum ist nichts«, sagte Patrick.

»Ich denke, dass du damit richtig liegst«, sagte mein Vater. »Lasst uns in unser Zimmer gehen, vielleicht finden wir dort etwas!«

Gemeinsam verließen wir Patricks und Elles Zimmer, gingen einige Schritte den Flur hinab, warteten, bis mein Vater den Schlüssel zum Zimmer aus seiner Hosentasche gezogen hatte und warteten gespannt auf die Öffnung der Türe, doch kaum dass mein Vater in den Raum getreten war, erstarrte er und blieb auf dem Absatz an der Schwelle des Raumes stehen.

»Was siehst du, Vater?«, fragte ich ihn, als er von sich aus keine Erklärung abgab.

»Hier liegt das Messer – auf der Kommode, auf der das Collier entwendet wurde«, sagte mein Vater und ich spürte, wie es mir eiskalt den Rücken herunter lief.

»Gibt es in diesem Hotel am Ende doch Geister?«, fragte ich mich, konnte aber das Aussprechen dieser Frage noch rechtzeitig verhindern.

»Das muss ein Zeichen sein«, sagte mein Vater, als er zur Seite trat und uns die Gelegenheit gab, ebenfalls in den Raum zu treten. »Alexandra?«

»Ja, Vater?«

»Bitte sei so nett und suche nach dem Collier – nicht dass das am Ende auch in diesem Zimmer zu finden ist.«

»Glaubst du wirklich daran?«, fragte Patrick.

»Nein, irgendwie nicht. Vielmehr denke ich, dass das Messer, das ausgerechnet auf dem Platz liegt, an dem das Collier gelegen hat, ein Hinweis ist.«

»Ein Hinweis worauf?«, wollte Patrick wissen.

»Ich habe keine Ahnung – aber wer weiß, wie das am Ende in den Ablauf passt.«

Ich begab mich auf die Suche nach dem Collier und beobachtete währenddessen, wie mein Vater versuchte, das Messer auf Details zu analysieren, doch weder ich noch mein Vater fanden irgendwelche Auffälligkeiten.

»Das Messer auf der Kommode macht den Fall nicht einfacher«, resümierte mein Vater in Gedanken.

»Wir sollten auf jeden Fall Pete befragen«, äußerte Patrick. »Denn wenn er die Möglichkeit hat, in die Räume zu kommen, ohne dass man es merkt, dann kann er auch das Messer von der toten Esther abgezogen haben, um es auf die Kommode zu legen – genau an dem Ort, an dem er das Collier entwendet hat.«

»Das ist sehr scharfsinnig«, meinte mein Vater, »baut aber als die Grundannahme, dass Pete tatsächlich der Dieb ist, er einen Weg kennt, in die Räume zu kommen und wusste, was er wollte, denn allzu viel Zeit hat er nicht zur Verfügung gehabt! Aber du hast sicher recht – jetzt wäre es an der Zeit, dass wir mit Pete sprechen!«

»Soll ich ihn holen gehen?«, fragte Patrick übermütig.

»Nein.«

»Nein?!«

»Irgendetwas sträubt sich noch in mir«, gab mein Vater zu Bedenken. »Denn außer der Aussage von Francis haben wir nichts in der Hand gegen Pete.«

»Was? Das soll nicht reichen? Wir haben unzählige Indizien und eine Zeugenaussage, die...«

»Auf die Pete antworten kann, dass er keine Ahnung hat und vielleicht will ihm Francis etwas ankreiden, was er gar nicht schuld ist.«

»Und das Messer?«

»Das Messer kennt er nicht, wird er sagen – oder etwas in der Art, dass er aussagt, dass er erst gerade von draußen ins Hotel kam, als er in den Speisesaal trat. Wer will schon das Gegenteil beweisen?«

»Vielleicht verrät er sich ja selber!«, intervenierte Patrick.

»Nein! Ein schlauer Dieb wird immer alles abstreiten, bis ihn die Beweise erdrücken. Wir müssen Pete in eine Falle locken – erst dann können wir ihn uns vorknöpfen!«

»Und wie wollen wir das anstellen?«, fragte ich, nachdem ich mit einer Geste den beiden angezeigt hatte, dass ich nichts in diesem Raum gefunden hatte.

»Ich habe noch keinen genauen Plan, sondern mehr eine Ahnung«, gab mein Vater zu, »aber mir fällt bestimmt etwas ein, wenn ich länger darüber nachdenke, wie wir ihm zusammen mit Francis eine Falle stellen können. Ich habe Francis schon gesagt, dass er den Dieb spielen soll, doch da wusste ich noch nichts von dem Messer auf unserer Kommode. Jetzt hat sich der Sachverhalt vollkommen verändert. Aber wir sollten jetzt nach unten gehen und vielleicht auch einen kleinen Happen essen!«

»Du willst was essen? Gerade jetzt, wo wir die Tatwaffe gefunden haben?«, fragte ich entgeistert?

»Manchmal ist es besser, sich eine kleine Pause zum Nachdenken zu nehmen, bevor man darauf losstürmt, was man glaubt, das richtig sein könnte! Also...!«

»John?«, sagte Patrick mit einem Mal, als wir beinahe aus der Türe waren.

»Was denn, Patrick?«

»Kommt es mir nur so vor oder sehe ich tatsächlich eine kleine Stufe im Boden?«

»Was meinst du?«

Indem wir uns umdrehten, beobachteten wir, wie sich Patrick auf den Boden schmiss und mit seinen Händen über den Boden fuhr.

»Wie ich es sagte – hier ist eine kleine Stufe.«

»Du meinst, dass es einen Eingang im Boden gibt? Der auch in die anderen Räume führt?«

»Wäre doch möglich, oder nicht?!«

»Möglich schon – aber wenig wahrscheinlich!«, meinte mein Vater, »das würde man doch hören!«

»Nicht wenn der Boden ziemlich dick ist – dann müsste der Untergrund das Gewicht dämpfen. In Eton ist das der Fall – da hat man sich gedacht, kleine Zwischenetagen unter die einzelnen Appartements einzubauen, um dort etwas zu verstauen. Diese kleinen Zwischenräume findet man aber nur, wenn man weiß, wo man diese suchen muss.«

»Und du glaubst...«

»Sieh hier! Diese Kante hier! Wenn ich die entlangfahre, spüre ich förmlich einen leichten Windzug.«

»Bist du dir sicher?«, fragte mein Vater und kniete bereits neben Patrick. »Aber selbst wenn dies der Einstieg in die Zimmer ist – wie kommt man von den Zimmern wieder hinein?«

»Muss man das? Ich meine, man könnte sie nach oben aufdrücken und dann wieder verschließen, wenn der Dieb aus dem Raum geht. Wenn die Türen alle so gut in den Boden eingelassen sind wie diese hier, merkt doch niemand, was sich hierunter verbirgt!«

»Du könntest durchaus recht haben«, meinte mein Vater und biss ich auf die Lippen. »Und wenn du recht hast, muss es irgendwo einen Einstieg geben! Bestenfalls an einem Ort, an dem man leicht herankommt...«

»Wie im Flur«, sagten Patrick und ich beinahe gleichzeitig.

»Im Flur! Im Flur!«, sprach mein Vater vor sich hin. »Wir müssen uns auf die Suche begeben.«

Schnell waren wir aus dem Zimmer heraus und während Patrick und ich nach dem Einstiegsloch suchten, schaute mein Vater in Esthers Zimmer nach, ob er einen ähnlichen Hinweis finden konnte.

»Du scheinst tatsächlich das Richtige gefunden zu haben«, sagte er fast atemlos zu Patrick, als er zu uns zurückkam. »In Esthers Zimmer habe ich auch eine Struktur im Boden gefunden, die den Verdacht zulässt, dass es sich um eine Falltüre im Boden handelt. Habt ihr den Einstieg gefunden?«

»Nein, Vater«, gab ich zu verstehen und konnte meine erste Enttäuschung nicht verbergen.

»Keine Sorge, Alexandra! Wir werden den Einstieg schon finden – und wenn es durch einen ebenso großen Zufall passiert, wie eben Patrick die Falltür in unserem Zimmer entdeckte!«

Wir gingen die Treppe hinab, suchten im Eingangsbereich, gingen wieder nach oben und durchsuchten den Flur ein weiteres Mal, jedoch ohne Erfolg.

»Ich denke, dass die Falltüren des Rätsels Lösung sind, mit denen wir erklären können, wie der Dieb, aber auch der Mörder unbemerkt in die Räume gekommen ist.«

»Beim Dieb stimme ich dir zu«, sagte Patrick. »Aber wenn Esther den Mörder gekannt hat, braucht es doch keine Falltüre, dass sie ihn ins Zimmer hineinlässt.«

»Das ergibt absolut Sinn, was du da sagst, Patrick!«, gab mein Vater zu, und ich fühlte mich für einen Moment leicht zurückgesetzt, da ich bisher dachte, dass ich diejenige von uns beiden war, die mehr zum Aufklären des Falles beitrug.

»Denn wenn es eine Verriegelung gegeben hätte, wäre Esthers Vater am Morgen nicht in Raum gekommen«, verknüpfte mein Vater seine Gedanken. »Guter Punkt! Also wir wissen jetzt, wie der Dieb in die Räume kommt, wissen, wer und auf welche Art und Weise die Gäste das Schlafmittel verabreicht hat – und wir ahnen sogar, wer das alles geplant haben könnte: Pete. Aber dennoch haben wir noch keinen stichhaltigen Beweis für seine Schuld.«

»Wenn wir ihn damit konfrontieren, dann wird er zusammenbrechen, ganz sicher!«, meinte Patrick entschieden.

»Vater?«

»Ja, Alexandra?«

»Was ist denn mit der alten Dame?«

»Na klar, du hast vollkommen Recht!«, schrie mein Vater fast, und ich bekam weiche Knie vor Freude. »Die alte Dame habe ich völlig aus den Augen verloren! Die muss Pete gut genug kennen, um uns Hinweise geben zu können!«

»Meinst du wirklich, dass sie uns sagen kann, wo der Eingang oder ob Pete der gesuchte Dieb ist?«, zweifelte Patrick. »Ich für meinen Teil halte das für verschwendete Zeit – deswegen habe ich die alte Dame nie erwähnt, obwohl mir derselbe Gedanke auch schon gekommen ist.«

»Es wird natürlich nicht so sein, dass sie uns alles aufklärt! Aber sie kann uns Hinweise geben! Auch wenn sie vielleicht nicht denkt, dass sie uns Hinweise gibt! Zweierlei müssen wir auf jeden Fall beachten, wenn wir die alte Dame vernehmen.«

»Und das wäre?«

»Erstens, dass sie nicht mit jeder Nachricht so leicht fertig werden wird wie manch anderer, und zweitens, dass sie eine Freundin von Pete zu sein scheint, die sicherlich nicht leichtfertig den alten Freund vor einen Karren spannt. Wir müssen mit Bedacht vorgehen und vor allem sie erzählen lassen! Vielleicht verrät sie sich durch eine Aussage, weil sie nicht wissen kann, was wir bereits alles wissen!«

»Also warten wir noch mit dem Essen und befragen die alte Dame zuerst?«, wollte Patrick wissen.

»Ja«, antwortete mein Vater, »ich gehe sie holen!«

19. Kapitel

»Ist das ein Verhör?«, fragte die alte Dame, nachdem mein Vater sie aus dem Speisesaal nach oben und in mein Zimmer gebracht hatte.

»Nein, Mrs. ...?«

»Mrs. Worthington.«

»Mrs. Worthington, Sie glauben doch nicht tatsächlich, dass wir Sie für die Mörderin halten? Oder möchten Sie das?«

»Nein, um Gottes Willen – bloß nicht! Da bin ich eindeutig zu alt für!«, sagte die alte Dame mit Nachdruck. »Aber die beiden jungen Herren können Sie mal mehr in die Mangel nehmen! Die lassen ja jeden Anstand und gute Kinderstube vermissen!«

»Das werde ich mir merken, Mrs. Worthington!«, sagte mein Vater und ich merkte, wie er versuchte, die alte Dame zu locken, ohne selbst viel sagen zu müssen.

»Sehen Sie, Mr. McAllister«, fuhr die alte Dame auch sogleich fort. »Ich mag zwar alt und klapprig sein, aber mein Kopf funktioniert noch einwandfrei. Und wenn ich sage, dass mit diesen beiden jungen Herren etwas nicht stimmt, können Sie mir ruhig vertrauen!«

»Durchaus, durchaus«, bekundete mein Vater direkt.

»Und vielleicht sollten Sie sich auch Mr. Mimp einmal genauer ansehen! Ich bin mir bei diesem üblen Gesellen auch keineswegs sicher, dass der nichts ausgefressen hat.«

»Das haben wir schon bedacht, doch die Befragung ergab fürs Erste keinen konkreten Hinweis, dass er etwas mit dem Mord zu tun hat!«

»Sie glauben doch wohl nicht, dass ein Mörder seine Tat gesteht, nur weil ihn jemand danach fragt?«

»Keinesfalls – das wollte ich auch nicht sagen!«

»Dann sagen Sie so etwas auch nicht!«

»Mrs. Worthington«, versuchte mein Vater aus der Ecke, in die er gedrängt worden war, wieder herauszufinden. »Wenn ich mir die Frage erlauben darf: Was halten Sie von Mr. Howell?«

»Ein vorzüglicher Mann, dieser Mr. Howell! Er gibt mir fast freie Kost und Logis – und nur ganz selten bittet er mich um eine kleine Spende, wenn ich mir wieder etwas Besonderes zum Mittagessen wünsche. Ein Gentleman durch und durch. Vom alten Schlage, wie es nur noch sehr wenige Männer gibt!«

»Durchaus«, wiederholte mein Vater.

»Sie verdächtigen doch nicht etwa Mr. Howell?«

»Nein, das nicht, aber...«

»Aber was?«, fragte die alte Dame mit zugekniffenen Augen, mit denen sie jede Bewegung meines Vaters genauestens zu beobachten schien.

»In diesem Hotel passieren merkwürdige Dinge. Manche sprechen von Geistern, andere von Dieben und jetzt kommt noch der Mord an Esther Boughound dazu! Mit der Frage nach Mr. Howell wollte ich nur Ihre Einschätzung, wie sehr ihn das ganze mitnimmt.«

»Wie sehr ihn das mitnimmt?«

»Ja, es ist doch für einen Hotelier nicht die beste Werbung, wenn man sich woanders erzählt, dass es in diesem Hotel spukt oder dass die Gäste beklaut werden.«

»Also, ich kann zu Mr. Howell sagen, dass er immer ein Gentleman war und es auch sicher bleiben wird!«

»Vielen Dank! Sie haben mir damit sehr geholfen, Mrs. Worthington.«

»Was wollen Sie noch wissen? Wessen Seelenleben wollen Sie noch erforscht wissen?«

»Wie wäre es mit dem alten Pete?«, fragte Patrick ohne Vorwarnung und gegen die Absprache, und mein Vater, aber auch ich sahen unsere Asse aus dem Ärmel verschwinden. Doch zu unserer Verwunderung reagierte die alte Dame ohne Ressentiment.

»Pete lebt schon so lange in diesem Hotel und drumherum, wie es auf diesem Felsen steht – er gehört mehr oder minder schon zur Einrichtung. Ich wüsste nicht, was es mit diesem Hotel auf sich hätte, wenn es ihn nicht gäbe!«

»Glauben Sie, Mrs. Worthington«, sagte mein Vater und war damit schneller als Patrick, der ebenfalls eine Frage loswerden wollte, »dass Pete, wenn er zu diesem Hotel wie zu dessen Einrichtung gehört, uns etwas sagen kann, was uns in diesem Fall weiterhelfen kann?«

»Was ist das für eine merkwürdige Frage? Wenn Sie etwas von Pete wissen wollen, dann fragen Sie ihn doch selbst!«

»Verstehen Sie mich nicht falsch, Mrs. Worthington, aber...«

»Sie verdächtigen doch nicht etwa den alten Pete?«, fuhr es aus der alten Dame heraus.

»Keineswegs – aber Pete ist nun mal in einem Alter, in dem man ihn nicht mehr...«

»Und ich? Ich bin auch in einem Alter, in dem junge Leute wie Sie aufpassen sollten, was Sie in den Raum stellen oder mit Ihren Worten andeuten. Ich denke, dass ich Ihnen alles gesagt habe, was Sie wissen müssen – den Mörder müssen Sie schon alleine finden!«

Die Enttäuschung über den Verlauf des Gespräches war meinem Vater im Gesicht abzulesen. Nichtsdestotrotz verhielt er sich wie ein Gentleman, bot der alten Dame seinen Arm, den sie nach kurzer Bedenkzeit auch nahm und führte sie wieder nach unten.

»Das war gegen die Abmachung«, keifte ich Patrick an, als mein Vater mit der alten Dame außer Sichtweite war.

»Ich dachte, die alte Dame meint ihr Angebot ernst und wir könnten sie über Pete ausfragen.«

»Genau das wollte mein Vater aber verhindern! Du siehst doch, welches Ende das Gespräch genommen hat.«

Ich war sauer und konnte mich kaum daran erinnern, wann ich das letzte Mal so sauer auf einen Menschen gewesen war. Ich dachte zurück und fand nur eine Erinnerung – und die lag schon Jahre zurück, als meine beste Freundin, Maggy Thompson, mit meiner Lieblings-Holzfigur spielte, die mir meine Großmutter geschenkt hatte, und sie aus Unachtsamkeit zerstört hatte. Doch selbst die andauernden Bekundungen meines Vaters, dass ich weiterhin seine Kleine sei, waren nichts gegen die Wutwallung, die ich in diesem Augenblick in meinem Innern gegen Patrick verspürte.

Wir schwiegen und warteten auf die Rückkehr meines Vaters, der aber auf sich warten ließ. Als er dann endlich kam, muss er meinen Blick verstanden haben, denn er antwortete, dass er alle im Speisesaal darüber informiert habe, dass jeder frei sei, das zu tun, was er wolle – unter der Bedingung, dass sie alle im Hotel verbleiben müssten, sodass jeder greifbar bliebe.

»Und wer flüchtet oder auffällig wird, ist der Mörder«, sagte ich und sah, wie mein Vater den Kopf schüttelte.

»Du wirst sehen, dass sich niemand aus dem Speisesaal bewegen wird! Vielleicht die beiden Offiziere, aber auch die, so glaube ich, werden dort bleiben, um nicht verdächtig zu wirken – auch wenn sie vielleicht nichts zu verbergen haben. Das ist das Interessante, ob man einer Menschenmasse gegenübersteht und nicht dazu gehört oder zu ihr gehört und nicht aus ihr raus kann. Nur leider werden wir damit den Mörder nicht fassen können!«

»Ich weiß, dass ich einen Fehler gemacht habe«, bekannte mit einem Mal Patrick und suchte den Blickkontakt mit meinem Vater.

»Ja, das hast du! Und vor allem hast du es erreicht, dass die alte Dame sogleich nach dem Betreten des Speisesaals zu Pete gestürmt ist, um ihm von unserer Vernehmung zu berichten. Wenn er bisher noch nicht durch Francis gewarnt wurde, dann ist er es sicherlich jetzt!«

»Die alte Dame hat mich in eine Falle gelockt«, entfuhr es Patrick und wiederum erntete er einen strafenden Blick, doch dieses Mal von mir.

»Die alte Dame hat niemanden in die Falle gelockt, weil sie gar keine Falle aufstellen wollte!«, stellte ich klar.

»Hört bitte beide auf! Es macht keinen Sinn, dass wir über vergangene Fehler nachgrübeln, sondern wir sollten uns entscheiden, was wir als nächstes machen.«

Ich versuchte mich zu beruhigen und überlegte schweigend mit den anderen beiden, was als nächstes zu tun sei. Währenddessen wanderte unser Blick mehrfach zu der Tür in den Speisesaal, aus dem bisher keiner der Gäste und auch weder Mr. Howell noch Teresa oder Francis getreten war.

»Seht ihr«, sagte mein Vater, »keiner traut sich als erster aus dem Speisesaal heraus! Der erste und auch noch der zweite haben eine Riesenbürde, danach ist es einfacher. Aber solange keiner den Mut hat, den Anfang zu machen, werden wir ein leichtes Spiel haben!«

Wir dachten wieder jeder für sich nach. Ich für meinen Teil suchte alle Fakten zusammen, die wir bisher gefunden hatten und welche uns noch fehlten. Während wir das Messer gefunden hatten, fehlte vom Collier jede Spur. Während Patrick das Geheimnis um den heimlichen Zutritt zu den Zimmern gelüftet hatte, fehlte uns der Einstieg zu diesem scheinbaren Hohlraum unterhalb des Bodens. Während wir ahnten, wer wahrscheinlich der Dieb war, wussten wir immer noch rein gar nichts über den Mörder! Insgesamt stellte sich die Situation als nicht sehr befriedigend dar, als

plötzlich und unerwartet mein Vater einen Ausruf tat, der so wirkte, als habe er den Stein des Weisen gefunden!

»Ich hab's!«

»Was hast du, John? Die Lösung?«

»Nein, die nicht! Zumindest nicht die ganze! Aber einen wichtigen Baustein! Ein Weg, der uns zu der Lösung führen kann!«

»Und wie sieht der aus?«

»Ich kann ihn noch nicht recht beschreiben – ich werde noch mal mit Francis sprechen müssen.«

»Mit Francis?«, fragte Patrick erstaunt.

»Ja, Francis hat uns nicht die ganze Wahrheit gesagt. Ich hatte schon bei seiner Aussage das Gefühl, dass etwas nicht stimmt!«

»Die hatte ich auch«, sprang Patrick sogleich darauf an.

»Bist du dann so freundlich und gehst Francis holen?«, fragte mein Vater und Patrick stiefelte sogleich los.

»Was willst du damit erreichen?«, fragte ich meinen Vater, als Patrick außer Hörweite war.

»Was meinst du?«

»Francis war glaubwürdig – der ist weder der Dieb noch der Mörder! Das glaubst du nicht wirklich, Vater!«

»Nein, das tue ich auch nicht! Aber ich muss einen Grund haben, Patrick für einen Moment loszuwerden.«

»Was?«, schoss es unkontrolliert aus mir heraus.

»Schrei bitte nicht so!«

»Entschuldige! Aber du glaubst doch nicht im Ernst, dass Patrick etwas damit zu tun hat, oder?«

»Das müssen wir herausfinden! Wir haben bisher jeden unter die Lupe genommen und sind nur wenige kleine Schritte vorangekommen. Doch wer hat den großen Schritt gemacht und die Falltüren im Boden entdeckt?«

»Patrick! Aber das schien doch Zufall zu sein!«

»Glaubst du es oder weißt du es?«

»Ich glaube es – wissen kann man so etwas doch nie!«

»Genau deswegen müssen wir es herausfinden. Vielleicht tue ich ihm Unrecht – dann darf er es aber nicht merken. Ich wusste bisher nicht, warum ich Pete bisher nicht verhören wollte, doch jetzt weiß ich, was sich in meinem Innern dagegen sträubte! Ich muss es alleine machen! Selbst du darfst augenscheinlich nicht dabei sein!«

»Und wie wollen wir das machen?«

»Weißt du noch, am ersten oder zweiten Tag, als du hinter der Gardine standest und ich dich nicht sehen konnte? So machen wir es! Ich führe Pete in dein Zimmer und du hörst zu, während du hinter dem Vorhang kauerst! Dann wird der alte Mann entweder mit der Wahrheit rausrücken oder wir werden das Geheimnis vielleicht niemals lösen! Doch jetzt sei bitte leise, ich höre, wie die beiden sich nähern.«

Wir warteten schweigend auf die Ankunft der beiden; Patrick lief hinter Francis, als stünde dieser unter Beobachtung, und tatsächlich hatte es Francis die Farbe aus dem Gesicht getrieben. Ich fragte mich, was Patrick ihm wohl gesagt hatte!

»Mr. Johnson sagte, dass Sie mich noch mal sehen wollen«, stammelte Francis los, als er meinem Vater gegenüber stand. »Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, das schwöre ich bei Gott im Himmel.«

»Sagen Sie, Francis, was hat Ihnen Mr. Johnson gesagt, als er Sie holen kam?«

»Dass Sie mir nicht glauben und dass ich eine Schuld mit mir herumtrage, die ich bisher verschwiegen hätte. Aber ich sage Ihnen doch, dass...«

»Sie können mir vieles erzählen«, sagte mein Vater in einem gestrengen Ton, den ich nicht erwartet hatte. »Aber es ist nun einmal bewiesen, dass Sie an den Verbrechen, die in diesem Hotel begangen wurden, eine Mitschuld tragen. Das haben Sie selbst zugegeben! Und als leitender Ermittler bin ich mittlerweile, nach Prüfung aller Fakten und Beweise überzeugt, dass Sie mehr Schuld tragen, als Sie es selbst zugeben.«

»Aber ich sage die Wahrheit! Warum sonst sollte ich mich belasten, wenn ich auch alles abstreiten könnte?«

»Es ist eine altbekannte Strategie von Verbrechern, nur einen unbedeutenden Teil der Schuld zuzugeben, damit man für den großen Teil nicht belangt wird!«, sagte mein Vater in einem Ton, als wäre er ein Richter, der einen Mörder auf das Schafott bringen will.

»Aber ich sage Ihnen doch...«

»Sie sagen nun nichts mehr«, donnerte mein Vater, sodass ich sogar leicht zusammenzuckte. Auch Francis schwieg und ergab sich in der Situation. »Ich stelle Sie hiermit für das erste unter Arrest! Sie werden alleine in einen Raum eingesperrt – mit einer Bewachung. Patrick?«

»Ja, John?«

»Du wirst die Bewachung des unter Arrest stehenden Francis übernehmen!«

»Ich?«, wunderte sich Patrick und nun verstand ich endlich, was mein Vater mit dieser Posse bewirken wollte. In diesem Augenblick hatte ich sogar ein wenig Mitleid mit dem armen Francis!

»Ja, Patrick! Ich habe dich zu meinem Assistenten gemacht, damit du mir hilfst, diesen Fall aufzuklären. Und jetzt ergibt sich die Situation, dass wir einen Mann unter Arrest haben. Wir werden ihn in euer Zimmer führen, wo wir ihn ans Bett fesseln werden. Dennoch ist es unabdingbar, dass ihn einer bewacht!«

»Und warum kann das kein anderer machen?«, wehrte sich Patrick gegen diese Bestimmung.

»Wer soll es denn deiner Meinung nach machen?«

»Tom McCullough! Der hat sich doch förmlich angeboten!«

»Ja, richtig, das hat er! Und ich habe auch eine zeitlang mit dem Gedanken gespielt, doch dann dachte ich mir, dass wir zu dem jetzigen Zeitpunkt nicht vollkommen ausschließen können, dass er nicht doch Esthers Mörder ist. Daher kann und will ich es keinem anderen als dir überlassen! Oder willst du tatsächlich, dass Alexandra Francis bewacht?«

»Nein!«, kam es ernüchtert von Patrick.

Wie ein geprügelter Hund ließ Patrick den Kopf hängen, und bis vor kurzem wäre ich mir noch sicher gewesen, dass er den Kopf hängen ließ, weil er merkte, dass er ab jetzt in diesem Fall außen vor war, doch nach der Bemerkung meines Vaters war ich mir nun nicht mehr sicher, ob Patrick wirklich dasselbe dachte und fühlte, das ich immer in ihm sah.

Gemeinsam gingen wir in Patricks und Elles Zimmer, wo mein Vater Francis, der seit seiner Vorverurteilung durch meinen Vater kein Wort mehr gesagt hatte, ans Bett fesselte. Wir sahen zu, wie sich Patrick auf einen nahen Stuhl niederließ, um die Bewachung aufzunehmen.

»Keine Angst, Patrick!«, sagte mein Vater, als wir im Begriff waren, den Raum zu verlassen, »wir werden dich auf dem Laufenden halten.«

»Wenigstens ein kleiner Trost«, erwiderte Patrick, aber es klang keineswegs aufrichtig.

Wir verließen den Raum und schlossen hinter uns die Türe. In den Augen meines Vaters sah ich sogleich die Freude, dass ihm dieses Manöver gelungen war.

»Jetzt wollen wir uns Pete vornehmen!«, raunte mir mein Vater zu und gemeinsam gingen wir in mein Zimmer, in dem ich mich so hinter dem Vorhang versteckte, dass mich niemand sehen konnte, wenn er nicht gerade dort suchte.

20. Kapitel

Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis mein Vater mit Pete in den Raum trat, in dem ich seit Beginn unseres Urlaubs so viele seltsame Erlebnisse hatte, dass allein der Gedanke daran mich frösteln ließ, obwohl ich mir die meisten inzwischen erklären konnte. Insgeheim wartete ich auf das Klopfen, das in der ersten Nacht gehört hatte, doch es blieb aus – zunächst zumindest.

»Setzen Sie sich, Pete«, sagte mein Vater in jenem Tonfall, der einen Widerspruch von vornherein sinnlos wirken lässt.

»Ich mag zwar alt sein«, begann jetzt auch Pete zu sprechen, von dem ich nichts sehen konnte, »aber ich kann mir durchaus denken, warum sie mich erst jetzt zu einem Gespräch rufen.«

»Ach so!?«, spielte mein Vater den Erstaunten.

»Sie wissen genauso wie ich, dass Sie bisher den Mörder noch nicht gefunden haben – denn Francis war es nicht.«

»Das sagen Sie, Pete!«

»Das weiß ich!«

»Und warum?«

»Weil ich es weiß – reicht das nicht?«

»Einem Ermittler reicht es erst, wenn er den genauen Grund einer Aussage kennt – und ich kann nicht umhin zu sagen, dass Ihre Aussage keinen zweifelsfreien Eindruck auf mich macht!«

»Nicht?«

»Nein, eindeutig nicht!«

»Gut!«, sagte Pete und schien sich auf das Bett zu setzen, denn ich hörte, wie das alte Holz unter seinem Gewicht zu knarren begann. »Was wollen Sie von mir, John?«

»Ich erzähle Ihnen eine kleine Geschichte, Pete! Sie hören sich die Geschichte an und sagen mir am Ende, was Sie davon halten! In Ordnung?«

»Ich weiß zwar nicht, was Sie mir erzählen wollen – aber in Ordnung!«

»Es wird von manchen bösen Zungen behauptet, dass es in diesem Hotel spukt...«

»Das tut es tatsächlich!«, rief Pete dazwischen.

»Ich sagte Ihnen doch, Pete, dass Sie sich die Geschichte erst zu Ende anhören sollen, ehe Sie sich dazu äußern!«

»Ist ja in Ordnung!«, kam es etwas genervt zurück.

»Also, es wird behauptet, dass es in diesem Hotel spukt, und ich habe herausgefunden, dass es das tatsächlich tut – aber nicht mit richtigen Geistern, so wie man sich das landläufig vorstellt, sondern es spuken nur richtige Menschen in diesem Hotel herum.«

Ich hörte hinter dem Vorhang, wie sich mein Vater in die Mitte des Raumes bewegte und stellte mir vor, wie Pete meinen Vater genauestens beobachtete, um zu erkennen, was dieser vorhatte.

»Warum komme ich zu dieser Erkenntnis, fragen Sie sich sicher, Pete«, fuhr mein Vater fort, »und ich kann Ihnen sagen, dass ich nicht an Geister glaube und daher schon von Anfang an die Vermutung hatte, dass die Spukgeschichten auf menschlichen Handlungen fußen, doch es brauchte einen Beweis – und ich habe gleich mehrere gefunden. Zunächst einmal habe ich einen Zeugen gefunden, der mir sagte, warum es in diesem Hotel spukt. Dann habe ich einen Umstand entdeckt, wie die Spukenden den Spuk durchführten und schlussendlich habe ich denjenigen gefunden, der für den Spuk verantwortlich ist!«

»Und wer soll das sein?«, fragte Pete, als er sich dachte, dass die Geschichte vorbei war.

»Der sitzt vor mir!«

»Ich?«

»Ja, Sie, Pete!«

»Niemals!«

»Es hat gar keinen Zweck, das Ganze abzustreiten, denn Francis hat mich in alle Geheimnisse eingeweiht.«

»So, hat er das?«

»Ja, das hat er!«

»Und wenn ich ihm widerspreche und behaupte, dass er das nur sagt, um seine Schuld auf mich abzuwälzen?«

»Von welcher Schuld sprechen Sie denn, Pete? Einen Spuk zu initiieren ist zwar kein alltägliches Geschäft, aber sicherlich kein Verbrechen in einem normalen Sinn!«

»Ich meinte auch nur...«

»Nein!«, entfuhr es meinem Vater, der sich wieder durch das Zimmer bewegte. »Sie, Pete, sind der Kopf der Diebesbande, die alle Gäste dieses Hotels nach Wertvollem durchsucht! Ja, es geht bei meinen Ermittlungen nicht nur um Mord, sondern auch um einen dreisten Diebstahl! Clever ist dabei, dass Sie nur dann etwas wirklich mitgehen lassen, wenn es wertvoll ist. Wie das Collier meiner Frau, das ich als Köder auf die Kommode in meinem Zimmer gelegt habe!«

»Sie sprechen in Rätseln, John...«

»Nein, das tue ich nicht! Und Sie wissen das! Francis hat ausgesagt, dass er in Ihrem Auftrag den Gästen ein Schlafmittel ins Essen mischt, damit Sie in der Nacht ungestört in die Zimmer eindringen und diese durchsuchen können, solange, bis Sie etwas finden, was so wertvoll ist, dass ein Diebstahl lohnt!«

»Und wie soll ich in die Zimmer reinkommen?«, fragte Pete, der weiterhin mit seiner Stimme kaum etwas von seiner höchstwahrscheinlichen Beklemmung ausdrückte.

»Sehen Sie, Pete – das war einer der wenigen Punkte, der mich fast verzweifeln ließ. Denn dass es sich um ein Menschenwerk handelte, war mir von Anfang an klar. Aber wie sich das ganze abspielte, musste ich noch herausfinden. Zum Glück half mir der Zufall und ließ mich entdecken, dass es in jedem Zimmer eine Falltüre gibt, die sauber und kaum erkennbar im Boden eingelassen ist. Da die Dielen das Muster weiterführen und die Türe nur von unten zu öffnen ist, konnte die Türen nur einer finden, der ahnte, dass es einen geheimen Eingang geben musste.«

»Und Sie glauben, John, dass ich als alter Mann durch diese Falltüre in den Raum gelange, diesen durchsuche und etwas mitgehen lasse, sobald es ausreichend an Wert ist?«

»Das ist die Lösung dieses Rätsels.«

»Ich muss sagen, dass Sie eine ausgesprochene Phantasie haben, John«, sagte Pete und beide schwiegen sich im Folgenden für eine ungewöhnlich lange Zeit an.

Ich saß weiterhin hinter der Gardine und verharrte in meiner Position – solange ich mich nicht bewegte, konnte ich mir sicher sein, dass Pete mich nicht entdecken würde. Doch mit einem Mal begannen sie, die Klopfgeräusche im Boden, erst schwach, dann immer lauter, aber gerade nur so laut, dass man sie hören konnte, wenn gerade niemand redete und man aufmerksam zuhörte.

»Ich sehe«, sagte mein Vater und unterbrach die Stille, die mich auch das leise Klopfen im Boden verlieren ließ, »dass wir an dieser Stelle nicht weiterkommen. Ich denke, dass über Sie ein Urteil gefällt werden muss – und das macht am besten ein Richter!«

»Sie wollen mich vor ein Gericht stellen?« fragte Pete und schien mit einem Mal seine Sicherheit verloren zu haben.

»Ja«, antwortete mein Vater. »Ich hatte gehofft, dass Sie sich einsichtig zeigen würden – dann hätten wir über alles Weitere sprechen und verhandeln können – aber so...«

»Was meinen Sie mit alles Weitere, John?«

»Nein, Pete, dieser Dampfer ist abgefahren! Ich wollte Ihnen eine zweite Geschichte erzählen, die Ihnen vielleicht aus Ihrer Situation geholfen hätte, doch unter diesen Umständen...«

Ich brauchte keine freie Sicht auf den alten Pete, um zu wissen, dass er in diesem Moment in sich zusammenbrach – ein tiefer Seufzer entfuhr ihm und bestätigte meine Vermutung.

»Gut«, entgegnete er meinem Vater, »ich gebe alles zu, was Sie bisher erzählten, John. Aber ich möchte dabei betonen, dass Francis nur dafür zuständig war, das Schlafmittel ins Essen zu tun.«

»Was hat er dafür erhalten?«

»Nichts.«

»Nichts?«

»Nichts. Francis hat eine Vergangenheit, die nicht gerade mustergültig ist. Als ich das entdeckte, wollte ich ihn zunächst anzeigen, doch dann erkannte ich, welche Möglichkeiten mir diese Situation bot, ohne großes Risiko das Schlafmittel den Gästen zu verabreichen. Bevor ich sein Geheimnis entdeckte, musste ich immer einen Moment abpassen, in dem ich das Schlafmittel in die Getränke für die Gäste einträufeln konnte – was dazu führte, dass ich nur selten ein Zimmer durchsuchen konnte!«

»Und Mr. Howell?«

»Der glaubt immer noch, dass es in seinem Hotel spukt. Ich habe Francis erzählt, dass es gut für das Geschäft sei, denn dann kämen immer mehr Gäste, die das Hotel besuchen, um einen wahren Geist zu sehen. Ich bin mir sicher, dass Francis das wirklich glaubt, und es auch Mr. Howell so erzählt hat.«

»Unglaublich, aber es ist tatsächlich so! Zumindest deckt sich das vollkommen mit Francis' Aussage, die er bei mir gemacht hat«, antwortete mein Vater.

»Teresa ist übrigens auch vollkommen unschuldig. Sie könnte nicht mal einer Fliege etwas zuleide tun! Immer wenn wir eine Spinne oder einen Käfer finden, muss einer von uns ein Glas und etwas Papier besorgen, damit das Tier nicht sterben muss, sondern draußen wieder ausgesetzt werden kann.«

»Das heißt, Pete, Sie geben zu, dass Sie mithilfe von Francis die Gästezimmer nach Wertvollem durchsucht und mich dabei bestohlen haben?«

»Ja, das gebe ich zu.«

»Und wo ist das Collier meiner Frau?«

»Es befindet sich im Zimmer der alten Dame, Mrs. Worthington.«

»Was hat denn Mrs. Worthington mit dem Diebstahl zu tun?«, wunderte sich nicht nur mein Vater, sondern auch ich, die immer mal wieder in den Zwischenpausen versuchte, das Klopfen im Boden auszumachen, doch es schien wieder vorbei zu sein.

»Nichts, außer dass ich Ihren Raum als Zwischenlager benutze, zumindest solange, bis Sie abgereist sind. Denn da ich Mrs. Worthington jetzt seit geraumer Zeit kenne, weiß ich auch, wo sie mitunter nachsieht und wo nicht. Daher dachte ich, dass ihr Raum bei einer Durchsuchung derjenige ist, der am ehesten verschont wird.«

»Weil Mrs. Worthington so alt ist und unmöglich der Dieb sein kann?«

»Ja.«

»Da haben Sie nicht einmal unrecht, Pete!«, gab mein Vater zu. »Ich gehe davon aus, dass Sie mir das Collier wiedergeben!«

»Ja, sicher«, antwortete Pete schnell, ehe beide für einen Moment lang schwiegen, als müssten sich im Gespräch neu orientieren. »John?«

»Ja, Pete?«

»Sie wollten mir eine zweite Geschichte erzählen, wenn ich die erste Geschichte zugebe!«

»Das stimmt, Pete! Vielleicht können wir mit dieser zweiten Geschichte die erste vergessen machen – vorausgesetzt, Sie spielen mit und sind ab jetzt ehrlich zu mir!«

»Das schwöre ich Ihnen«, meinte Pete und ich hatte hinter dem Vorhang das Gefühl, dass er wenigstens diesen Schwur aufrichtig meinte.

»Nun ja, die zweite Geschichte handelt von dem Mord an Esther, der Tochter des...«

»Ich habe nichts mit dem Mord zu tun!«, schrie Pete sofort, und ich hörte, wie er vom Bett aufsprang.

»Das habe ich auch nicht behaupten wollen«, gab mein Vater zurück.

»Sondern?«, regte sich Pete weiterhin auf, da er scheinbar glaubte, trotz der Beteuerungen meines Vaters in einer Falle zu stecken.

»Ich will die Geschichte anders erzählen – dafür ist es aber unabdingbar, dass Sie mir glauben, Pete, dass ich Sie nicht für den Mörder halte.«

»Ich glaube Ihnen, John«, erwiderte Pete nach einer kurzen Bedenkpause, doch ich spürte, dass er mit allem rechnete, auch mit einer Schuldzuweisung des Mordes.

Hinter dem Vorhang hörte ich erneut das Knarren des Holzes, sodass ich wusste, dass Pete sich zurück auf mein Bett gesetzt hatte.

»Als wir heute Morgen die Leiche fanden«, leitete mein Vater ein, »neben der ihr Vater kniete, hatte ich sogleich die Vermutung, dass etwas zwischen den beiden stand, obwohl die Tochter tot und der Vater trauernd wirkte. Ich brachte den unter Schock stehenden Vater nach draußen, verschloss die Türe, versammelte die Gäste und die Bediensteten zusammen mit Mr. Howell im Speisesaal, vergaß dabei nur Mr. Mimp, kehrte mit meiner Tochter und Patrick nach oben zurück, um die Leiche zu inspizieren und bekam einen Schock, als das Messer, das eben noch tief in der Brust der Toten gesteckt hatte, fort war. Sofort war mir klar, dass derjenige, der in den Raum gekommen war, um das Messer aus der Brust des Mädchens zu entfernen, auf demselben Weg ins Zimmer gekommen sein musste, wie der angebliche Geist – also der Dieb. Zunächst ging ich davon aus, dass der Dieb auch der Mörder sein musste und fand es daher beinahe erleichternd, dass unser Collier geklaut worden war. Denn so konnte ich die Verbindung zwischen dem Dieb und dem Mörder auf zweierlei Wegen suchen. Doch als ich das Messer genau an dem Ort fand, an dem das Collier diese Nacht lag, und von wo es vom Dieb entwendet wurde, war mir klar, dass ich mit meiner Vermutung, dass der Dieb auch der Mörder sei, falsch lag! Denn warum sollte ein Mörder die Tatwaffe ausgerechnet da hinlegen, wo er als Dieb ein anderes Verbrechen begangen hat? Daher kam ich zu dem Schluss, dass der Dieb mir ein Zeichen geben wollte, mit dem er mir anzeigte, dass er weiß, wer der Mörder ist. Finde also den Dieb, dann findest du heraus, wer der Mörder ist! Das war mein Motto! Was ich jedoch bisher nicht verstanden habe, ist die Tatsache, dass Sie es mir nicht einfach gesagt haben, Pete!«

»Weil ich erst deutlich machen musste, dass ich nicht der Mörder bin!«, antwortete Pete mit eben jener Seelenruhe, der er vor der Entdeckung meines Vaters besessen hatte. »Aber wie kamen Sie darauf, dass es ausgerechnet ich sein muss? Sie wussten es doch bestimmt bereits vor Francis' Geständnis!«

»Ich konnte mir nicht ganz sicher sein«, gab mein Vater zu. »Aber für mich blieben nur Sie oder Mr. Mimp, den ich vergessen hatte. Aber der konnte auf keinen Fall der Dieb sein, weil er die Tage zuvor nicht anwesend war. Aber ist er der Mörder? Möglich ist vieles.«

»Mr. Mimp kann durchaus der Mörder sein«, gab Pete zu verstehen und nun spitzte auch ich die Ohren, um das nächste, was er sagen würde, vollständig aufzunehmen. »Aber ich glaube, ich erzähle am besten der Reihe nach.«

»Das ist wohl das Beste«, sagte mein Vater und ich spürte, wie auch bei ihm die Anspannung in der Stimme stieg.

»Mit Francis hatte ich abgesprochen, dass er Ihnen und Ihrer Gattin das Schlafmittel verabreichen sollte.«

»Das dann im Essen war und nicht im Wein, wie ich anfänglich dachte.«

»Sie dachten, das Mittel wäre im Wein?«

»Ja – und ich habe den Wein extra nicht getrunken, sondern die Gläser vertauscht.«

»Das heißt, Sie waren uns bereits auf der Spur?«

»Ja! Das Collier lag nicht ohne Grund wie auf dem Präsentierteller auf der Kommode. Ich wollte eigentlich wach bleiben, um den Dieb bei frischer Tat zu ertappen, doch schon kurz nach dem Hinlegen überkam mich eine Müdigkeit, die schwerer war als alles, was ich vorher kennen gelernt habe.«

»Das bedeutet aber auch, dass Sie, ganz gleich ob der Mord geschehen wäre oder nicht, mit den Nachforschungen begonnen hätten!«

»Vielleicht nicht mit diesem Nachdruck, dass ich alle im Hotel gleich in den Saal eingesperrt hätte, aber natürlich hätte ich es nicht auf mir sitzen lassen, mich in einem fremden Hotel bestehlen zu lassen! Aber erzählen Sie bitte weiter, Petel!«

»Von mir aus. Also, Francis verabreichte Ihnen und Ihrer Gattin das Schlafmittel, ich wartete, bis die Nacht hereinbrach, kam – wie Sie schon richtig vermuteten – über die Falltüre ins Zimmer. Dort angekommen horchte ich erst, ob Sie schlafen oder nicht, musste mich dann vergewissern, dass, obwohl Ihre Gattin nicht im Zimmer war, alles in Ordnung schien, kam aus meinem Versteck heraus, stieß Sie mehrfach an, um tatsächliche Sicherheit zu haben – und machte mich ans Werk. Ich muss zugeben, dass ich nicht wirklich erwartet habe, bei Ihnen etwas Wertvolles zu entdecken, aber als Dieb sollte man sich keine Gelegenheit entgehen lassen, und als ich das Collier auf der Kommode sah und mir bewusst wurde, dass sich dieser Diebstahl lohnen würde, griff ich zu. Um die Gerüchte um spukende Geister weiter anzuheizen, ließ ich die übliche Unordnung zurück und trat gerade aus dem Hohlraum wieder in den Flur, als ich etwas knarzen hörte. Zuerst hatte ich die Befürchtung, irgendwer würde mich entdecken und versteckte mich so schnell es nur ging – als sich eine Gestalt über den Flur näherte und in eben jenem Hohlraum verschwand, aus dem ich eben kam.«

»Konnten Sie erkennen, wer die Gestalt war?«

»Nicht genau! Das Problem daran war, dass ich mich kaum mehr sicher fühlte, da irgendwer mein Geheimnis entdeckt hatte. Um mich selbst zu schützen, entschied ich mich, die Flucht zu ergreifen. Ich verschwand aus meinem Versteck und versteckte mich in einer kleinen Kammer. Doch auch dort konnte ich kaum schlafen und wartete, bis Mrs. Worthington aus Ihrem Zimmer kam,

versteckte das Collier dort und hörte aus Ihrem Zimmer, wie der Tumult um die tote Tochter des Barons begann. Sogleich schloss ich aus dem Ganzen die Gefahr für mich – dass man mich für den Mörder halten würde, wartete, bis Sie das Zimmer versiegelt hatten, stieg in den Hohlraum, zog das Messer aus der Toten und verschwand auf demselben Weg wieder aus dem Zimmer. Ich robbte mich durch den Hohlraum in Ihr Zimmer, da mir genau der Gedanke kam, der auch Ihnen gekommen ist, legte das Messer auf der Kommode ab und versuchte aus dem Hotel zu gelangen, ohne dass es einer mitbekam. Es funktionierte und ich trat als Ahnungsloser ins Hotel, suchte mir einen Platz im Speisesaal und wartete Ihre Untersuchung ab, die mir immer verdächtiger erschien. Doch jetzt wissen Sie und ich, dass Ihr Gespür richtig war.«

»Zum Glück, denn mit der Entdeckung, dass Sie der Dieb sind, Pete, bin ich jetzt imstande, auch den Mord zu lösen.«

»So?«

»Sie sagen, dass Sie eine Gestalt gesehen haben.«

»Das ist richtig.«

»Woran erinnern Sie sich? Denken Sie daran, dass ich jederzeit mein Angebot vergessen kann, wenn ich das Gefühl habe, dass Sie mir etwas verheimlichen!«

»Diese Warnung ist nicht nötig...«

»O doch – das ist Sie! Glauben Sie mir, ich weiß aus Erfahrung, dass ein Dieb nie die ganze Wahrheit sagt, wenn man ihn dazu nicht zwingt. Was haben Sie gesehen, Pete?«

»Eine Gestalt – mehr nicht!«

»Ich sagte doch, dass Sie mir nicht die Wahrheit sagen werden!«

»Das ist die Wahrheit!«

»Sie haben eine Gestalt gesehen? War diese Gestalt ein Mann oder eine Frau?«

»Genau kann ich das nicht sagen...«

»Es reicht – ich werde Sie jetzt festnehmen, Pete, und Sie der Polizei als Dieb und wahrscheinlicher Mörder übergeben, wenn Sie mir nicht sogleich sagen...«

»Ist ja gut – es war ein Mann. Wahrscheinlich!«

»Wahrscheinlich?!«

»Ja – eine Frau bewegt sich anders.«

»Ein junger oder ein älterer Mann?«

»Das kann ich nicht sagen – er war auf jeden Fall von normaler Statur und normaler Größe.«

»Womit im Grunde alle außer Sie selbst gemeint sein können!«

»Nein!«

»Nein?! Wer denn nicht?«

»Mr. Howell und Francis waren es nicht!«

»Das wissen Sie oder wollen es uns weismachen?«

»Nein, das weiß ich. Deren Gang hätte ich erkannt!«

»Gut – und Sie haben wirklich nicht mehr gesehen? Nicht, was der Mörder an Kleidung anhatte, aus welchem Zimmer er kam oder...«

»Nichts dergleichen. Es war dunkel und ich musste zusehen, dass ich meine eigene Haut rettete!«

»Lassen Sie mich rekapitulieren!«, meinte mein Vater, und ich versuchte mich darauf zu konzentrieren, was er sagte, denn ich merkte, was die Stunde geschlagen hatte. »Der Mörder ist ein Mann von normaler Größe und Statur, es ist nicht Francis und nicht Mr. Howell, nicht Sie, Pete und auch nicht ich. Ob es Mr. Howell und Francis nicht am Ende doch sind, mag ich mir vorbehalten, aber für den Moment glaube ich Ihnen erst einmal. Bleiben demnach noch Baron Boughound – der Vater der Toten –, Mr. Pennymaker, die beiden Offiziere Tom McCullough und Lord Albright, sowie Mr. Mimp. Und Patrick Johnson nicht zu vergessen, wobei ich mir sicher bin, dass er es nicht ist.«

Zeitgleich mit meinem Vater versuchte auch ich in meinem Kopf die möglichen Täter einzuordnen und just, als mein Vater für einen kurzen Moment schwieg, hörte ich das Klopfen im Boden dreimal, jedoch ganz leise und von weit her. Dann war das Geräusch verschwunden und ich versuchte wieder, den Ausführungen meines Vaters zu folgen.

»Wenn Sie mir erlauben, John...«

»Natürlich!«

»Ich glaube fest daran, dass es einer der beiden Offiziere war!«

»Also haben Sie doch etwas mehr erkannt!«

»Nein, aber ich schließe das aus den Ereignissen, die im Vorfeld geschehen sind!«

»Sie meinen die Auseinandersetzung an dem Abend, als der Jüngere der beiden die Tochter des Barons aufforderte, mit ihm zu tanzen.«

»Genau.«

»Möglich! Auch wenn ich Lord Albright eigentlich ausgeschlossen habe, muss ich meine Gedanken nun von Grund auf neu ordnen. Als erstes schlage ich vor, dass Sie mir das Collier wieder zurückgeben. Danach bitte ich Sie, Pete, solange in dem Hotel zu bleiben, bis ich den Mordfall aufgeklärt habe.«

»So sei es«, sagte Pete geschlagen und ich hörte hinter dem Vorhang, wie sich der alte Mann vom Bett erhob und zusammen mit meinem Vater den Raum verließ.

21. Kapitel

Ich eilte, mich aus meinem Versteck zu befreien, rannte auf leisen Sohlen zur Türe, versuchte diese lautlos zu öffnen und lugte durch einen kleinen Spalt in den Flur, in dem mein Vater Seite an Seite mit Pete entlang ging. Ich sah, wie die beiden am Zimmer der alten Dame Halt machten und Pete einfach und ohne Anzuklopfen in das Zimmer trat, das Collier suchte, es fand und meinem Vater aushändigte, als wäre nichts geschehen.

Kaum, dass Pete das Collier meinem Vater gegeben hatte, hörte ich die Treppe heraufstürmende Schritte, sah, wie eine herbeirennende Teresa den Flur entlanglief und vor meinem Vater Halt machte.

»Was ist mit Francis?«, fragte Teresa in einem unruhigen Tonfall, den ich an ihr noch nie gehört hatte.

»Meine Liebe...«

»Nennen Sie mich nicht meine Liebe, wenn Sie sich unterstehen, meinen Liebsten eines Verbrechens wegen festzunehmen.«

»Darf ich Sie bitten, Teresa, an diesem Ort nicht so herumzuschreien!«, sagte mein Vater in einem gestrengen Tonfall, der Teresa auch sogleich verstummen ließ. »Folgen Sie mir in das Zimmer meiner Tochter – dort können wir den Fall Ihres Liebsten, wie Sie Francis nennen, besprechen.«

Im gleichen Augenblick, als mein Vater mein Zimmer ansprach, war ich mir unsicher, ob er mir damit andeuten wollte, dass ich mich erneut hinter der Gardine verstecken sollte, doch aus Vorsicht schloss ich die Türe ohne großen Laut, durchquerte das Zimmer mit wenigen Schritten und war gerade hinter der Gardine verschwunden, als mein Vater mit Teresa eintrat.

»Teresa«, begann mein Vater und seine Stimme nahm wieder einen angenehmeren Tonfall an, »Francis hat sich eines Verbrechens schuldig gemacht, indem er einem Dieb ermöglicht hat, die Zimmer der Gäste zu durchsuchen.«

Dieser Stachel musste tief sitzen, denn obgleich ich Teresas Gesicht nicht sehen konnte, so vermochte ich es mir an ihrem Schweigen vorzustellen.

»Aber Pete ist doch der Dieb! Warum halten Sie Francis fest und Pete darf noch frei herumlaufen?«

»Sachte!«, mahnte mein Vater zur Beruhigung. »Es ist nicht ganz so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheint. Zwar ist Pete der Dieb und Francis sein Helfer, und dennoch muss ich mit der Bekanntgabe dieser Details noch warten, bis mir auch die Lösung des Mordfalls eingefallen ist.«

»Und was wird jetzt mit Francis geschehen?«

»Da er mir geholfen hat, den Dieb zu finden, und ich glaube, dass er wirklich daran dachte, dem Hotel zu helfen, sehe ich von einer Übergabe ans Gericht ab.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Ich habe ihn fesseln lassen!

»Sie haben ihn gefesselt?«

»Und lasse ihn von Patrick Johnson bewachen!«

»Sie lassen ihn bewachen? Meinen Sie tatsächlich, dass das notwendig ist?«

»Es ist nur zu seinem Besten! Vertrauen Sie mir, Teresa!«

»Das muss ich ja wohl, denn wir befinden uns in Ihrer Hand!«, meinte sie kraftlos.

»Darf ich Sie bitten, mir zu vertrauen und mich weiter nach dem Mörder suchen zu lassen?«

»Auch wenn es mir schwerfällt, vertraue ich Ihnen!«

Ich vernahm, wie mein Vater die Türe aufmachte, Teresa hinausschob und mit ihr zur Treppe ging, wo er sie entließ. Die Gedanken schossen in meinem Kopf wild umher, und es schien mir nicht, dass ich in diesem Knäuel den richtigen Faden finde.

»Du kannst aus deinem Versteck rauskommen«, sagte mein Vater endlich, als er zurückkam, und ich trat aus meinem Versteck hervor. »Was meinst du dazu, meine Kleine?«

»Da war es wieder!«, dachte ich mir, doch in diesem Moment fiel es mir nur noch auf und störte mich kaum, denn andere Dinge waren jetzt viel wichtiger. »Ich denke, dass Petes Aussage durchaus der Wahrheit entsprechen kann – zusammen mit der Aussage von Francis lässt sich der Diebesfall abschließen.«

»Das denke ich auch.«

»Und was den Mörder anbetrifft, so wundere ich mich, dass du Patrick aus deiner Vermutung ausnimmst. Denn warum solltest du ihn sonst zur Bewachung von Francis abgestellt haben...«

»Ach so – du meinst, dass Patrick... nein! Und dass ich ihn mit der Bewachung von Francis beauftragt habe, damit er nicht hört, was Pete sagt? Auch das ist falsch. Nein, ich brauchte einen Bewacher für Francis und wollte ihn auch bei der Aussage von Pete nicht dabei haben, damit nicht dasselbe wie bei Mrs. Worthington passiert. Aber dass ich ihn vermute – weit gefehlt.«

»Und wie gehen wir jetzt weiter vor?«, fragte ich und musste für mich selbst zugeben, dass ich keinen blassen Schimmer hatte, wen wir jetzt noch befragen sollten, da wir alle Gäste, die beiden Bediensteten und Mr. Howell durchhatten.

»Zunächst einmal werden wir dafür sorgen, dass wir Patrick auf den Stand der Dinge bringen – sonst glaubt er noch, dass wir ihn so behandeln, weil er bei der Vernehmung von Mrs. Worthington über die Strenge geschlagen hat.«

»Hat er doch auch!«

»Aber das muss er doch nicht wissen!«

Wir verließen mein Zimmer, begaben uns zu dem Zimmer, in dem Francis von Patrick bewacht wurde, riefen unseren Mitstreiter nach draußen und sahen mit einem Blick auf Francis, dass Patrick ihn geknebelt hatte.

»Warum hast du Francis einen Knebel in den Mund gesteckt?«, fragte mein Vater, als Patrick die Türe des Zimmers zugemacht hatte.

»Er wollte mir die ganze Zeit irgendwelche Lügenmärchen erzählen! Dann habe ich ihm gesagt, dass er ruhig sein solle, doch dann ist er immer lauter geworden, ehe mir der Geduldsfaden gerissen ist.«

»Ist vielleicht auch besser so!«, meinte mein Vater. »Immerhin hat er sich eines Verbrechens schuldig gemacht! Da ist es nur fair, wenn er auch für seine Verfehlungen etwas leiden muss.«

»Muss ich Francis weiter bewachen?«, fragte Patrick mit einem wehmütig erscheinenden Unterton.

»Und was ist in der Zwischenzeit alles passiert? Wenn man in einem Raum als Wache eingesperrt ist, verpasst man alles Wichtige!«

»Solange ich keinen anderen habe, dem ich absolut vertrauen kann, Patrick«, erklärte ihm mein Vater, »musst du wohl oder übel Francis bewachen.«

»Aber was ist mit den anderen? Können die nicht Francis bewachen?«

»Die anderen sind meine Frau, Alexandra und deine Frau. Du willst doch nicht etwa ernsthaft, dass ich eine Frau einen überführten Dieb bewachen lasse. Was meinst du, was Francis mit ihnen anstellen wird, falls er doch gewalttätig ist und sich losreißt?«

»Ich verstehe«, gab sich Patrick geschlagen.

»Glaub mir, sobald ich einen anderen finde – und ich denke, dass das schon bald der Fall sein wird – werde ich dich ablösen lassen!«, sagte mein Vater und erzählte dann im Folgenden Patrick weitgehend alles, was er über Pete in Erfahrung gebracht hatte und ließ nur unwichtige Details weg. Als Patrick glaubte, dass er wieder auf dem aktuellen Stand der Ermittlungen war, äußerte er einige Vermutungen, die sich jedoch kaum mit den neuen Erkenntnissen vertrugen. Als er fertig war und einsah, dass seine Mutmaßungen nicht zum Ziel führen konnten, verabschiedeten wir ihn zurück ins Zimmer, in dem er Francis bewachte. Mein Vater wartete, bis sich die Türe wieder schloss und nahm mich mit hinunter in die menschenleere Eingangshalle.

»Es gibt einige Hinweise, aber noch keine Beweise«, fing mein Vater an, wurde aber sogleich unterbrochen, als Mr. Mimp aus dem Speisesaal gestürmt kam und direkt auf meinen Vater zuhielt.

»Mr. McAllister!«

»Mr. Mimp! Sie sehen aus, als wäre Ihnen eine Laus über die Leber gelaufen!«

»Mr. McAllister – ich bitte Sie! Wie ich Ihnen bereits andeutete, habe ich eine wichtige Verpflichtung auf Lundy Island und mein Wagen kommt bald! Mit diesem Mord habe ich nichts zu tun! Daher bitte ich Sie, mich gehen zu lassen!«

»Mr. Mimp! Ich verstehe ja, dass Sie wichtige Verpflichtungen haben, aber ich kann keinem der Anwesenden erlauben, das Hotel zu verlassen, ehe der Mordfall nicht geklärt ist.«

»Aber ich habe weder die Kleine umgebracht noch habe ich irgendetwas gehört oder gesehen! Ich bin also vollkommen unbrauchbar für Sie!«

»Das sagen Sie! Aus meiner Erfahrung heraus kann ich Ihnen sagen, dass ein Ermittler am Anfang eines Falles kaum abzuschätzen weiß, wer für ihn irgendwann einmal wichtig wird und wer nicht. Und bevor ich mir irgendwelche Möglichkeiten verbaue, will ich sie mir lieber alle offen lassen. Seien Sie bitte so freundlich, Mr. Mimp, und gehen Sie entweder in den Speisesaal zurück oder auf Ihr Zimmer. Doch in jedem Fall müssen Sie so lange warten, bis der Fall geklärt ist.«

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, dachte Mr. Mimp einige Momente nach, ehe er an uns in Richtung seines Zimmers vorbeiging, ohne uns eines weiteren Blickes oder Wortes zu würdigen.

»Welch ein seltsamer Zeitgenosse«, sagte ich zu meinem Vater, der nur in Gedanken nickte.

»Wir müssen mit Mr. Howell sprechen«, sagte mein Vater und ging den Hotelbesitzer holen, während ich an der Rezeption wartete.

»...nach Penzance telegraphieren«, hörte ich meinen Vater wieder, als er mit Mr. Howell aus dem Speisesaal trat. »Wir benötigen polizeiliche Unterstützung. Erwähnen Sie auf jeden Fall den Mord, aber auf keinen Fall den Diebstahl! Sagen Sie zudem, dass ein Ermittler vor Ort ist, der sich diesem Fall schon angenommen hat.«

»Wird erledigt«, antwortete Mr. Howell. »Wie viele Polizisten sollen denn kommen?«

»Mindestens drei, besser wären fünf oder sechs. Außerdem sollen Sie mit mindestens zwei Wagen kommen. Man kann nie wissen, was noch alles passieren wird!«

Während sich Mr. Howell in einen kleinen Nachbarräum verabschiedete, in dem wohl der Telegraphierapparat stand, dachte ich wie auch mein Vater über den Fall nach.

»Im Grunde haben wir viele Erkenntnisse in unseren Händen, aber die einzelnen Erkenntnisse wollen noch nicht ganz zusammenpassen«, begann mein Vater nachdenklich. »Wir haben weder ein richtiges Motiv – außer die kleine Streiterei und die Vermutung des Barons, dass der Vater des toten Kindes ebenfalls in diesem Hotel ist. Uns fehlt ein klar ersichtliches Täterprofil, außer dass wir wissen, dass es ein Mann ist.«

»Wobei das auch ein Täuschungsmanöver sein könnte«, warf ich ein.

»Richtig. Denn wir vermuten bisher nur, dass es gewisse Personen nicht sein können, wie zum Beispiel Francis, obwohl diese Vermutung auf der Aussage eines Diebes und einer Angestellten basieren. Zudem haben wir einen Mr. Mimp, der sich aufführt, als wäre er in irgendetwas verwickelt, die zwei Offiziere, über die ich mir noch kein abschließendes Bild machen konnte, einen Mr. Pennymaker, der mit einer Waffe in seinem Hut reist und verschiedene Indizien, wie die Falltüre, die Patrick entdeckt hat. Wenn man alles zusammennimmt und den Worten Petes folgt, wissen wir ziemlich genau, wie der Mord vonstatten ging, zu welcher ungefähren Uhrzeit und wie

die nachfolgenden Ereignisse abgelaufen sind. Doch wer ist der Mann, dessen Gesicht wir uns immer nur als Schatten in unserem Kopf denken können?»

»Am Ende ist es doch meist der, mit dem man am wenigsten rechnet«, meinte ich.

»In solch verworrenen Fällen ist das tatsächlich nicht selten der Fall!«, meinte mein Vater. »Aber genauso oft kommt es vor, dass es der offensichtlichste Täter ist – nur haben wir bisher keine Möglichkeit gefunden, die verstreuten Teile des Puzzles zusammenzufügen.«

»Auf jeden Fall bleibe ich bei meiner Vermutung!«, sagte ich mit Nachdruck.

»Und die wäre?«

»Das will ich nicht verraten – denn am Ende tue ich einem der Anwesenden Unrecht!«

»Das ist eine löbliche Einstellung«, pflichtete mir mein Vater bei, »denn es gibt fast nichts Schlimmeres für einen Menschen als Rufmord, der...«

In diesem Moment ertönte draußen das Geräusch eines bremsenden Wagens, der unser Gespräch abrupt unterbrach. Mein Vater und ich liefen sogleich an die Türe und sahen verwundert, wie der Wagen ein Polizeiwagen war – und Mr. Mimp in der hinten angebrachten Zelle saß. Kaum dass der Wagen gehalten hatte, trat mein Vater aus dem Hotel und ging auf den Polizisten zu, der gerade von dem Wagen abstieg.

»Oliver James Hogwall!«, rief mein Vater und umarmte den Polizisten, als wären sie bereits seit Urzeiten Freunde. »Was machst du denn hier draußen? Und was macht Mr. Mimp in deinem Wagen?«

»Wer?«

»Mr. Charles Mimp – den du hinten im Wagen eingesperrt hast!«

»Ach so, du meinst Peter O'Dofrey – so heißt er in Wirklichkeit. Du hast doch sicher von den Morden an den Docks von Plymouth gehört?«

»Unter den leichten Mädchen! Das soll er gewesen sein?«

»Mit großer Sicherheit!«, antwortete Oliver James Hogwall, der Polizist und Kollege meines Vaters aus Plymouth. »Ich bin seiner Spur bis hierher gefolgt und wollte schon erfolglos umkehren, als ich in der Ferne dieses Hotel sah und mir dachte, dass es zumindest einen Blick wert ist – auch wenn es nur ein spätes Frühstück für meinen Partner und mich gibt. Doch dann lief mir Peter O'Dofrey einfach in die Arme und wir konnten kaum an uns halten, welches Glück wir haben.«

»Wie seltsam! Eben noch habe ich Mr. Mimp – so hat er sich im Hotel registrieren lassen – auf sein Zimmer geschickt, weil sich in dieser Nacht ein Mordfall ereignet hat. Mr. Howell, der Besitzer des Hotels, hat auch bereits nach Verstärkung nach Penzance telegraphiert! Die Kollegen sollten bald vor Ort sein. Bis dahin hoffe ich, den Mord aufzuklären.«

»Und Peter O'Dofrey ist es nicht?«, wollte Oliver wissen.

»Nein, wahrscheinlich nicht«, antwortete mein Vater.

»Würde aber passen!«

»Das stimmt schon! Aber ich denke nicht, dass er in diesem Fall der Mörder ist!« sagte mein Vater und fasste dem Kollegen die Ereignisse kurz zusammen. Ich sah, wie Oliver seinen Partner anwies, auf Mr. Mimp – oder richtigerweise Mr. O’Dofrey – aufzupassen, und wie die beiden Kollegen ins Hotel eintraten und mein Vater erst mich, dann seine Frau und alle anderen Anwesenden im Hotel vorstellte, damit sich sein Kollege ein Bild von den Involvierten machen konnte.

Danach gingen wir nach oben und besuchten Patrick, der weiterhin auf Francis aufpasste. Als wir in den Raum eintraten, und Oliver den geknebelten und gefesselten Francis sah, verschob mein Vater die Erklärung auf einen späteren Zeitpunkt, stellte Patrick vor und sagte diesem, dass er bald wieder mit meinem Vater, seinem Kollegen und mir ermitteln dürfe, da bald noch mehr Polizisten vor Ort auftauchen würden.

Gemeinsam gingen wir wieder aus dem Zimmer, ließen Patrick zurück und bekamen von Teresa einen starken Tee serviert, den wir in der Eingangshalle tranken, in der es wieder nach allen möglichen Düften roch, da Mr. Howell einige sonderbare Hölzer verbrannte – zur Beruhigung seiner Seele, wie er selbst sagte.

Mein Vater erklärte Oliver die Hintergründe der Festnahme und Knebelung Francis’ und erhielt auf sein Bitten eine Zusage, dass Oliver über den Diebstahl schweigen würde, sollte es zu einer Aufklärung des Mordfalls kommen.

»Ich kann es immer noch kaum glauben, dass dieser Mimp – entschuldige, O’Dofrey, der Docks-Mörder ist«, meinte mein Vater, nachdem wir drei die Ereignisse der letzten Stunden auf uns wirken ließen.

»Ja, es ist schon ein großer Zufall«, entgegnete Oliver, »dass sich in diesem Haus ein mehrfacher Mörder aufhält, während in derselben Nacht ein Mord geschieht. Und dass beide Umstände scheinbar nichts miteinander zu tun haben! Dazu ein Diebstahl, dessen Aufklärung auch nur mittels Zufall möglich war und jetzt diese Situation.«

»Diese Situation?«, fragte ich.

»Ja, diese Situation!«, antwortete Oliver, »Es ist die Situation, die du als Ermittler nicht gerade selten erlebst: du hast alle möglichen Indizien und Hinweise in deiner Hand, kannst davon ausgehen, dass du auch das meiste bereits ermittelt hast, doch das verbindende Element, das den Fall auflöst – das fehlt dir.«

»Und daher werden irgendwann viele Verbrechen als nicht lösbar klassifiziert«, erklärte mein Vater weiter, »und man ärgert sich als Polizist immer wieder über die eigene Unfähigkeit, den Fall nicht lösen zu können. Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn man als Ermittler einen Fall nicht lösen kann – und wenn es sich dann noch um einen Mordfall handelt, ist es doppelt und dreifach tragisch.«

»Mein Tag hingegen könnte kaum besser sein«, sagte Oliver, »denn heute Morgen noch dachte ich, dass ich zwar den Fall gelöst habe, mir jedoch der Täter abhandengekommen ist. Den Fall zu lösen, aber den Täter entkommen zu lassen, ist noch weitaus enttäuschender als andersherum...«

»Obwohl dann immer noch die Gelegenheit besteht, dass man den Täter irgendwann fasst!«, erwiderte mein Vater.

»Das ist sicherlich richtig, John. Aber du wirst mir bestimmt nicht widersprechen, wenn ich sage, dass der Moment der Erkenntnis, dass der gesuchte Täter wie vom Erdboden verschluckt ist – den braucht kein Polizist.«

»Da stimme ich dir voll und ganz zu, Oliver!«, sagte mein Vater, nippte mehrfach an seinem Tee, und wir drei verfielen in ein Schweigen, das beinahe greifbar wurde.

22. Kapitel

»Ich denke«, sagte Oliver nach einer Weile, »dass die Lösung des Mordfalls in der Suche nach dem Motiv liegt. Wenn das Motiv geklärt ist, wird sich die Suche nach dem Mörder als verhältnismäßig leicht entpuppen!«

»Das vermute ich auch«, gab mein Vater zurück. »Aber außer einer kleinen Streiterei haben wir bisher nur die Vermutung des Vaters, dass der Mord etwas mit der Schwangerschaft der Tochter zu tun hat.«

»Irgendwo müssen wir ja ansetzen«, schlug Oliver vor. »Ich denke, die kleinen Streitereien sind sicher nicht der Auslöser für einen Mord. Die Sache, die der Vater der Toten andeutete – die sollten wir mal durchdenken.«

»Das einzige, das ich mir dabei denken kann, ist dass Esther...«

»Esther ist wer?«, fragte Oliver dazwischen.

»Esther ist die Tote«, sagte mein Vater verwundert. »Ach so, ich habe bisher immer nur von der Toten gesprochen! Entschuldige – Esther hieß die Tochter des Barons!«

»Gut – weiter!«

»Also ich kann mir nur denken, dass Esther damit gedroht hat, den Vater des Kindes anzuzeigen. Bei ihren Eltern wahrscheinlich, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass sie ihren Eltern öffentlich schaden wollte.«

»Nachdem, wie du mir Esther beschrieben hast, John, kann ich mir das auch nicht vorstellen. Also sind wir jetzt an dem Punkt, dass wir vermuten, dass Esther dem Vater damit gedroht hat, seinen Namen bei den Eltern zu verraten. Vielleicht hat sie ihm einen Brief geschrieben, in dem sie ihn davor warnt. Die Frage ist nur, was sie damit bezwecken wollte.«

»Vielleicht wollte sie ihn erpressen!«, sagte ich und wunderte mich über meine eigenen Worte, doch die mögliche Erklärung schoss sogleich durch meinen Kopf. »Vielleicht wollte sie ihn erpressen, weil er ihr solch ein Leid zugefügt hat – oder weil die Familie arm ist und der Vater des Kindes ist vielleicht vermögend.«

»Das wäre zumindest ein Motiv«, murmelte Oliver. »Ja, das ist zumindest eine Spur. Wenn Esther den Vater des Kindes erpresst hat, wäre das ein Grund, warum sie jemand tötet – wir hätten ein Motiv. Die Frage ist nur, ob das der Fall sein könnte, und ob einer der Anwesenden im Hotel der Vater des Kindes ist, das sich Esther hat wegmachen lassen.«

»Da fallen mir nur die beiden Offiziere ein«, sagte ich etwas übereilig – angespornt durch die Resonanz, die mir von Oliver entgegenschlug.

»Wir haben leider keine Hinweise darauf gefunden, dass diese beiden Offiziere der Familie vorher bekannt waren«, hielt mein Vater dagegen.

»Und was ist mit den anderen Gästen?«, fragte Oliver weiter.

»Es bleiben eigentlich nur noch die Hausangestellten, Mr. und Mrs. Pennymaker und Elle und Patrick.«

»Und Esthers Eltern!«, wandte ich ein.

»Das ist schon richtig«, meinte mein Vater mit einer leicht tadelnden Stimme. »Aber du glaubst doch nicht etwa, dass Esthers Vater der Vater des Kindes ist und...«

»Warum denn nicht?«, fragte Oliver. »Was ist, wenn Esthers Vater der Vater des Kindes ist, und er sein eigenes Kind umbringt, weil sie droht, der Mutter alles zu erzählen. Es würde auf jeden Fall die gedrückte Stimmung innerhalb der Familie erklären – und die seltsamen Aussagen der beiden Elternteile.«

»Dann wäre Baron Boughound aber ein überaus guter Schauspieler.«

»Wie viele Verbrecher sind nicht auch gute Schauspieler?«, wandte Oliver ein. »Diese Verbrecher lügen oft schon ihr ganzes Leben und werden dabei immer besser!«

»Dann sind wir also wieder bei den fünf Möglichkeiten, die wir vorher auch schon beisammen hatten«, meinte mein Vater. »Mr. Pennymaker, die beiden Offiziere, Patrick und der Vater der Toten, Baron Boughound. Zumindest können wir bei dieser Vermutung Francis und Mr. Howell ausschließen – aber auch nur, wenn wir Pete glauben und der nicht einen der beiden deckt!«

»Ja, du hast recht, John«, gab Oliver zu. »Wir brauchen mehr als nur eine Vermutung! Wenigstens ein Indiz, in welche Richtung wir uns orientieren müssen. Einen Hinweis auf eine Erpressung oder eine Aussage, die irgendeinen belastet, sodass man etwas Druck aufbauen kann.«

»Ich möchte noch einmal auf das zurückkommen, was Mr. Pennymaker an dem Abend sagte, als der jüngere der beiden Offiziere Esther zu Tanz aufforderte«, sagte ich.

»Was sagte er denn?«, fragte Oliver interessiert.

»Dass er das Leben, das Esther führte, nicht für lebenswert hielt.«

»Wir haben mit Mr. und Mrs. Pennymaker gesprochen – beide betreiben einen Hutladen in London und in ihrem Zimmer haben wir keinerlei Hinweise gefunden«, widersprach mir mein Vater.

»Dennoch glaube ich, dass etwas mit den beiden nicht stimmt«, gab ich zurück.

»Wir sollten uns nicht auf irgendwelche möglichen Täter versteifen, sonst entgeht uns am Ende das wichtige Detail«, mahnte mein Vater.

»Dein Vater hat nicht unrecht, Alexandra«, sagte jetzt auch Oliver. »Denn in den Jahren als Ermittler hat er ganz sicher ein Gespür dafür entwickelt, welcher Aussage er trauen kann und welcher nicht.«

»Jeder Mensch irrt manchmal«, sagte ich etwas starrsinnig, und obgleich mein Vater diese Trotzigkeit, die ich hin und wieder an den Tag legte, sonst immer bestrafte, schien er in diesem Moment so milde gestimmt, dass er keinen Widerspruch einlegte.

»Es passt alles zusammen!«, dachte ich mir mit einem Mal, stand auf und wollte zu Mr. Howell.

»Wo willst du hin?«, fragte mein Vater erstaunt.

»Ich möchte Mr. Howell eine Frage stellen.«

»Dann warte! Wenn wir etwas ermitteln, dann nur gemeinsam«, erklärte mein Vater, stand zusammen mit Oliver auf und zu dritt gingen wir zu Mr. Howell, der in seinem Telegraphenzimmer saß und auf Antwort der Polizei aus Penzance zu warten schien.

»Mr. Howell«, sagte ich in den kleinen Raum und ließ den Hotelbesitzer aus seinen Gedanken aufschrecken.

»Misses McAllister!«, sagte Mr. Howell etwas verwirrt.

»Mr. Howell, können Sie mir sagen, wann Mr. und Mrs. Pennymaker beabsichtigten, von hier abzureisen?«, fragte ich.

»Lassen Sie mich kurz nachdenken – ja, sie sagten, dass sie noch nicht wüssten, wann sie abreisen wollten – doch heute Morgen kamen sie zu mir und sagten, dass sie heute abreisen wollten.«

»Danke, Mr. Howell.«

»Sie glauben doch nicht, dass Mr. Pennymaker...!?!«

»Wir glauben gar nichts, Mr. Howell!« antwortete mein Vater für mich. »Wir suchen nur nach Hinweisen, um einen Mordfall aufzuklären. Sie haben uns sehr geholfen.«

Wir verließen den Telegraphenraum und ließen Mr. Howell zurück.

»Ich weiß, was du jetzt denkst, Alexandra!«, mahnte mein Vater. »Und auch wenn es den Anschein macht, dass Mr. und Mrs. Pennymaker just an dem Morgen entscheiden, das Hotel zu verlassen, an dem eine Leiche gefunden wird, bedeutet noch lange nicht, dass er auch der Mörder ist.«

»Vielleicht haben die beiden Angst – oder glauben, dass es in diesem Hotel sowieso keine Ruhe mehr geben wird!«, sagte jetzt auch Oliver. »Nichtsdestotrotz würde ich mich gerne mal mit Mr. Pennymaker alleine unterhalten – ohne seine Frau.«

»Das kann ich in die Wege leiten«, sagte mein Vater, ging fort und kam mit Mr. Pennymaker zurück.

»Wollen wir uns an einen ruhigeren Ort zurückziehen?« fragte Oliver, nachdem er sich Mr. Pennymaker noch mal persönlich und in Ruhe vorgestellt hatte.

»Wir können in mein Zimmer hochgehen«, schlug ich vor und wir alle gingen die Treppe hinauf, den Gang entlang und traten in mein Zimmer, in dem ich mich aufs Bett setzte, während die Männer allesamt stehen blieben.

»Mr. Pennymaker«, begann Oliver sogleich. »Über Sie weiß ich alles nur durch Hörensagen und wenn ich das ganze, was ich über Sie gehört habe, überdenke, dann ist es mir, als ob Sie nicht der sind, der Sie vorgeben zu sein.«

»Nein?«, wunderte sich Mr. Pennymaker und auch wenn er von meinem Vater zu mir und Oliver hastig blickte, so hatte ich dennoch das Gefühl, dass seine Verwunderung echt schien.

»Wissen Sie, Mr. Pennymaker«, fuhr Oliver fort. »Wir wissen mittlerweile, dass der Mörder der Tochter des Barons ein Mann war. Zudem wissen wir, dass Sie eine Bemerkung fallen ließen, dass Sie das Leben der Toten nicht für lebenswürdig halten.«

»Ich...«, wandte Mr. Pennymaker sofort ein.

»Warten Sie bitte«, unterbrach ihn Oliver ebenfalls direkt, »bis ich mich zu Ende erklärt habe! Danke! Also es gibt diese Bemerkung; dann tragen Sie eine Waffe bei sich und wissen demnach, wie man mit Waffen umgeht, und außerdem gibt es den Hinweis, dass Sie mit Ihrer Frau nicht planten, genau an diesem Morgen abzufahren, sondern irgendwann – was dann natürlich auffällig ist, dass genau an diesem Morgen ein Mord geschieht. Dass Ihr Zimmer direkt neben dem der Toten liegt und Sie beide nichts gehört haben, unterstreicht das ganze nur noch. Sie sehen, Mr. Pennymaker, wenn wir Sie des Mordes verhaften würden, benötigen Sie gute Argumente, um den Richter von Ihrer Unschuld zu überzeugen! Und ich behaupte gleich aus meiner Erfahrung, dass Sie nicht jeder Richter ohne Weiteres freispricht! Jetzt dürfen Sie sich erklären – und seien Sie dabei so ehrlich, wie Sie nur sein können!«

»Ich«, begann Mr. Pennymaker, brauchte aber eine geraume Zeit des Nachdenkens und Mit-Sich-Kämpfens, ehe er weiter sprechen konnte. »Ich bin ein Hutmacher aus London...«

»Das wissen wir bereits«, meinte Oliver ungeduldig, ganz so, als wollte er den Druck auf Mr. Pennymaker nicht verpuffen lassen.

»Aber ich habe mein Geld auch in verschiedenen Anlagen und genau in jener Bank, in der Baron Boughound der größte Kreditnehmer ist. Jetzt wissen wir alle, dass der Baron und die Baroness vor einem Scherbenhaufen stehen – was das Finanzielle angeht. Als die Bank über ihre Kontakte

erfuhr, dass Baron Boughound einen Urlaub an der Küste Cornwalls plane, wollte ich die Gelegenheit nutzen, im Auftrag der Bank herauszufinden, wie sicher unser Geld noch ist. Also reiste ich an und sprach unauffällig mit dem Baron mehrere Male über die Geschäftsentwicklungen, tat, als ob ich seine Situation völlig verstehen würde und bekam heraus, dass es einen Bekannten der Familie gibt, der vermögend ist und dass dieser Bekannte die Baroness als einzigen Erben eingesetzt hat.«

»Das ist äußerst interessant, denn Mrs. Pennymaker sagte mir, dass sie niemanden mehr habe!«, meinte mein Vater nachdenklich.

»Sie muss aber nicht zwangsläufig gelogen haben. Denn wenn es nur ein Bekannter der Familie ist!«, hielt ich dagegen.

»Wie dem auch sei!«, sagte Oliver. »Bitte weiter, Mr. Pennymaker!«

»Ja, nun. Also dieser Bekannte scheint tatsächlich geplant zu haben, der kleinen Baroness das Erbe zu vermachen, ohne dass ich erfahren konnte, wie viel das Erbe denn sein würde. Nichtsdestotrotz war ich mit dieser Nachricht natürlich etwas beruhigte, und wir planten, heute Morgen abzureisen, bestellten einen Wagen für den Morgen, der dann aber wieder fortgeschickt wurde, weil die kleine Tochter des Barons ermordet wurde. Ich schwöre auf mein Leben, Mr. McAllister und Mr. Hogwall, dass ich mit dem Mord an der Tochter nichts zu tun habe.«

»Für den ersten Moment glaube ich Ihnen, Mr. Pennymaker«, sagte Oliver, »weil ich Ihre Geschichte für schlüssig halte. Dennoch muss ich Sie verpflichten, uns alles zu sagen, was Sie in dem Bezug auf den Mordfall wissen!«

»Das ist alles, was ich weiß! Das können Sie mir glauben«, wehrte sich Mr. Pennymaker.

»Gerade das glaube ich Ihnen nicht!«, meinte hingegen Oliver und behielt den Befragten fest im Blick. »Denn ich denke, wenn Ihnen der Baron das Herz ausgeschüttet hat, soweit, dass er Ihnen – einem Fremden – erzählt, dass sie einen Bekannten haben, der die Familie aus den Schulden bringen könnte, dann hat er Ihnen vielleicht auch etwas in Bezug auf die kleine Tochter der Familie erzählt. Denken Sie scharf nach, was er gesagt haben könnte! Wenn ich das Gefühl habe, dass Sie mir etwas verheimlichen, dann werde ich persönlich dafür sorgen, dass Ihnen das Herumtragen einer Waffe zum Verhängnis wird!«

»Wozu ich aber eine Genehmigung habe!«, entgegnete Mr. Pennymaker schroff.

»In London durchaus – aber auf dem Land, weitab von der schützenden Stadt, mag das Gesetz ein wenig anders aussehen!«, hielt Oliver dagegen.

Mr. Pennymaker stritt innerlich mit sich – das konnte man seiner Mimik deutlich ablesen, was mir zugleich klar machte, dass er mehr wusste, als er bisher zugeben wollte.

»Ich bin bereit, Ihnen einige Informationen zu geben«, sagte er schließlich. »Aber nur unter der Voraussetzung, dass Sie mich und auch meine Frau in der Folgezeit in Ruhe lassen und dem Baron nichts davon erzählen, dass Sie das von mir wissen.«

»Abgemacht«, schoss es direkt aus Olivers Mund, der mit seinem Eifer einen neuen Schwung in die Ermittlung gebracht hatte.

»Der Baron erzählte mir«, begann Mr. Pennymaker nach einer kurzen gedanklichen Pause, in der er mehrfach tief ein- und ausatmete, »dass seine Tochter deshalb so kränklich sei, weil sie vor kurzem eine Schwangerschaft durchstehen musste, die nach der Entdeckung durch die Eltern von einem Arzt abgebrochen wurde.«

»Das wissen wir bereits«, gab mein Vater zu verstehen. »Wissen Sie aber auch mehr über die näheren Umstände dieser Schwangerschaft?«

»Der Baron sagte mir im Vertrauen, dass seine Tochter bereits im sechsten Monat schwanger gewesen war, und dass der Arzt davon abgeraten hatte, das Kind zu entfernen – viel eher sollte die Tochter das Kind austragen und dann an ein Waisenhaus abgeben!«

»Doch der Baron bestand auf einen Abbruch?«, wollte Oliver wissen.

»Auch wenn er es nicht explizit sagte, so glaube ich schon, dass er es war, der seine Tochter dazu gebracht hat, die Schwangerschaft zu beenden. Was dazu führte, dass die Tochter nach der Operation schwach war, krank wurde und mit den Nachwirkungen dieses Abbruchs zu kämpfen hatte.«

»Weiß der Baron oder die Baroness, wer der Vater des Kindes ist?«, fragte nun wiederum mein Vater.

»Also wenn sie es wissen, dann hat mich der Baron angelogen, denn er verneinte vehement, dass er den Vater kenne. Seine Tochter sei vielmehr darauf versessen, den Namen des Vaters um keinen Preis zu nennen – was den Baron verständlicherweise zur Weißglut trieb!«

Nach dieser Antwort schwiegen wir alle und während mein Vater, Oliver und ich nach einer weiteren sinnvollen Frage suchten, schien sich Mr. Pennymaker körperliche Spannung etwas zu legen.

»Ist das wirklich alles, was Sie wissen, Mr. Pennymaker?«, fragte mein Vater.

»Ja, das ist alles. Das schwöre ich Ihnen bei meinem Leben!«

»Und Ihre Frau – weiß die vielleicht mehr?«

»Nein, sicher nicht. Sie hat mit dem Baron und der Baroness kaum gesprochen, und ich habe ihr auch nicht alle Details gesagt, die ich Ihnen verraten habe!«

»Dann danke ich Ihnen für Ihre Offenheit«, sagte mein Vater und wollte Mr. Pennymaker bereits aus dem Verhör entlassen, als Oliver meinem Vater ein Zeichen gab, sodass dieser stehen blieb.

»Mr. Pennymaker«, begann Oliver. »Ich habe eine letzte Frage! Hat Ihnen der Baron erzählt, dass selbst, wenn er den Namen des Vaters nicht kannte, er doch zumindest darum wusste, dass seine Tochter den Vater des Kindes erpresste?«

In diesem Moment stockte mir der Atem, denn mit dieser Aussage wagte sich Oliver von einem bisher sicheren Terrain auf ein unsicheres vor, das allein von Vermutungen abgesteckt wurde. Dementsprechend war auch die Reaktion von Mr. Pennymaker, der sofort heftig mit dem Kopf schüttelte.

»Nein, davon hat er mir sicher nichts erzählt! Außerdem glaube ich nicht, dass die Tochter des Barons einen solchen Plan fassen konnte – dafür war sie viel zu schwach! Auch wenn ich es nicht sagen wollte, so denke ich, dass Sie sich die Frage stellen sollten, ob nicht einer der beiden Offiziere, die ein seltsames Interesse an der Toten zeigten, der Mörder ist!«

»Danke für Ihre offenen Worte«, wiederholte mein Vater seine Verabschiedung. »Und ich möchte Sie darauf hinweisen, dass wir genauso wie Sie darauf vertrauen, dass alles, was wir in diesem Raum besprochen haben, diesen Raum auch nicht verlässt!«

»Darauf haben Sie mein Wort!«, sagte Mr. Pennymaker ein wenig ungehalten und verließ den Raum durch die Türe, die ihm mein Vater geöffnet hatte. Alsdann schloss er die Türe und wir waren wieder zu dritt.

23. Kapitel

»Ich denke, wir sollten ein weiteres Mal mit dem Baron sprechen«, sagte mein Vater und wollte andeuten, dass er diesen holen würde, doch Oliver hielt ihn erneut mit einer Geste zurück.

»Warum den Baron?«, fragte er.

»Wen denn sonst?«, wollte ich wissen.

»Warum nicht die Baroness?«, fragte Oliver erneut. »Ich bin der festen Überzeugung, dass sich die tote Esther viel eher ihrer Mutter anvertraut hat als ihrem Vater. Das ist doch nur natürlich, denn immerhin hat die Baroness Esther zur Welt gebracht, wie auch Esther das Kind des Unbekannten zur Welt gebracht hätte.«

»Von mir aus! Ich gehe die Baroness holen«, sagte mein Vater! »Aber ich bin mir keineswegs sicher, ob das der richtige Weg ist! Nicht nur, dass die Baroness ihr einziges Kind verloren hat, sondern dass wir jetzt auch noch von ihr verlangen, das Seelenleben der Toten und auch ihre eigenes preiszugeben!«

»Und dennoch wird sie uns bestimmt danken, wenn wir den Mörder fassen können«, wandte Oliver ein, und da mein Vater diesen Punkt als ebenso schlüssig zu erachten schien, trat er wortlos aus dem Zimmer und ging die Baroness holen, mit der er kurze Zeit später in den Raum trat.

»Wollen Sie sich setzen, Baroness?«, fragte Oliver die Baroness, nachdem er sich auch ihr nochmals persönlich vorgestellt hatte.

»Dankel«, kam es von der Baroness, die sich direkt neben mich auf mein Bett setzte. »Sie müssen verstehen, dass es als Mutter, die ihr Kind verloren hat, nicht einfach ist, die Fragen zu beantworten – auch wenn ich verstehe, dass Sie die Fragen stellen müssen!«

»Ich danke Ihnen für Ihr Verständnis«, gab Oliver freundlich zu verstehen. »Aber ich kann Ihnen die Last leider nicht nehmen.«

»Das verstehe ich.«

»Gut. Dann muss ich Sie fragen, ob Sie davon wissen, dass Ihre Tochter den Ihnen bisher unbekanntem Vater des Kindes erpresst hat?«

Der Schock, der sich in dem Gesicht der Baroness widerspiegelte, war kaum mit Worten zu beschreiben. Wellen voller Wut und Zorn, gefolgt von heilloser Scham durchzogen ihr Gesicht und wüteten in diesem, bis die Baroness die Kraft fand, sich von diesem auch für mich gänzlich unerwarteten Schock für den Moment zu erholen.

»Können Sie sich auch nur ansatzweise vorstellen«, versuchte die Baroness den Zorn in ihrer Stimme zu kontrollieren, »was diese Frage in einer Mutter auslöst, die heute Morgen ihr Kind verloren hat?«

»Ich verstehe, dass Sie im Moment mit Ihren Trauergefühlen zu kämpfen haben, Baroness«, sagte Oliver, blieb aber mit seiner Stimmlage kühl und distanziert, »aber es geht darum, den Mörder Ihrer Tochter zu finden! Und ich bin mir ganz sicher, dass Sie mir auch diese Fragen verzeihen werden, wenn wir am Ende der Untersuchung mit Ihrer Hilfe den Mörder finden können, sodass Sie wenigstens in der Zukunft in Frieden schlafen können!«

»Ich werde mein Leben lang nicht mehr in Frieden schlafen können«, gab die Baroness als Antwort und suchte sich zu sammeln, indem sie den zorngefüllten Blick von Oliver nahm und auf ihre Hände richtete, die in ihrem Schoß lagen.

»Nehmen Sie sich die Zeit, Baroness«, sagte nun mein Vater, »die Sie brauchen, um sich für die Antwort zu sammeln.«

»Ich brauche mich nicht zu sammeln, denn ich weiß die Antwort!«, meinte die Baroness mit einem spürbaren Grummeln in der Stimme. »Als wir erfuhren, dass unsere Tochter schwanger war, wollten wir sofort den Namen des unehrenhaften Vaters erfahren, doch unsere Tochter machte uns klar, dass sie den Namen nicht preisgeben würde! Selbst dann nicht, wenn wir ihr mit Verstoßen aus der Familie oder dem Tod drohen würden. Unabhängig von dieser Einstellung entschieden der Baron und ich, dass wir den Bastard keineswegs lebend sehen wollten und suchten einen Arzt, der bereit war, das Kind, das schon im sechsten Monat war, noch aus dem Bauch meiner Tochter zu entfernen.«

»Sie kannten die Risiken des Eingriffs?«

»Ja, die kannten wir!«

»Und Sie waren bereit, diese Risiken einzugehen?«

»Das ist wohl am Ende die Schuld, die wir beide zu tragen haben werden! Aber es schien ja gut zu gehen. Bis wir hierher kamen, damit sich Esther was ausspannen kann. Mein Mann und ich hofften darauf, dass die Schwermut, die sich unmittelbar nach der Operation einstellte, den Ausschlag geben würde, dass Esther den Namen des Vaters preisgab, doch weit gefehlt! Sie blieb stumm und wollte den Namen weiterhin nicht verraten, selbst wenn Sie wegen ihm sterben müsse.«

»Sie sagen also«, fasste Oliver das Gesagte zusammen, »dass Sie bis heute keine Ahnung haben, wer der Vater des Kindes ist?«

»Nein!«, gab die Baroness zurück, »das sagte ich doch bereits!«

»Ich glaube Ihnen, Baroness!«, meinte Oliver.

»Das bringt mir meine Tochter auch nicht zurück!«

»Das stimmt wohl! Und dennoch bin ich der Meinung, dass Sie uns etwas verschweigen, Baroness!«, machte Oliver, die letzte Bemerkung überhörend, weiter.

»Wie habe ich das zu verstehen?«

»Wissen Sie, Baroness, wir Polizisten sind am Ende nichts anderes als Geschichtenerzähler. Keine Erfinder von Geschichten, nein, sonst wären wir Erzähler oder Dichter, sondern vielmehr erzählen wir die Geschichten, wie wir sie auffassen – wie sie geschehen sein könnten. In Ihrem Fall werde ich Ihnen jetzt eine Geschichte erzählen, die darauf aufbaut, was wir bisher über Ihre Tochter, Sie, den Baron und die Umstände in diesem Hotel erfahren haben. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

»Ich denke schon!«, antwortete die Baroness, und ich spürte, wie sich ihr gesamter Körper anspannte, als würde sich eine Löwin zu einer Hatz auf ihr Opfer bereit machen.

»Ich beginne die Geschichte mit dem Umstand, dass Sie und der Baron entdecken, dass Ihre Tochter schwanger ist – wohl, weil sich der wachsende Bauch selbst bei einer so zierlichen Tochter wie der Ihren nicht mehr verdecken lässt. Daraufhin sprechen Sie mit Ihrer Tochter, erst einfühlsam, dann ruppiger, als sich Ihre Tochter weigert, den Namen des Vaters bekannt zu geben. Um keinen gesellschaftlichen Schaden davon zu tragen, entscheiden Sie und der Baron – nicht Ihre Tochter – dass der einzig gangbare Weg für Sie die heimliche Entfernung des Kindes ist. Ihre Tochter hat keine Wahl und muss dem Vorgehen mit all seinen Risiken zustimmen und übersteht glücklicherweise die Operation. Und um ihr eine Erholung fernab der heimischen Umgebung zu ermöglichen, fahren Sie mit ihr an diesen Ort – so weit weg wie es nur geht, wenn man nicht gerade auf den Kontinent möchte.«

Für einen kurzen Moment schwieg Oliver und da bisher kein Anzeichen einer Widerrede der Baroness zu sehen war, nahm auch ich das als Zeichen der Bestätigung.

»Jetzt machen Sie an diesem Flecken Erde Urlaub und Ihrer Tochter geht es von Tag zu Tag ein wenig besser – und dennoch will sie Ihnen den Namen des Vaters ihres nunmehr toten Kindes nicht sagen. Bis zu diesem Zeitpunkt der Geschichte läuft noch alles ohne sonderliche Zwischenfälle, doch dann gerät das Ganze aus den Fugen, als Ihre Tochter tot aufgefunden wird! Die Frage, die sich im Anschluss daran natürlich stellt, ist, was zwischen der Ankunft in diesem Hotel und dem Tod Ihrer Tochter passiert ist. Und für diesen Zeitraum gibt es genau drei Erklärungen – und ich bin mir absolut sicher, dass Sie mir am Ende eine der drei Erklärungen bestätigen können!«

Ich muss zugeben, dass ich von dieser Schlussfolgerung geschockt war! Wie konnte Oliver diesen Fall so präzise auf drei Erklärungen eingrenzen und dabei davon ausgehen, dass die Baroness eine der drei bestätigen würde – es gar konnte! Aber die Baroness saß weiterhin angespannt und schweigend neben mir, sodass ich in diesem Moment ahnte, dass Oliver durchaus recht behalten konnte! Wie sehr ich angespannt war, kann ich im Nachhinein kaum mehr ermessen, aber ich spürte, dass wir drei ganz dicht vor einem Durchbruch in diesem Mordfall standen. Doch es war nicht Oliver, der seine drei Erklärungen ausführte, sondern die Baroness selbst, die überraschenderweise ihr Schweigen brach.

»Ich denke, ich übernehme die Geschichte ab hier! Esther – meine geliebte Tochter«, begann sie und ich merkte sogleich, dass diese Worte, die jetzt aus ihrem Mund kamen, die reine Wahrheit waren, »kam vor einigen Tagen zu mir und eröffnete mir, dass Sie die finanzielle Situation unserer Familie kennen würde. Daher hatte sie sich entschieden, den durchaus reichen Vater ihres nunmehr toten Kindes um Geld zu bitten, denn auch er hätte seit kurzem einiges in seinem Leben zu verlieren, wenn bekannt würde, dass er der Vater des Kindes wäre. Ich wollte es meinem Mann, dem Baron, sagen, aber meine Tochter verlangte von mir, dass ich schwieg. Vielleicht hätte das alles klären können!«

»Sie wussten nichts von dem reichen Bekannten, der Esther als Erbin einsetzen wollte, nicht wahr?«, schloss mein Vater aus der Erzählung der Baroness.

»Bis vorhin hatte ich keine Ahnung davon! Mein Mann hat es mir nicht sagen wollen! Und jetzt bereut er es ungemein! Sonst wäre das hier wahrscheinlich gar nicht passiert! Oh, Esther! Meine kleine Esther! Sie war doch mein einziges Kind! Die anderen schafften es nicht mal auf die Welt«, flüsterte die Baroness und musste schwer schlucken.

»Auch wenn ich ahnen kann, dass das jetzt sehr schwer für Sie ist, Baroness«, sagte Oliver nach einer Weile des Schweigens, »muss ich Sie bitten, uns auch den Rest zu erzählen!«

»Auch wenn es mir schwer fiel, sagte ich ihr mein Schweigen zu und muss zugeben, dass ich sogar insgeheim hoffte, dass der Vater des Kindes das Lösegeld für das Schweigen meiner Tochter bezahlen würde. Es ist kein leichtes Leben, wenn man adelig, aber mittellos ist in diesem Land, und natürlich schäme ich mich dafür. Als ich merkte, dass unsere Tochter unsere beste Aussicht war, schnell die Aasgeier loszuwerden, die beinahe jeden Tag meinen Mann besuchten, um ihn davor zu warnen, die Schulden nicht zurückzuzahlen, da...«, sagte die Baroness, stockte und brach in Tränen aus.

Ich stand vom Bett auf und suchte aus einer Kommode ein Taschentuch, das ich ihr reichte. Sie schnäuzte hinein, sammelte sich kurz und sprach dann weiter.

»Dann sagte Esther mir gestern Abend, dass der Vater des Kindes seit kurzem hier im Hotel sei! Ich bekam einen mächtigen Schock und drang in sie, dass wir es jetzt ihrem Vater sagen mussten, doch auch in diesem Augenblick der größten Bedrohung verweigerte sie sich und drohte mir, alles öffentlich zu machen, selbst wenn sie dabei leiden müsse. Ich war gefangen und konnte mich kaum winden, doch Esther wirkte ganz ruhig und sagte nur, dass sie es jetzt zu Ende bringen werde. Wahrscheinlich habe der Vater das Lösegeld bei sich und werde es ihr geben – ich muss zugeben, dass ich in diesem Moment nicht daran gedacht habe, dass er meine Tochter umbringen würde! Ich hätte das alles verhindern können, wenn ich doch nur...«

Nun brachen alle Dämme und die Baroness konnte kaum mehr weiter sprechen. Ich half ihr, sich auf meinem Bett hinzulegen und streichelte ihr über den Rücken, während sie das erste Mal seit dem Morgen zügellos um ihre Tochter trauern konnte.

»Ich werde meine Frau holen«, sagte mein Vater, »damit sie sich um die Baroness kümmert.«

Während mein Vater hinunter eilte, um meine Mutter herbeizuholen, schwieg Oliver und ging scheinbar in Gedanken die neuen Informationen durch. Der Mörder befand sich also tatsächlich in diesem Hotel und nun hatten sie auch das Motiv – auch wenn dieses Motiv die Zahl der Verdächtigen nur unweigerlich, und zwar um den Baron selber, verringerte.

Mein Vater kam kurz darauf mit meiner Mutter zurück ins Zimmer, der er wohl das Nötigste gesagt hatte, und indem mir meine Mutter ein wohlwollendes Lächeln schenkte, stand ich auf und ließ meine Mutter zur Baroness, die sie genauso umsorgte wie Elle, als diese krank war, an dem Tag, als wir mit Patrick raus zu den Minen fuhren.

Kaum, dass ich vom Bett aufgestanden war, stand auch alles sonnenklar vor meinem geistigen Auge – alles fügte sich zusammen, die Hinweise, die Indizien, die Beweise und die Aussagen und ich erschrak, denn ich wusste nunmehr, wer Esthers Mörder war.

24. Kapitel

Auch Oliver und mein Vater schienen im gleichen Moment auf den gleichen Gedanken gekommen zu sein, denn kaum, dass wir auf dem Flur waren, zischten wir uns gegenseitig zu, dass Patrick der von uns so lange gesuchte Mörder war. Gemeinsam stürmten wir in das Zimmer, in dem Patrick Francis bewachte, rumpelten durch die Türe, doch als wir freien Blick in den Raum hatten, erkannten wir nur, dass der gefesselte und geknebelte Francis alleine war.

»Du bleibst hier, Alexandra«, bestimmte mein Vater, »und mach Francis los – der hat jetzt genug gelitten.«

Im selben Augenblick waren Oliver und mein Vater aus dem Raum verschwunden, und ich hörte nur noch, wie sie die Treppe hinunter sprangen, um im Speisesaal nachzusehen, ob sich Patrick dort versteckt hielt.

Da ich bestimmt wurde, Francis zu befreien, machte ich mich ans Werk und entknotete soeben den Knebel, als Francis mit dem ersten Wort, das er sprechen konnte, »Achtung« raunte.

Es war zu spät – Patrick griff mich von hinten um die Brust, zog mich zurück und hielt mir ein Messer an die Kehle. Ich schrie um mein Leben, und erst als Patrick drohte, mir den Hals aufzuschlitzen, wenn ich nicht leise sei, verspürte ich das erste Mal in meinem Leben eine nackte und fürchterliche Todesangst. Ich hörte, wie Oliver und mein Vater meinem Schrei folgten und die Treppe wieder hinaufgestürmt kamen. Fast zeitgleich stießen sie in das Zimmer und erkannten beide sofort, dass sie in der schlechten Position waren.

»Als ihr die Baroness in die Mangel genommen habt«, sagte Patrick ohne Umschweife, »wusste ich, dass ihr bald auf mich kommen würdet!«

»Lass meine Tochter gehen!«, sagte mein Vater. »Sie hat dir nichts getan!«

»Sie nicht – aber du!«, gab Patrick zurück. »Und wenn ich sie gehen lasse, wirst du mir auch wieder was antun! Also werde ich sie ganz sicher nicht gehen lassen! Aber wenn ihr beide euch noch weiter nähert, dann schwöre ich bei Gott, dass Esther nicht die einzige Tote in diesem Hotel für heute bleiben wird.«

»Wir haben verstanden«, versuchte Oliver Patrick zu beruhigen und zugleich meinen Vater vom weiteren Vorgehen abzuhalten.

»Wie viel wollte Esther von dir erpressen, Patrick?«, fragte mein Vater.

»Ist das nicht egal?«, spie Patrick neben meinem Ohr undeutlich aus und wuchtete mein Gewicht, das er zusätzlich stützen musste, nach oben, sodass die Klinge meine Haut verletzte.

»Au!«, schrie ich auf und spürte, wie ein wenig Blut aus der Wunde trat.

»Dann lass dich nicht so hängen!«, keifte Patrick in meine Richtung. »Und du, John – noch einen Schritt nach vorne und der Schnitt in ihrem Hals wird so tief sein, dass du nichts mehr machen kannst!«

Mein Vater ging nach dieser Drohung ohne zu warten einen Schritt zurück, wodurch sich Patricks drohende Haltung ein wenig entspannte. Zugleich hatte mich der Schmerz, den ich am Hals spürte, aufgeweckt. Ich gewann wieder mehr Kontrolle über meinen Körper zurück, was dazu führte, dass die unmittelbare Bedrohung durch das Messer vorerst abgewendet war.

»Und wie geht das hier jetzt weiter?«, fragte Oliver angespannt, aber dennoch ruhig.

»Draußen steht ein Wagen!«, sagte Patrick. »Ich werde jetzt mit Alexandra zu diesem Wagen gehen, aufsitzen und auf Elle warten, die du, John, holen wirst. Dann werden wir von hier fortfahren, und Alexandra an einer geeigneten Stelle aussetzen. Ich habe nicht vor, ihr etwas zuleide zu tun, aber wenn ich dazu gezwungen werde, werdet ihr mich auch nicht davon abhalten!«

»Ich werde dich bis an das Ende meines Lebens jagen, solltest du meiner Tochter etwas zu Leide tun!«, schwor mein Vater, auch wenn ihm klar sein musste, dass eine solche Drohung nicht zu einer Verbesserung meiner Lage führen konnte.

»Das werden wir noch sehen, John! Jetzt tretet ihr beide auf den Flur und geht die Treppe hinab – aber immer so, dass ich euch sehe. Ich werde nicht zögern, Alexandra zu töten, solltet ihr euch nicht so verhalten, wie ich das von euch erwarte!«

»Wir werden alles tun, was du willst!«, sagte Oliver und schob meinen Vater aus dem Raum, der nur sehr widerwillig den Raum verließ.

Was dann folgte, war sehr unangenehm, insbesondere für mich, denn um meinen Hals nicht vom Messer aufgeschlitzt zu sehen, musste ich mir vorstellen, wie sich Patrick bewegen würde, damit er mich nicht aus Versehen aufschlitzte. Nur mit Mühe und Not schafften wir es unbeschadet die Treppe hinab und zum Glück auch unbeschadet aus dem Hotel.

Als wir draußen angelangt waren, sah uns Olivers Partner, aber er verstand Olivers Zeichen sofort und entfernte sich vom Wagen, in dessen Zelle weiterhin O'Dofrey alias Mr. Mimp saß.

Um sich auf den Wagen aufzuschwingen, lockerte Patrick ein wenig die Umklammerung um meinen Körper. Dennoch ergab sich für mich keine Möglichkeit, mich loszureißen. Ich musste seinem Befehl folgen und kletterte auf den Wagen, wo wir nun auf Elle warteten.

Noch hatte ich die Hoffnung, dass sie Patrick zur Vernunft bringen würde. Aber als Elle erschien und ohne verwundert zu sein auf den Wagen stieg, sah ich an ihrem Gesichtsausdruck, dass sie weder überrascht noch verwirrt, sondern zutiefst entschlossen war – sie wusste von der Erpressung und dem Mord!

In der Zwischenzeit war Olivers Partner an Seite getreten und zusammen mit meinem Vater und seinem Kollegen beobachteten die drei, wie Patrick den Wagen fertig zur Abfahrt machte. Ich hingegen saß stocksteif auf meinem Sitz und dachte in meiner Angst an gar nichts, sondern nahm nur auf, was sich abspielte.

Auf einmal fiel ein Schuss – und instinktiv duckte ich meinem Kopf auf meinen Schoß, schlug die Arme übereinander und wartete, was als nächstes passieren würde.

Alles ging so rasend schnell, dass ich zunächst nichts verstand. Ich erkannte nur, dass ich mich wenige Augenblicke später in den Armen meines Vaters befand und aus den Augenwinkeln sah, wie sich Patrick auf dem Boden wand. Aus seinem Bein quoll Blut hervor, während Elle noch auf dem Wagen saß und wahllos hysterische und unverständliche Wortfetzen schrie.

Erst jetzt begriff ich, dass mein Vater die Waffe benutzt hatte, die ihm Mr. Pennymaker gegeben hatte und von der er glaubte, dass er sie nicht benutzen müsse – doch jetzt hatte sie mein Leben gerettet.

Nur wenigen Momente danach kam auch meine Mutter zu uns herausgelaufen, überblickte die hektische Situation, die sich ihr bot, sah, wie Oliver die unter Schock stehende und immer noch schreiende Elle verhaftete, und sie sah, wie Olivers Partner den angeschossenen Patrick entwaffnet hatte und nun bewachte. Doch als sie die Schnittwunde und das herunter gelaufene Blut an meinem Hals erkannte, wurde meine Mutter fast ohnmächtig und sank zu mir und meinen Vater hinab auf ihre Knie. Wir weinten zusammen und immer wieder musste ich meiner Mutter bestätigen, dass es mir gut ginge und dass die Wunde an meinem Hals nur eine leichte Schnittwunde sei.

Das Wichtigste für mich aber war, dass wir den Fall gelöst hatten und über diesen Umstand vergaß ich die Schmerzen und den Schock des Schusses. Ich freute mich mit meinem Vater und wunderte mich darüber, dass uns Patrick und Elle so lange verheimlichen konnten, wer sie wirklich waren. Wie nah Patrick uns doch gekommen war, wurde mir erst jetzt bewusst. Wie sehr wir ihm vertraut hatten!

Es muss wohl eine gefühlte Ewigkeit vergangen sein, ehe ich merkte, wie sich alle Anwesenden aus dem Hotel am und vor dem Eingang versammelt hatten. Ich sah, wie Teresa in den Armen von Francis lag, den sie in der Zwischenzeit befreit haben musste, ich erkannte, dass Mr. Howell Tränen in den Augen standen, und ich musste mich innerlich über Pete wundern, hinter dem sich viel mehr verbarg, als der alte Mann den Anschein machte. Auch wenn sich alle um meine Mutter und mich bewegten, auch wenn alle durcheinander redeten und helfen wollten, verspürte ich niemals zuvor und niemals danach in meinem Leben einen solchen glücklichen Frieden, wie in diesem Moment, in dem der ganze Druck der letzten Stunden von mir abfiel, und ich mich ohne große Scham in die schützenden Armen meiner Eltern vergraben konnte.

Kurz nachdem Oliver die Mörder Patrick und Elle gefesselt und in Gewahrsam gebracht hatte, traf die von Mr. Howell gerufene Polizeitruppe auf Penzance ein. Mit zwei Wagen und fünf Polizisten waren sie herbeigeeilt und fanden eine bereits vollständig gelöste Situation vor. Während ich mich mit meiner Mutter auf die Veranda setzte und zuhörte, wie mein Vater und Oliver den örtlichen Kollegen wieder und wieder die Tathergänge erzählten, löste sich die Versammlung aller

Anwesenden immer mehr auf. Nur Mr. Howell blieb die ganze Zeit über bei dem Geschehen und kümmerte sich darum, dass der Schaden für das Hotel möglichst gering blieb – doch als ihm mein Vater bestätigte, dass er Francis' Vergehen nicht weiter erzählen würde, entspannte sich der Hotelbesitzer für den Moment.

Patrick und Elle wurden in einen der beiden Wagen gesetzt, und es wurde unter den Polizisten vereinbart, dass die beiden zunächst einem örtlichen Richter vorgeführt werden sollten, ehe dieser zu entscheiden hatte, wo der Prozess gegen den Mörder und seine Beihelferin stattfinden sollte. Oliver und mein Vater sahen dem Treiben zu, gaben mehrfache Angaben zu Protokoll und nicht selten kam es vor, dass mein Vater zu mir und meiner Mutter herüberblickte und sein Lächeln verriet mir, wie glücklich er war, dass am Ende alles gut ausgegangen war.

Als die Polizisten aus Penzance bereit waren abzufahren, nahm mein Vater den Kommandanten der Fünf beiseite und erklärte diesem im Stillen etwas, was nicht nur dem Anführer, sondern auch Oliver in Erstaunen versetzte. Ich hätte dabei gerne Mäuschen gespielt, denn ich konnte mir beileibe nicht vorstellen, was die beiden so sehr in Erstaunen versetzte – nicht nach allem, was geschehen war. Doch gleich nach dem Ende des Berichts meines Vaters instruierte der Anführer die anderen vier, die sich um das Hotel verteilten, was mir den Eindruck gab, dass die Geschichte doch noch nicht vollständig vorbei war.

»Wen wollen die jetzt noch festnehmen?«, fragte ich mich und auch meine Mutter fragte sich, was der ganze Aufruhr bedeutete.

Doch erst als Pete von Oliver aus dem Hotel in Handschellen abgeführt wurde, ahnte ich, was der Hintergrund war – und irrte so sehr, wie selten in meinem Leben. Denn nicht der Diebstahl war der Grund der Festnahme, nein, die Anzeige gegen Pete lautete Mord!

»Mord?!«, dachte ich mir und brauchte einige Momente, ehe ich verstand, was mein Vater vermutete. Später erfuhr ich dann, dass Pete den Mord, der vor Jahren geschehen war, und bei dem er scheinbar nur ein ehrbarer Zeuge gewesen sein soll, gestanden hatte. Die ermordete Frau, die angeblich in der Nacht geflohen war und in dem abgeschlossenen Raum vorgefunden wurde, hatte Pete beim versuchten Diebstahl entdeckt. Als sie aus dem Zimmer fliehen wollte, war Pete schneller gewesen, bekam die Frau zu fassen, tötete sie, verriegelte die Türe von innen und verschwand im Anschluss daran durch die Falltür im Boden, aus der er in das Zimmer gekommen war. In der folgenden Ermittlung gab er dann vor, dass er gesehen habe, wie die Frau des Nachts das Hotel fluchtartig verließ, und alle glaubten dem alten Pete, der bis zum Erscheinen meines Vaters kein Wässerchen trüben konnte.

»Aber wir werden nie einen Beweis finden«, sagte mein Vater, als er Oliver und seinen Partner verabschiedet hatte, leise zu mir, »dass Mrs. Worthington mit Pete unter einer Decke steckte. Nicht, wenn Pete sie weiterhin deckt, wie er es bisher getan hat!«

»Mrs. Worthington soll was?«, fragte ich verwundert.

»Erinnerst du dich, wo Pete das Collier deiner Mutter versteckt hatte?«

»Im Zimmer von Mrs. Worthington!«, sagte ich und erahnte, was mein Vater dachte.

»Es ist die alte Leier mit den Dieben – ein Collier dieser Art würde in Petes Händen immer auffallen, während es um Mrs. Worthingtons Hals keine Verwunderung auslösen würde.«

»Du meinst, er hat für sie geklaut?«

»Entweder das oder sie hat den Schmuck für beide verkauft!«

»Aber wenn Pete sie nicht belastet, wird sie mit ihrem Verbrechen davon kommen!«, sagte ich.

»Das ist der Preis, wenn man alles zusammenhat, aber für gewisse Verbindungen den Zufall braucht«, meinte mein Vater und blickte zu seinem Kollegen aus Plymouth rüber, der nunmehr mit seinem Partner fertig zur Abfahrt war.

Somit fuhren Oliver, sein Partner und der Polizeitrupp aus Penzance mit vier Gefangenen zurück. Mein Vater, meine Mutter und ich aber blieben im Hotel am Ende der Welt – mit vier gelösten Fällen!

Wir blieben noch einige Tage an diesem Ort, und ich ließ mir von Mr. Howell den Sinn oder Unsinn der nach indischem Vorbild geschmückten Eingangshalle erklären. Wir genossen die Tage, an denen wir nichts weiter taten, als an den rauen Klippen entlang zu spazieren und den Wind zu spüren, der unsere Gesichter umspielte. Im Gleichklang schlugen die Wellen an die Felsen und spielten für uns das raue Lied Cornwalls.

Den ersten Tag hatten wir uns auf Drängen meiner Mutter vorgenommen, kein Wort über die Fälle zu verlieren, doch als ich trotzdem damit anfang, entschuldigte ich mich bei meiner Mutter, aber diese nahm es mit Wohlgefallen, da sie merkte, dass dieser Angriff mit dem Messer mir nicht mehr wehgetan hatte, als die schorfige Narbe, die ich nun im Urlaub wie eine Medaille am Hals trug.

So neigte sich der Urlaub dem Ende zu und an dem Tag, an dem wir abreisten, umarmte ich Mr. Howell, Francis und Teresa, ehe ich in den Wagen zu meinen Eltern stieg. Wir alle fuhren gemeinsam los, um das Hotel herum und die lange Einfahrt entlang, auf die beiden Bäume zu, zwischen denen ich noch vor Tagen seltsame widerstreitende Schatten gesehen hatte. Doch an diesem strahlend sonnigen Tag, an dem selbst der Wind schwieg, hatten die beiden alten Bäume allen Schrecken verloren und wirkten wie zwei Diener, die das Tor zu einer anderen Welt bewachten. Die beiden Gestalten unter dem Baum, von denen einer den anderen ermordete, war wohl das einzige Rätsel, das ich nie lösen werde.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, das Hotel hinter mir zu lassen, ohne einen letzten Blick zurück zu werfen, doch dann überkam es mich, und ich suchte mit meinen Augen das Fenster meines Zimmers, in dem ich in den wenigen Tagen mehr erlebt hatte als in meinem ganzen Leben zuvor.

Doch wenn ich in diesem Augenblick des Abschieds geglaubt hatte, dass das Fenster leer sein würde, sah ich mich getäuscht. Ein eisiger Schock durchfuhr meinen Körper und meine Augen weiteten sich schreckhaft, denn ich sah überdeutlich eine Figur hinter den Fensterscheiben – an dem Ort, wo ich immer hinter den Gardinen gestanden hatte, um rauszublicken.

Es war die alte Dame, die uns nachblickte, und als ich sie erkannte, verflog ein Teil des Schreckens, denn damit hatte ich auf keinen Fall gerechnet. Ich sah genau, dass Mrs. Worthington' Gesicht kein Lächeln trug, sondern so versteinert wie immer war, und ich fragte mich, was die alte Dame wohl gerade dachte!

Mein Vater entdeckte meinen schreckhaften Blick, den ich fest auf das Fenster meines Zimmers gerichtet hatte, doch er schien Mrs. Worthington nicht zu sehen, denn er fragte mich, ob ich das Hotel und mein Zimmer am Ende des Flures schon vermissen würde.

In diesem Moment wusste ich, dass es in diesem Hotel mehr spukte, als wir alle gemeinsam zu glauben bereit waren!